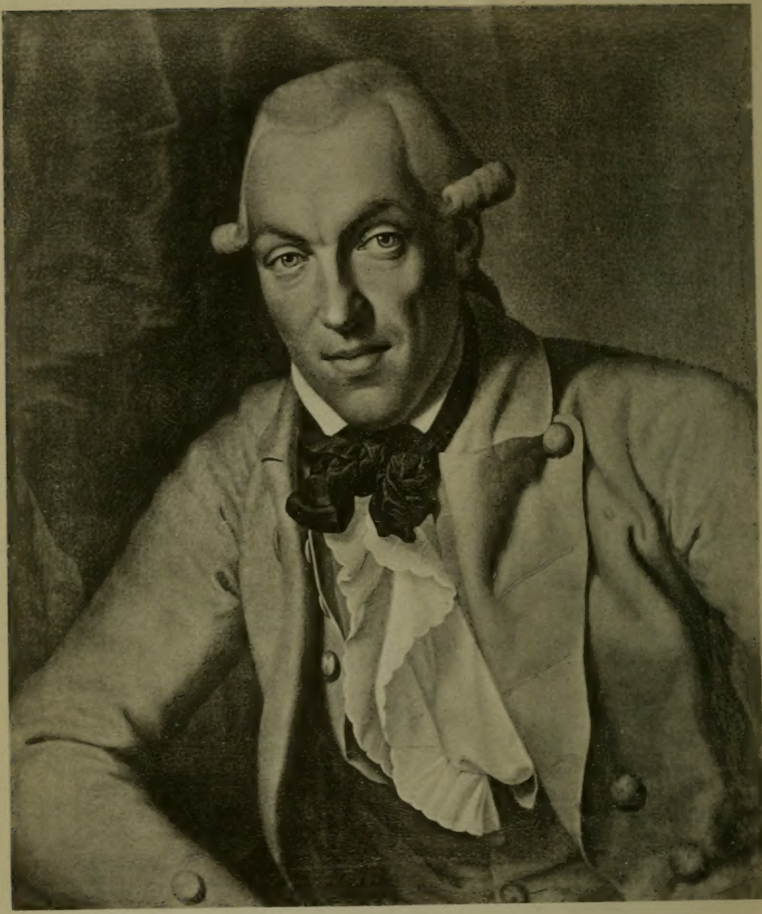


Johann Heinrich Merck
Nach dem Ölgemälde des Hofmalers Strecker
gemalt 1772

Johann Heinrich Mercks
Schriften und Briefwechsel

In Auswahl heraus-
gegeben von Kurt Wolff

Erster Band

Erschienen im Insel-Verlag zu Leipzig 1909

Einleitung des Herausgebers.

Das Jahrhundert Goethes hat sein Licht und seinen Schatten auf Johann Heinrich Merck geworfen, hat ihn untrennbar von dem Namen Goethe gemacht, und die Gewalt dieses einzigen Namens, dem sich der Einzelne unterordnen mußte, hat es zu einer individuellen Bewertung Mercks nie kommen lassen.

Den Zeitgenossen galt es als erstrebenswert, mit dem Kriegsrat Merck in Verbindung zu treten; die Freundschaften und Beziehungen zu den bedeutendsten unter ihnen gaben seinem Leben, das in seinem äußeren Verlauf einfach blieb und zu den Extravaganzen der Genieperiode so wenig passen wollte, Inhalt und Wert. Er wurde 1741 zu Darmstadt geboren, besuchte das Pädagogium des bedeutenden Schulmannes Joh. Martin Wenck, dem auch H. P. Sturz und Lichtenberg angehörten, und bezog im Herbst 1757 die Gießener Universität. Dort war er, ebenso wie später in Erlangen, wo er sich vom Sommer 1759 bis zum Frühjahr 1760 aufhielt, als Theologe inscribiert. Daß er sich diesem Fache nicht widmete, ist sicher; über seine eigentlichen Studien aber ist nichts bekannt, wie überhaupt das biographische Detail aus diesen Jahren gänzlich fehlt. Später taucht Merck als Reisebegleiter eines Herrn von Bibra in der Schweiz auf. In Morges am Genfer See lernte er die Tochter des Steuereinnehmers Charbonier, Francisca Louise, kennen, mit der er sich am 7. Juni 1766 vermählte.

1767 trat er in Darmstadt in hessische Dienste, wurde ein Jahr als Kanzlei-Sekretär, später als Kriegszahlmeister beschäftigt und erhielt 1774 den Titel Kriegsrat. Befriedigung suchte und fand Merck in seinem Berufe nicht.

Die Verbindung mit Dichtern und Gelehrten begann mit der Seßhaftigkeit, zu der ihn seine Stellung zwang. Viele führt der Weg nach Darmstadt, andere Bekanntschaften werden auf Reisen gemacht. Die Korrespondenz Mercks erschließt

uns diese reizvollen Beziehungen zwischen den verschiedenartigsten Menschen, die untereinander zum Teil schroffste Gegner sind (— Nicolai, Goethe —), und nur durch Merck in Kontakt kommen.

Wie Herder Mercks „erster Freund" wurde, so spielt auch er die wichtigste Rolle im Beginn der uns interessierenden Korrespondenz. Zahlreiche, umfangreiche Schreiben schickt Herder von Straßburg aus dem kaum gewonnenen Freunde. Ganz selbstlos ist diese Freundschaft, die in den überschwenglichsten Worten immer wieder betont wird, von Herders Seite aus nicht; vor allen Dingen muß Merck den postillon d'amour spielen. Bei seinem Aufenthalt in Darmstadt im August 1770 hatte sich Herder in Mercks Haus mit Karoline Flachsland heimlich verlobt. Karoline gehörte zum engeren Kreise Mercks.

Sie, die beiden Hofdamen, die Fräuleins von Ziegler „Lila" und Roussillon „Urania", Mercks kluge Frau, der Hofrat Leuchsenring, „Pater Brey", und der Kriegsrat Merck, das sind die Darmstädter Empfindsamen.

Man hat die wesentlich durch Dichtung und Wahrheit entstandene Vorstellung von Mercks Charakter, als einem launisch unzufriedenen und selbstquälerischen, die für seine allerletzten Jahre zutreffen mag, häufig auf das ganze Leben übertragen wollen; für die längste Zeit liegt dazu gar keine Berechtigung vor, und um 1771 ist er ganz ein Kind seiner Vaterstadt und seiner Gesellschaft.

Es ist der Hochsommer der Darmstädter Schäferzeit.

Man redet sich mit poetischen Namen an, man bedichtet einander, man schmachtet sich gegenseitig an, und der Darmstädter Herrengarten, in dessen Schatten man mit „Buch und Genius" liegt, hallt von Seufzern, Liebesschwüren und sentimentalen Liedern wieder. Leuchsenring geht zur Begleitung des Erbprinzen auf Reisen, und die Darmstädter

Damen finden während seiner Abwesenheit den erfreulichsten, wenn auch nur vorübergehenden Ersatz im Dr. Goethe, der um Ostern 1772 bei Merck zu Gast ist.

Die Bekanntschaft zwischen Goethe und Merck war durch Vermittlung der Brüder Schlosser im Vorjahre gemacht worden. Schon von Straßburg aus hatte Herder den jungen Goethe „nicht ungünstig angekündigt". Und Ende 1771 nach der frischen Bekanntschaft schreibt Goethe an Herder: „Vor einiger Zeit bracht' ich auch einen reichen Abend mit Mercken zu. Ich war so vergnügt als ich sein kann, wieder einen Menschen zu finden, in dessen Umgang sich Gefühle entwickeln und Gedanken bestimmen."

Goethe fühlt sich wohl in Mercks Gesellschaft. Hier findet er wieder eine bedeutende Persönlichkeit mit reifem Verständnis, die ihm viel Anregung geben kann, besonders in Fragen der bildenden Kunst, deren tiefere Kenntnis er noch vermißt.

In ernsten Gesprächen mit dem älteren Freunde und zärtlich elegischem Getändel mit Uranien, Lila und Psyche (Karoline) vergehen Goethes Darmstädter Tage. Den Schönen und der Poesie wird reichlich geopfert. In der Darmstädter Fasanerie und in dem Walde, in dem vor zwei Jahren Herder Klopstocksche Oden und Szenen des Messias vorgetragen, deklamiert der junge Goethe den neuen Freunden Ossian und singt ihnen Lieder. Merck dichtet seine Morgenlieder an Lila und die beiden anderen schönen Seelen werden durch Goethes Verse gefeiert: „Elysium an Urania" und „Felsweihegesang an Psyche".

Auch andere kluge Köpfe gehören zu diesem Kreis: mit Heß, Petersen und Wenck wird eifriger Verkehr gepflogen. Immer wieder kehrt Goethe als Gast im Merckschen Haus ein. Er gewöhnt sich „auf der Straße zu leben" und zwischen Frankfurt und Darmstadt „wie ein Bote hin und her zu wandern". Der spielerische Reiz des sentimentalen

Kreises tritt zurück; ernste literarische Produktion vereinigen die Freunde. Beide arbeiten sie eifrig für die Frankfurter Gelehrten Anzeigen, deren Leitung seit Anfang 1772 in Mercks Händen liegt.

Schon im Dezember 1771 hatte Goethe aus Frankfurt dem eben gewonnenen Freunde die Handschrift der „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand dramatisiert" gesandt. Herders Kritik der ersten Götz-Niederschrift, den er „ohne Würdigung seines Guten mit spöttelnden Anmerkungen zurücksandte" war recht empfindlich für den Autor gewesen.

„Dagegen muß ich den Merck loben", sagt Eckermann zu Goethe, „daß er Sie trieb, den „Götz" drucken zu lassen." „Das war freilich ein wunderlicher bedeutender Mensch," erwiderte Goethe. „Laß das Zeug drucken!" sagte er; „es taugt zwar nichts, aber laß es nur drucken!" Er war nicht für das Umarbeiten, und er hatte recht; denn es wäre wohl anders geworden, aber nicht besser."

Und es wurde nach der ersten Bearbeitung gedruckt, wie Merck geraten hatte. Goethe lieferte das Papier, Merck besorgte den Druck, und im Mai/Juni 1773 erschien der Götz im Selbstverlag der Freunde.

Anfang Mai führt Herder in Darmstadt seine Braut heim, und im gleichen Monat verläßt Merck die Stadt, um die verehrte Landgräfin Karoline auf ihrer Reise nach Rußland zu begleiten. Der Weg führt sie über Berlin, wo Merck die Bekanntschaft Nicolais macht, die eine gelegentliche Rezensententätigkeit für dessen Allgemeine Deutsche Bibliothek zur Folge hatte. Dem Vertrieb des Götz, der hauptsächlich in Mercks Händen lag, war diese Reise höchst ungünstig. Schnell entstand noch im Jahre 1773 ein Nachdruck, und die Verleger kamen nicht einmal auf die Kosten der Drucklegung.

Schon vor der russischen Reise, 1771, war Freundschaft

zwischen Merck und Wieland geschlossen worden. Durch ihn hat Merck in Weimar, das immer mehr geistiger Mittelpunkt Deutschlands wird, wieder einen neuen Freund, der ihm lustig, sarkastisch, bitter, in zahlreichen Briefen Erlebtes und Erlauschtes zu berichten weiß. Vom Hofleben, von Ettersburger Farcen, von Fremden und Freunden, die zu Besuch kommen, plaudert Anna Amalia. Goethes Briefe kommen zeitweise recht spärlich.

Daß vorübergehende Entfremdungen zwischen Goethe und Merck eintreten mußten, das lag im Charakter des einen, und der wunderbar raschen Entwicklung und Entfaltung des anderen begründet. Gewährte Goethe doch schon in den ersten Weimarer Jahren den nächsten Freunden keinen Einblick mehr in sein Denken und Tun. „Was sein Treiben eigentlich ist, weiß ich nicht," schreibt Wieland, der doch in nächster Nähe mit ihm lebte, 1778 an Merck.

Diese wechselvollen Beziehungen, die so schroff geänderten Urteile Goethes über den Freund, vereinigen die folgenden Blätter in zeitlicher Reihenfolge. Man hat unter diesen Zeugnissen bisher den meisten Wert auf die Darstellung im dritten Teil von Wahrheit und Dichtung gelegt, hat diese Darstellung als zu einseitig und hart empfunden, und um jeden Preis Mercks Charakter in ein besseres Licht setzen wollen.

Mit einer beschönigenden Darstellung fügt der Biograph, der mit heißem Bemühen „den Vorwurf der Negation" entschuldigen, und Mercks Charakter als „edel" hinstellen will, dem Mann ein größeres Unrecht zu, als es Goethe mit der schroffsten Äußerung je getan hat. „Edel", wie ihn Karl Wagner gegenüber Hermann Grimm hinstellen will, war Merck gewiß nicht. Wenn es ihm darum zu tun war, ein Kunstwerk aus fremdem Besitz für seine eignen, bedeutenden Sammlungen zu erwerben, mag es ihm auf eine kleine Betrügerei nicht angekommen sein; wo er haßte, da war er

blind und scheute nicht wissentliche Entstellung der Wahrheit, um seinen Feind zu verletzen. Aber wenn er sich dieser Mittel bediente, wie er es in seiner ungedruckten, gegen den Minister F. K. von Moser gerichteten Schrift, dem „Anti-Necker" tat, dann hatte er auch den Mut es einzugestehen, und schreibt selbst von diesem Pamphlet: „So hab ich als ein Henker mein Amt verrichtet und alles so gestellt wie es ihm am meisten Schaden thun soll und kann".

Ein unbezwinglicher Hang zu launigem und bissigem Spott ließ ihn jede Schwäche und Blöße auch der besten Freunde sofort entdecken. Sie wußten, wie diese Spötteleien gemeint waren und fühlten sich durch die zahlreichsten Beweise aufopferndster Freundschaft reich belohnt.

Junge Künstler unterstützte er häufig aus eignen Mitteln und bemühte sich für sie um fremde Hilfe. So gelang es ihm durch Goethes Vermittlung den Herzog von Gotha für Tischbein, den Neapolitaner, zu interessieren, dem ein längerer Aufenthalt in Italien ermöglicht wurde.

Eingehende Beschäftigung mit den Kunstwerken früherer Epochen, und ein sicherer Blick für Echtes und Gutes verschafften ihm den Ruf, einer der besten Kenner für Stiche, Radierungen und Bilder zu sein. Karl August empfing durch Mercks Vermittlung die wertvollsten Stücke seiner Sammlungen und entschloß sich selten zu irgend einem bedeutenderen Ankauf von anderer Seite, ohne vorher in Darmstadt sich Rats geholt zu haben. Sich dauernd in Weimar niederzulassen, konnte sich Merck trotz dringender Bitten Anna Amaliens und mehrfacher Aufforderung von Seiten des Herzogs nicht entschließen. Und doch fühlte er sich in Darmstadt in seiner unbefriedigenden Stellung zeitweise recht unbehaglich. Vorübergehend auftauchende Pläne, nach Cassel überzusiedeln, zerschlugen sich wieder. Er und seine Familie waren mit Darmstadt schon zu eng verwachsen,

um den Wohnsitz dort dauernd aufgeben zu können. Für das Märchen von einer verbitterten und unglücklichen Ehe Mercks, das bis auf Böttiger zurückgeht, fehlte schon diesem jede Unterlage; allein das Familienleben war kein glückliches, von sechs Kindern verlor er vier in jugendlichem Alter.

Ein unseliger Hang, sich in geschäftliche und industrielle Unternehmungen einzulassen, zu denen ihm Kenntnisse und Ausdauer fehlten, war Merck schon früh gefährlich geworden.

Eine Buchdruckerei soll er in Arheiligen bei Darmstadt gehabt haben, später gründete er Kattundruckereien und Baumwollspinnereien, die alle nur von kurzer Lebensdauer waren. Häuser und Grundstücke wurden gekauft und verkauft. Der Gewinn, der immer ausblieb, sollte die Ausgaben für die kostspieligen Bilderankäufe und naturwissenschaftlichen Sammlungen wieder einbringen.

In Mercks trostlosen Zustand nach verschiedenen unglücklichen Spekulationen im Jahre 1788, gewährt der Briefwechsel mit Goethe und Karl August Einblick. Goethe, um Hilfe gebeten, versagt dem Jugendfreunde, der in manchen früheren Jahren ihm selbst größere Summen geborgt hatte, in einem auffallend kühlen Brief vom 18. November 1788 seine Unterstützung. „Lebe wohl, ich bin zufrieden und vergnügt," schließt sein Schreiben. Doch weiß er den Herzog zu gewinnen, der tatkräftig zu Hilfe kommt.

Einer zweiten Katastrophe, die Merck 1791 befürchten zu müssen glaubte, fühlte sich der durch die Aufregungen und geschäftlichen Mißerfolge der letzten Jahre krankhaft Gereizte, nicht mehr gewachsen.

Am 27. Juni 1791 setzte er seinem Leben selbst ein Ziel.

*

Aus den Gegensätzen, in die ihn rein schöngeistige Interessen, ein Beruf, der seinem Bildungsgrad nicht entfernt entsprach, und unmögliche geschäftliche Spekulationen ver-

wirrten, hat sich Merck nie zu einem behaglich ruhigen Lebensgenuß durchringen können. Sein unruhiger Geist trieb ihn zur Beschäftigung mit den verschiedensten Wissenschaften, und die Niederschläge dieser eindringenden Studien finden sich in seinen Briefen und Schriften, die auf jedem einzelnen Blatt den Stempel der Persönlichkeit ihres Verfassers tragen. Vom Briefschreiber zum Literaten war in der Wertherzeit kein Schritt. Daß der Brief nur für den Adressaten bestimmt war, wurde fast ganz vergessen, wenn auch nicht alle in der Indiskretion so weit gingen wie Leuchsenring oder Sophie von la Roche. Von den Briefen führte der Weg über poetische Episteln, Lieder an die Schönen, Spottgedichte und Fabeln an die Freunde zu Dichtungen, Romanen, Aufsätzen.

Die literarische Betätigung war für Merck von Anfang an durchaus keine rein schöngeistige. Seine schriftstellerischen Arbeiten lassen darauf schließen, daß er seine Studienjahre auf deutsche und fremde Literaturen, Sprachen und Kunstgeschichte verwandte. Schon in den Jahren 1762 bis 1765 gab er Übersetzungen mehrerer, zum Teil umfangreicher englischer Werke heraus, und Muncker, dessen kurzer Abriß im XXI. Bande der Allgemeinen Deutschen Biographie das beste ist, was wir bisher über Merck besitzen, weist mit Recht darauf hin, daß ein Einfluß englischer Erzählungskunst sich in seiner Darstellungsweise bemerkbar macht.

Wieland ließ es sich angelegen sein, für seinen 1773 begründeten Merkur Merck als Mitarbeiter zu gewinnen. Mercks kritische Fähigkeiten waren ihm aus den Frankfurter Gelehrten Anzeigen wohlbekannt; er wußte, daß Merck wie wenige ein sicheres Urteil über literarische und historische Neuerscheinungen besaß, und daß seine kritischen Arbeiten, die anregend geschrieben und selbständig durchdacht waren, seinem Journal einen großen Leserkreis gewinnen würden.

Von eigenen Schöpfungen Mercks war erst wenig er-

schienen, als er die Mitwirkung am Merkur zusagte. Auf Boies Wunsch gelangten im Göttinger Almanach verschiedene Fabeln und Gedichte zum Abdruck; das Jahr 1773 hatte die Rhapsodie von Johann Heinrich Reimhart dem Jüngern gebracht, eine satirische, witzige Anweisung für junge Poeten, ihr Glück zu machen, der Sophie La Roche sogar „reiche Ideen" nachrühmte. Im Wertherjahr erschien Mercks lustig spöttischer Beitrag zur Wertherliteratur „Pätus und Arria"; beide Gedichte wurden im „Rheinischen Most" 1775 wieder abgedruckt. Die bedeutende schriftstellerische Tätigkeit Mercks aber setzte erst mit seiner Mitarbeiterschaft am Deutschen Merkur ein. Annähernd zehn Jahre lang, 1776—1786, erschien kaum ein Band des Merkurs, der nicht größere und kleinere Arbeiten aus Mercks Feder brachte.

Auf die einzelnen Arbeiten näher einzugehen, erübrigt sich, denn die wichtigsten werden im vorliegenden Bande vereinigt. Die getroffene Auswahl soll die ungemeine Vielseitigkeit des Mannes zeigen, der ein lebendiger Fabulierer, ein vorzüglicher Prosaist und einer der hellsichtigsten Kritiker seiner Zeit war. Seine klar durchdachten und fein durchgeführten kunsthistorischen Aufsätze sind heute noch anregend und fruchtbar. Die naturwissenschaftlichen Arbeiten, hauptsächlich auf den Gebieten der Zoologie, Osteologie und Paläontologie, deren Bedeutung Zeitgenossen wie Camper, Sömmering u. a. anerkannten, können uns heute nicht mehr interessieren, und sollen in dieser Auswahl zurücktreten. Der Briefwechsel mit Goethe zeigt, wie es hauptsächlich in späteren Jahren diese gemeinsamen Interessen waren, die die Jugendfreunde wieder in nähere Beziehungen brachten.

Die einzige bisherige Sammlung Merckscher Schriften ist die von Stahr 1840 herausgegebene. Stahr bringt in diesem längst vergriffenen „Denkmal" nur Stücke aus dem Merkur, da er Drucke von „Pätus und Arria" und der Rhapsodie

nicht auftreiben kann. Schon 1778 hatte sich Goethe die Erlaubnis, einen Druck von Dichtungen Mercks zu veranstalten, erbeten. So schreibt er von der „Geschichte des Herrn Oheim", die zweifellos von Einfluß auf „Hermann und Dorothea" wurde, und die ihm „lieb sein mußte": „Und dann erlaube mir, daß ich ihn (den Oheim) hier zusammendrucken lasse. In dem Sau Merkur ist's doch, als ob man was in eine Cloake würfe, es ist recht der Vergessenheit gewidmet und so schnitzelweis genießt kein Mensch was."

Das Lebensfähigste der Schriften, die die Einheit des Produktiven und des Persönlichen bei Merck zeigen, soll in diesem Neudruck festgehalten werden.

Wie Johann Heinrich Merck seiner Zeit als eine der bedeutendsten und gebildetsten Persönlichkeiten galt, so bedeutet uns sein Name im Hinblick auf Goethe mehr als eine mephistophelische Ergänzung des jungen Goethe-Faust: einen produktiv einwirkenden, klärenden Berater, eine Art kritischen Gewissens-Goethe. Wenn er von dem Zauber der Persönlichkeit des jüngeren Freundes hingerissen, gleich nach der ersten Bekanntschaft 1771 an seine Frau von diesem Goethe schreibt, als einem Menschen „dont il commence à devenir amoureux sérieusement", so hat er sich doch zu einem blinden Bewunderer des Werdenden nie hergegeben.

Sein scharfer Blick für die Schwächen des Freundes und seine gerechte, fruchtbare Kritik machen ihn zu einer der wichtigsten Persönlichkeiten, die für die Entwicklung des jungen Goethe bedeutsam wurden. Und er war einer der wertvollsten im Freundeskreise zu der Zeit, von der der alte Goethe erzählt, daß es eine gute Zeit gewesen, als er mit Merck jung war, und die deutsche Literatur noch eine reine Tafel war, auf die man mit Lust viel Gutes zu malen hoffte.

Johann Heinrich Merck

in Zeugnissen Goethes.

1771. Brief an Herder:

Vor einiger Zeit bracht' ich auch einen reichen Abend mit Mercken zu. Ich war so vergnügt, als ich sein kann, wieder einen Menschen zu finden, in dessen Umgang sich Gefühle entwickeln und Gedanken bestimmen.

20. Nov. 1772. Brief an J. C. Kestner:

In Darmstadt binn ich, nach Mannheim werd ich nicht kommen, eben da wir abreisen wollten, trat Mercken eine Verhinderung dazwischen, wer ein Amt hat muß leider sein warten. Daß wir nur wieder einmal beysammen sind, freut uns so, thut uns so wohl, daß ich allein nicht weiter mag.

5. Dez. 1772. Brief an Herder:

Merck versifizirt und druckt. Wir bespiegeln uns in einander und lehnen uns an einander, und theilen Freud und Langeweile auf dieser Lebensbahn.

25. Dez. 1773. Brief an J. C. Kestner:

Ich kann euch die Freude nicht beschreiben die ich hatte Mercken wieder zu sehen, er kam acht Tage eh ich's vermuthete, und saß bey meinem Vater in der Stube ich kam nach Hause, ohne was zu wissen, tret ich hinein und höre seine Stimme eher als ich ihn sehe. Du kennst mich Lotte.

30. October 1775: Ins Tagebuch, auf der Reise von Frankfurt nach Heidelberg:

... Und Merck, wenn du wüßtest, daß ich hier der alten Burg nahe sitze, und dich vorbeifahre, der so oft das Ziel meiner Wandrung war. — Nein, Bruder, du sollst an meinen Verworrenheiten nicht theilnehmen, die durch Theilnehmung noch verworrner werden.

27. u. 28. September 1777. Ins Tagebuch:

Unbehaglichkeit und Aerger, vermehrt und gereizt durch Mercks Gegenwart. — —

Früh 8 mit Merck hinab. Ich fühlte den Abschied, als wir zum Burgthor hinaustraten.

3. Juni 1779. Ins Tagebuch:

Mercks Würkung auf mich, daß er das alles frisch sah, was ich lang in Rechnungsausgaben verschrieben habe.

13. Juli 1779. Ins Tagebuch:

Gute Würkung auf mich von Mercks Gegenwart; sie hat mir nichts verschoben, nur wenige dürre Schalen abgestreift und im alten Guten mich befestigt. Durch Erinnerung des Vergangenen und seine Vorstellungsart mir meine Handlungen in einem wunderbaren Spiegel gezeigt. Da er der einzige Mensch ist, der ganz erkennt, was ich thu' und wie ichs thu', und es doch wieder anders sieht wie ich, von anderm Standort, so giebt das schöne Gewißheit.

25. October 1780. Brief an Charlotte von Stein:

Mit Mercken hab ich einen sehr guten Tag und ein Paar Nächte verlebt. Doch macht mir der Drache immer bös Blut, es geht mir wie Psychen da sie ihre Schwestern wiedersah.

29. October 1780. Brief an Charlotte von Stein:

Die Zusammenkunft mit Merck hat mir geschadet und genuzt, das läßt sich in dieser Welt nicht trennen.

9. Juni 1784. Brief an Sömmering:

Ich freue mich recht auf Mercken, wenn er von Klein Lanckum*) zurückkommt, er wird sich so voll pfropfen und es wacker wiederkäuen.

---

*) Campers Wohnsitz.

8. August 1788. Brief an Sömmering:

Gegenwärtiges erlasse ich auf Befehl meines gnädigsten Herrn, welchem die Nachricht zugekommen, daß der Kriegsrath Merck in Darmstadt sich in einer traurigen Gemüthslage befinde und daß seine Freunde seinetwegen in Sorgen seien. Da es uns nun sehr interessirt von diesem werthen Manne einige Nachricht zu erhalten, und Ew. Wohlgeb. als sein Freund bekannt sind, so soll ich Sie ersuchen sich doch baldmöglichst um die Gesundheits- und Gemüthsumstände unsres Freundes zu erkundigen und an mich einige gefällige Nachricht zu ertheilen.

1812 ff. „Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit." III. und IV. Theil.

Durch diese beiden Freunde (die Brüder Schlosser) ward ich denn auch gar bald mit Merck bekannt, dem ich durch Herder von Straßburg aus nicht ungünstig angekündigt war. Dieser eigene Mann, der auf mein Leben den größten Einfluß gehabt, war von Geburt ein Darmstädter. Von seiner früheren Bildung wüßte ich wenig zu sagen. Nach vollendeten Studien führte er einen Jüngling nach der Schweiz, wo er eine Zeitlang blieb und beweibt zurückkam. Als ich ihn kennen lernte, war er Kriegszahlmeister in Darmstadt. Mit Verstand und Geist geboren, hatte er sich sehr schöne Kenntnisse, besonders der neueren Litteraturen, erworben und sich in der Welt- und Menschengeschichte nach allen Zeiten und Gegenden umgesehen. Treffend und scharf zu urteilen, war ihm gegeben. Man schätzte ihn als einen wackeren, entschlossenen Geschäftsmann nnd fertigen Rechner. Mit Leichtigkeit trat er überall ein, als ein sehr angenehmer Gesellschafter für die, denen er sich durch beißende Züge nicht furchtbar gemacht hatte. Er war lang und hager von Gestalt, eine hervordringende spitze Nase zeichnete sich aus, hell-

blaue, vielleicht graue Augen gaben seinem Blick, der aufmerkend hin und wieder ging, etwas Tigerartiges. Lavaters Physiognomik hat uns sein Profil aufbewahrt. In seinem Charakter lag ein wunderbares Mißverhältnis: von Natur ein braver, edler, zuverlässiger Mann, hatte er sich gegen die Welt erbittert und ließ diesen grillenkranken Zug dergestalt in sich walten, daß er eine unüberwindliche Neigung fühlte, vorsätzlich ein Schalk, ja ein Schelm zu sein. Verständig, ruhig, gut in einem Augenblick, konnte es ihm in dem andern einfallen, wie die Schnecke ihre Hörner hervorstreckt, irgend etwas zu thun, was einen andern kränkte, verletzte, ja was ihm schädlich ward. Doch wie man gern mit etwas Gefährlichem umgeht, wenn man selbst davor sicher zu sein glaubt, so hatte ich eine desto größere Neigung, mit ihm zu leben, und seiner guten Eigenschaften zu genießen, da ein zuversichtliches Gefühl mich ahnen ließ, daß er seine schlimme Seite nicht gegen mich kehren werde. Wie er sich nun durch diesen sittlich unruhigen Geist, durch dieses Bedürfnis, die Menschen hämisch und tückisch zu behandeln, von einer Seite das gesellige Leben verdarb, so widersprach eine andere Unruhe, die er auch recht sorgfältig in sich nährte, seinem inneren Behagen. Er fühlte nämlich einen gewissen dilettantischen Productionstrieb, dem er um so mehr nachhing, als er sich in Prosa und Versen leicht und glücklich ausdrückte und unter den schönen Geistern jener Zeit eine Rolle zu spielen gar wohl wagen durfte. Ich besitze selbst noch poetische Episteln von ungemeiner Kühnheit, Derbheit und Swiftischer Galle, die sich durch originelle Ansichten der Personen und Sachen höchlich auszeichnen, aber zugleich mit so verletzender Kraft geschrieben sind, daß ich sie nicht einmal gegenwärtig publizieren möchte, sondern sie entweder vertilgen oder als auffallende Dokumente des geheimen Zwiespalts in unserer Litteratur der Nachwelt aufbewahren

muß. Daß er jedoch bei allen seinen Arbeiten verneinend und zerstörend zu Werke ging, war ihm selbst unangenehm, und er sprach es oft aus, er beneide mich um meine unschuldige Darstellungskunst, welche aus der Freude an dem Vorbild und dem Nachgebildeten entspringe.

Uebrigens hätte ihm sein litterarischer Dilettantismus eher Nutzen als Schaden gebracht, wenn er nicht den unwiderstehlichen Trieb gefühlt hätte, auch im technischen und merkantilischen Fach aufzutreten. Denn wenn er einmal seine Fähigkeiten zu verwünschen anfing und außer sich war, die Ansprüche an ein ausübendes Talent nicht genialisch genug befriedigen zu können, so ließ er bald die bildende, bald die Dichtkunst fahren und sann auf fabrikmäßige kaufmännische Unternehmungen, welche Geld einbringen sollten, indem sie ihm Spaß machten.

In Darmstadt befand sich übrigens eine Gesellschaft von sehr gebildeten Männern. — —

Wie sehr dieser Kreis mich belebte und förderte, wäre nicht auszusprechen. — —

Kaum konnte ich erwarten, bis ich ihn bei Lotte eingeführt; allein seine Gegenwart in diesem Kreise geriet mir nicht zum Gedeihen: denn wie Mephistopheles, er mag hintreten, wohin er will, wohl schwerlich Segen mitbringt, so machte er mir durch seine Gleichgültigkeit gegen diese geliebte Person, wenn er mich auch nicht zum Wanken brachte, doch wenigstens keine Freude. Ich konnte es wohl voraussehen, wenn ich mich erinnert hätte, daß gerade solche schlanke, zierliche Personen, die eine lebendige Heiterkeit um sich her verbreiten, ohne weitere Ansprüche zu machen, ihm nicht sonderlich gefielen. Er zog sehr schnell die junonische Gestalt einer ihrer Freundinnen vor, und da es ihm an Zeit gebrach, ein näheres Verhältnis anzuknüpfen, so schalt er

mich recht bitter aus, daß ich mich nicht um diese prächtige Gestalt bemüht, um so mehr, da sie frei, ohne irgend ein Verhältnis sich befinde. Ich verstehe eben meinen Vortheil nicht, meinte er, und er sehe höchst ungern auch hier meine besondere Liebhaberei, die Zeit zu verderben. —

.... unser Verhältnis verinnigte sich durch dieses längere Zusammensein*), durch die vertrauliche Mittheilung über so mancherlei Dinge, dergestalt, daß Merck einen großen Einfluß über mich gewann, und ich ihm als ein guter Gesell zu einem behaglichen Dasein unentbehrlich ward. — — —

Das Vergnügen, mich mit Merck über solche**) Dinge zu besprechen und aufzuklären, war von kurzer Dauer: denn die einsichtsvolle Landgräfin von Hessen-Darmstadt nahm ihn auf ihrer Reise nach Petersburg in ihr Gefolge. Die ausführlichen Briefe, die er mir schrieb, gaben mir eine weitere Aussicht in die Welt, die ich mir um so mehr zu eigen machen konnte, als die Schilderungen von einer bekannten und befreundeten Hand gezeichnet waren. Allein ich blieb demungeachtet dadurch auf längere Zeit sehr einsam und entbehrte gerade in dieser wichtigen Epoche seiner aufklärenden Theilnahme, deren ich denn doch so sehr bedurfte. — —

Merck war seit kurzem von Petersburg zurückgekommen. Ich hatte ihn, weil er immer beschäftigt war, nur wenig gesprochen und ihm von diesem Werther, der mir am Herzen lag, nur das Allgemeinste eröffnen können. Einst besuchte er mich, und als er nicht sehr gesprächig schien, bat ich ihn, mir zuzuhören. Er setzte sich aufs Kanapee, und ich be-

---

*) Bei der Rückkehr vom Rhein 1772.

**) Ueber die Beziehungen zwischen Autor, Publikum und Recensenten.

gann, Brief vor Brief, das Abenteuer vorzutragen. Nachdem ich eine Weile so fortgefahren hatte, ohne ihm ein Beifallszeichen abzulocken, griff ich mich noch pathetischer an, und wie ward mir zu Mute, als er mich, da ich eine Pause machte, mit einem: Nun ja, es ist ganz hübsch! auf das schrecklichste niederschlug und sich ohne etwas weiter hinzuzufügen, entfernte. Ich war ganz außer mir: denn wie ich wohl Freude an meinen Sachen, aber in der ersten Zeit kein Urteil über sie hatte, so glaubte ich ganz sicher, ich habe mich im Sujet, im Ton, im Stil, die denn freilich alle bedenklich waren, vergriffen und etwas ganz Unzulässiges verfertigt. Wäre ein Kaminfeuer zur Hand gewesen, ich hätte das Werk sogleich hineingeworfen: aber ich ermannte mich wieder und verbrachte schmerzliche Tage, bis er mir endlich vertraute, daß er in jenem Moment sich in der schrecklichsten Lage befunden, in die ein Mensch geraten kann. Er habe deswegen nichts gesehen noch gehört und wisse gar nicht, wovon in meinem Manuskripte die Rede sei. Die Sache hatte sich indessen, insofern sie sich herstellen ließ, wiederhergestellt, und Merck war in den Zeiten seiner Energie der Mann, sich ins Ungeheure zu schicken; sein Humor fand sich wieder ein, nur war er noch bitterer geworden als vorher. Er schalt meinen Vorsatz, den Werther umzuarbeiten, mit derben Ausdrücken und verlangte ihn gedruckt zu sehen, wie er lag. — —

Mephistopheles Merck aber that mir zum ersten Mal hier einen großen Schaden. Denn als ich ihm das Stück*) mitteilte, erwiderte er: Solch einen Quark mußt Du mir künftig nicht mehr schreiben; das können die andern auch. Und doch hatte er hierin unrecht. Muß ja doch nicht alles über alle Begriffe hinausgehen, die man nun einmal gefaßt hat; es ist

*) Clavigo.

auch gut, wenn manches sich an den gewöhnlichen Sinn anschließt. — —

Ich brachte unterdessen meine Zeit bei Merck zu, welcher meine vorgenommene Reise*) mephistophelisch querblickend ansah und meine Gefährten, die ihn auch besucht hatten, mit schonungsloser Verständigkeit zu schildern wußte. Er kannte mich nach seiner Art durchaus, die unüberwindliche naive Gutmütigkeit meines Wesens war ihm schmerzlich; das ewige Geltenlassen, das Leben und Lebenlassen war ihm ein Greuel. Daß Du mit diesen Burschen ziehst, rief er aus, ist ein dummer Streich; und er schilderte sie sodann treffend, aber nicht ganz richtig. Durchaus fehlte ein Wohlwollen, daher ich glauben konnte, ihn zu übersehen, obschon ich ihn nicht sowohl übersah, als nur die Seiten zu schätzen wußte, die außer seinem Gesichtskreise lagen.

Du wirst nicht lange bei ihnen bleiben! das war das Resultat seiner Unterhaltungen. Dabei erinnere ich mich eines merkwürdigen Wortes, das er mir später wiederholte, das ich mir selbst wiederholte und oft im Leben bedeutend fand. Dein Bestreben, sagte er, deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, und das giebt nichts wie dummes Zeug. Faßt man die ungeheure Differenz dieser beiden Handlungsweisen, hält man sie fest und wendet sie an, so erlangt man viel Aufschluß über tausend andere Dinge.

1816 in Kunst und Alterthum in den Rhein- und Mayn-Gegenden.

Rührend war es dem Beschauer, viele Stücke hier zu

*) Die Schweizerreise mit den Grafen Stolberg und Haugwitz.

finden, welche, von dem verblichenen Jugendfreunde Merck mit Liebe und Leidenschaft gesammelt, nun durch landesherrliche Neigung und durch Sorgfalt eines nachfolgenden Naturforschers hier gerettet und gesichert lagen.

1820 zu Eckermann:

Merck war überall ein höchst vielseitiger Mensch. Er liebte auch die Kunst, und zwar ging dieses so weit, daß, wenn er ein gutes Werk in den Händen eines Philisters sah, von dem er glaubte, daß er es nicht zu schätzen wisse, er alles anwendete, um es in seine eigene Sammlung zu bringen. Er hatte in solchen Dingen gar kein Gewissen, jedes Mittel war ihm recht, und selbst eine Art von grandiosem Betrug wurde nicht verschmäht, wenn es nicht anders gehen wollte. — — Ein Mensch wie Merck wird gar nicht mehr geboren, und wenn er geboren würde, so würde die Welt ihn anders ziehen. Es war überall eine gute Zeit, als ich mit Merck jung war. Die deutsche Literatur war noch eine reine Tafel, auf die man mit Lust viel Gutes zu malen hoffte. — —

1831 zu Eckermann:

Der verstorbene Großherzog war Mercken sehr günstig, so daß er sich einst für eine Schuld von viertausend Talern für ihn verbürgte. Nun dauerte es nicht lange, so schickte Merck zu unserer Verwunderung die Bürgschaft zurück. Seine Umstände hatten sich nicht verbessert, und es war rätselhaft, welche Art von Negoziation er mochte gemacht haben. Als ich ihn wiedersah, löste er mir das Rätsel in folgenden Worten.

„Der Herzog", sagte er, „ist ein freigebiger, trefflicher Herr, der Zutrauen hat und den Menschen hilft, wo er kann. Nun dachte ich mir: betrügst du diesen Herrn um das Geld, so wirkt das nachtheilig für tausend andere; denn er wird sein köstliches Zutrauen verlieren, und viele unglück-

liche gute Menschen werden darunter leiden, daß einer ein schlechter Kerl war. Was habe ich nun gethan? Ich habe spekuliert und das Geld von einem Schurken geliehen. Denn wenn ich diesen darum betrüge, so tut's nichts; hätte ich aber den guten Herrn darum betrogen, so wäre es schade gewesen.“ —

1832: Zur Naturwissenschaft im Allgemeinen. Principes de Philosophie Zoologique.

Johann Heinrich Merck, als Kriegszahlmeister im Hessen-Darmstädtischen angestellt, verdient auf alle Weise, hier genannt zu werden. Er war ein Mann von unermüdeter geistiger Thätigkeit, die sich nur deswegen nicht durch bedeutende Wirkungen auszeichnete, weil er als talentvoller Dilettant nach allen Seiten hingezogen und getrieben wurde. Auch er ergab sich der vergleichenden Anatomie mit Lebhaftigkeit, wo ihm denn auch ein zeichnerisches Talent, das sich leicht und bestimmt auszudrücken wußte, glücklich zu Hilfe kam.

Fabeln und Gedichte.

1770/71.

Die beyden Baumeister.

Seinem Ersten Freunde Herrn Herder
zugeeignet
von J. H. M.

Einst will die Stadt Athen zur Dankbarkeit
Der Göttin Pallas einen Tempel weihen.
Dies Denkmal für die Ewigkeit
Soll, was die Kunst mit ihren Zaubereyen
Soll, was der griechische Geschmack gebaut
Den fernen Enkeln künftger Zeit
In seltner Schönheit aufbewahren
Und sie bewundernd lehren, wie groß die Väter waren.
Wo wird der große Künstler seyn
Sich dieses Werks zu unterfangen?
Jetzt finden sich zwey Architekten ein
Die vor das Volk zu gehn verlangen.
Der eine Künstler zeigt mit Zuversicht
Dem Volk ein tiefgelehrt Gesicht.
Es sagt der Stimme Ton, der Auftritt und die Miene
Schon, wie viel Achtsamkeit ein Mann wie Er verdiene.
Geschickt wie Ayadem, beredt wie Demostehn,
Erkläret er dem Volk der Baukunst Haupt Ideen
Zeigt an der Schöpfung Zweck, und aus dem Stoff der Dinge
Wie Schönheit, Ordnung, Harmonie
Aus Einheit und Verschiedenheit entspringe.
Der Mann beweißt mit Mathematscher Müh
Dem Volk aus unleugbaren Schlüssen,
Warum es hier, und dorten wie
Vergnügen hab empfinden müssen.
Nun kommt er auf den Bau insonderheit,
Erklärt mit vieler Gründlichkeit
Des gantzen Symmetrie, die Schönheit in den Teilen

Spricht vom Diameter, und von der Zahl der Säulen
Fängt an die Thüren auszutheilen,
Und zeigt der Fenster Breit und Höhn;
Erzählet der Verzierung Glieder,
Bedeckt das Dach, und legt sein Haupt nicht ruhig nieder
Biß er den Bau sieht fertig stehn.
Durch frohen Zuruf giebt das witzige Athen
Ihm seinen Beyfall zu erkennen.
Doch niemand will den andern Künstler nennen.
Wo wird er wohl bescheiden stehn?
Er tritt hervor, und spricht, den Prahler zu beschämen:
Was dieser Mann gesagt, das will ich unternehmen.

* * *

So, Freund, beschämt Ein Blatt von Dir,
Ein Vers Homers, Ein Zug von Shakespear
Zehn Bände Schmitt- und Klotz- und Riedelsches Geschmier.

Der Fuchs und der Esel.

Denen Herren Garve, Meusel und Schirach ect.
zugeeignet.

Am Tag da Meister Fuchs den Schwantz verlohren hat
Begegnet ihm der Esel aus der Stadt.
Kaum hat er ihn erblickt, so schüttelt er die Ohren
Was Teufel schrie er
Wo kommst du so verstümmelt her?
Hast du denn würklich deinen Schwantz verlohren
Komm her, laß dich besehn.
Nicht wahr? Du hast es gar verschworen
Nicht mehr mit deinem Schwantz zu gehn.
Das Ding sieht närrisch aus von hinten.

Doch gräm dich nicht mein Sohn,
Die Füchse sollens artig finden,
Denn ich, ich zeig es ihnen schon
Daß lange Schwäntze gar nicht stehen.
Verlaß dich nur auf mich,
Es wird gewiß fürtreflich gehen.
Doch das verstehet sich
Du mußt auch meine Stimme preisen
Den Vorzug meiner Ohren streng beweisen
Denn Eine Freundschaft ist der andern werth.
Das geht nicht — sprach der Fuchs — das hat Bedenklichkeiten —
— So sag was hat es zu bedeuten? —
— Ja, wenn man deine Stimme nur nicht hört!
Und wie stehts mit den langen Ohren
Ob man die kürtzer demonstriren kann?
Ich hörts und dacht: O wäret Ihr Autoren
Die Sache gienge treflich an.

Der Missionär.

Dem Herrn P. Götze in Hamburg
zugeeignet.

Ein muthger Missionär aus Xaviers Wunder Orden
Der in Ost Süd und West und Norden
Viel Tausend Heilige gemacht
Und für der Kirche Wohl in Paraguay gewacht
War itzt trotz Rad und Scheiterhauffen
Des großen Mogols Indostan
Mit blosen Fersen durchgelauffen
Und kam nunmehr in Japan an.
Sein eintziges Gebet, sein eintzger Wunsch war der
So wie der heilige Xaver

Des Tods der Märtyrer zu sterben
Und ausgepeitscht und aufgehängt
Das ewge Leben zu erwerben.
Die Vorsicht, die der Menschen Schicksal lenkt
Beschloß den Heiligen zu prüfen:
Einst fand er sich bei Nacht in den morastgen Tiefen
Von einem nahen See mit heilgem Fuß versenkt.
Der Menschen Hilfe schien verlohren
Vom gantzen Heilgen sah man nur die Ohren,
Das Glied, woran man vor der Hand
Schon beym Esop die Klugen hat erkannt.
Die Luft füllt des Propheten Klage:
Er schrie ohn Unterlaß aus seinem tiefen Koth
Um einen wahren Märtrer Tod.
Ein Schäfer, der am nächsten Tage
Sein Vieh beym See vorüber führt
Wird durch das Klaggeschrey gerührt.
Er eilt den Leidenden aus seiner Noth zu ziehen
Und wagt sich — biß nach viel Bemühen
Und viel Gefahr es ihm gelingt
Daß er den Märtyrer ans Ufer bringt.
Freund, sprach er, für den Eifer mir zu dienen
Nimm dieses Indulgenz Papier.
Was? rief der Indier mit trotzgen Mienen
Ich nähme selbst kein Geld von dir,
Sollstu mich in Gefahr einst finden
Gewiß mein Arm verließ mich nicht.
Und ich, ich bin bezahlt, ich thate meine Pflicht.
Nun, rief er hin, Vergebung deiner Sünden.
Ich, sprach der Indier, ich weis von keinen nicht.
O, seufzt der Heilige, mit traurigem Gesicht:
Einst wirst du suchen, und nicht finden,
Die Genade, die der Herr dir schickt,

Du Kind des Todes weißt von keinen Sünden?
Und hast den Knecht des Herrn dem Paradies entrückt!

Ballad.

den 16. Jun. 1771.

(An Karoline Flachsland.)

Auf die Mel.: Vor Zeiten war In Engelland.

Empfange mich o Phaeton!
Roß schüttle deine Mähnen!
Den Busch! Der Schelle Silber Ton!
Aug! trockne deine Thränen!
Und murre! kleines Hertz! nicht mehr.
Du trüber Unglücks Seher!
Du kommst zu deinem Freunde nähr'
Um eine Stunde näher!

Hier, wo wir itzt mit Krähen-Flug
Auf Schnee und Eiß hingleiten
Hier war es, wo sein Arm mich schlug
In Liebe zu begleiten!
Der Bach, der hier itzt öde starrt
Mischt' sich in seine Lieder!
O Bach! (nicht wie die Menschen hart)
Wann rieselst du mir wieder?

Doch wär dies Band auch immerhin,
Ein Paradies Gefilde,
Wie mirs an seiner Seite schien!
Die Luft, wie Aether milde!
Und hört ich auf der Wiese Grün,
Der Nachtigallen Töne,
So hört ich sie doch ohne ihn!
Welch eine Winter Scene!

Freund, meines Freundes Genius!
O Führst du mich nicht weiter?
Biß an des Melibokus Fuß?
Damit mein Auge heiter,
Nach unserm wundersamen Mann
Von seiner Spitze blicke.
Und wenn ich ihn nicht sehen kann
Ihm eine Thräne schicke!
Doch, du bleibst meinen Fragen stumm, —
Und meinem Schmertz verdrossen —
Kehrst falsch auf halbem Wege um,
Mit Reuter und mit Rossen!
Sag', trennt' dich von dem Mädgen Dein
Nie See und Thal und Hügel?
Und wünschtest du bey ihr zu seyn
Dir niemals Ruder? Flügel?
Wohlan! Es sey! — Wir kehren um!
Nur schnell — Ergreiff die Leinen!
Verhüllen will ich mich, und stumm
In meinen Busen weinen.
Nord, der sich sturmvoll itzt ergießt
Sey mir Kummers Beute!
Als Freund mir tausendmal gegrüßt
Sey meines Grams Geläute!
Die Glocken füll biß oben an
Mit tiefen Sterbetönen
Damit getröstet ich dann kann
Abtrocknen meine Thränen,
Und glaube dieser Klageton,
Sey Einer meiner Freunde!
Ein Genius! Ein Götter Sohn!
Der mit mir um ihn weinte.

An Psyche.

den 25. Aug.

(An Karoline Flachsland an Herders Geburtstag.)

Du bringst an dieses Tages Feyer
Zum Opfer an dem Hausaltar
Nur Zähren, schwere Seufzer dar!
Blik unter deinem Witwenschleyer
Hin in die Zukunft, die nicht Nacht
Und düstre Zweifelwolke decket
Die wie dein Auge, niemals schreket
Und wie dein Aug' in heitrer Weisheit lacht!
Denn sieh! Steigt dieser Tag aus Chaos Finsterniß
Noch einmal vom Olymp hernieder
So findet er dich dann gewiß
In deines Freundes Armen wieder.

Auf eine Ohnmacht.

den 22. Jan. abends um 7.

Die Augen Lilla's schlossen sich!
Hinsank das Seelen Angesicht!
Doch nicht der Wangen Ros' erblich
Des Busens Lilie starb nicht!
Hertz, beug der Heiligen dein Knie!
Aug' bring ihr keusche Ehrfurcht dar!
Schweig in den Staub! Nah Phantasie
Von ferne dich nur dem Altar!
Wo dies Vestalisch Feuer glimmt
Das oft ein Genius der Welt
Ein Cherub aus dem Himmel nimmt,
Und hier auf Erden unterhält!

Ihr Heiligen! Der Genien Guth!
Eilt Bienchen zu der Rosen Wacht!
Eilt zu der Unschuld die hier ruht
Und gebt auf meine Freundin acht!
Sie schlummert dann so sanft wie itzt
Auch einst herüber in das Land
Zu ihren Freunden, so wie itzt
Erwacht sie dann an ihrer Hand!
Tod süßer Schlummer der Natur
Du bleichst der Unschuld Lilie nicht!
Der Freundschaft Rose senkt sich nur
Wie Lillas Seelen Angesicht!

Rhapsodie

von

Johann Heinrich Reimhart,

dem Jüngern.

Der Herrn Poeten giebt es viel.
Zehn fehlen, Einer trift das Ziel.
Mein liebes Deutschland hast du denn
Drey Dichter auf einmal gesehn?
Es trägt in funfzig Jahren kaum
Ein Sprößchen unser Lorbeerbaum.
Doch greift darnach ein jeder Thor
Als käms aus allen Hecken vor.
Man sagt, was mag die Ursach seyn
Von diesem wunderlichen Schreyn?
Der Bär ja doch nicht fliegen will,
Das Pferd nicht will die Wand hinauf,
Der Hund ja gerne stehet still
Beym breiten Fluß in vollem Lauf.
Allein das arme Menschenthier
Zankt sich mit der Natur herum,
Und wenn sie ruft: Nicht weiter hier!
So kehrt es darum doch nicht um.
Wo sein Genie nicht will, just dort
Will es, allein es kann nicht fort.

Wer herrschet über Reich und Land
Von hier aus bis nach Samarkand, —
Bey der Gesetz Commißion
Als Präses, — auf der Russen Thron
Den Frieden zu Fokſany macht —
— Und hat auf die Cometen Acht,
Und sieht sie um Eintausend Jahr
Auf seinem Blatt Papier vorher;
Der hat Genie, und brauchts, fürwahr!
Allein der Dichter braucht noch mehr!

Der Junge von Ziegeunerart
Der unterm Baum empfangen ward,

Und der auf einem Bauholz zart
Kam an das Licht der Welt hervor;
Der Fündling auf dem Mist — am Thor;
Der junge muntre Savoyard,
Der künftig Schuh und Schornstein fegt,
Die Butte, die Muskete trägt;
Die jungen Herren allzumahl
Die kommen, glaubet meinem Wort
Im Audienz= im Richtersaal
Auf Kanzel, Pult, und jedem Ort
Gewißlich eher alle fort,
Als wen in seinem Zorn Apoll
Zum Dichter schaffen will, und soll.

Nach Eurer Waare fragt man nicht.
Wo kommt Euch nun die Kundschaft her?
Und was man braucht, das habt Ihr nicht.
Gesetzt man frag' auch ohngefähr.
Für Kirche, Hof und Stadt und Land
Sind Eure Schachteln alle leer,
Und von Euch Herren ists bekannt.
Ihr sorget für die Zukunft schwer.
Ihr kriecht, stehlt und betrügt nicht gern.
Euch mögen nicht die großen Herrn,
Von Staatsaffairen schwazt ihr nicht,
Und schmeichelt keinem ins Gesicht
Drum sag ich Euch: Ihr braucht weit mehr,
Lernt immer etwas neben her.

O eure Mühe lohnt man schlecht!
Da kommt mir just ein Gleichnis recht.
Ein junges Huhn zu mästen, ist
Ein Monat eine kurze Frist,

Und dann, wenn du's gemästet hast,
So kommt ein wohlbeleibter Gast,
Ißt ihrer sechs auf einmal auf.
So gehts im Dichterlebenslauf.
Wenn Er nun Angst- und Lebens satt
Bey zwanzig Tag gescribelt hat,
Und glaubt, für seine Müh und Pein
Er erndte Geld und Lorbeern ein,
So tritt ein Critiker herein,
Und schlurft sein Werk behend und munter
Mit einer Tasse Thee hinunter.
Kein Mensch spricht mehr ein Wort davon,
Weg ists — Und gar vielleicht giengs schon
Den Weg der Hüner mit. — Ein Sohn
Der deutschen Musen weiß nun nicht
Was er vermag, was ihm gebricht.
Wer sagt ihm nun, was Gaukeley
Was wahre Dichterader sey?
Drum hört den alten Sünder an
Der euch Ihr Jungen lehren kann.

Mein Sohn! geh mit dir selbst zu Rath,
Und findest du denn in der That,
Es drückt dich sonder Unterlaß
Inwendig so, zu schreiben, was;
Siz erst, und forsch ohn alle Rast,
Wozu du Lieb und Lusten hast.
Zur Ilias? — zur Tragedie? —
Zum Epigram? — Zur Comödie? —
Zu Shakespeare's Staatsaktion? —
Zur Tugendklimprer Lautenton? —
Zum Celtischen Posaunenschall? —
— Empfindsamreisender Gelall?

Und unsern Sieben Sachen All,
Womit man in der theuren Zeit
Das Publikum zu Markte schreyt.
Steh auf bey frühem Lampenlicht,
Und rufe nach Poetenpflicht
Zuerst die Musen alle Neun
Um ihre Hülf und Beystand an.
Setz dich und meditire fein —
Dann schreib, — so weit die Feder kann.
Streich aus, schreib drüber, corrigire,
Setz zu, schneid ab, und inserire,
Und will es gar an einem Ort
Mit der Erfindung nicht mehr fort,
So kratz dich hier, und kratz dich dort.

Ist nun das große Werk vollbracht,
So schreib es sauber — und gieb Acht,
Daß an gehör'gen Orten nicht
An langen Strichen es gebricht.
Denn das muß heut zu Tage seyn,
Daß sie die Waare nicht verschreyn.
Und schlägst du irgend hier und da
Nach Maßgab unsrer Kritika
Dem oder jenem ins Gesicht,
Vergiß das Unterstreichen nicht.
So riecht alsdann ohn Unterlaß
Der dümmste Leser deinen Spaß,
Er commentirt dir einen Sinn
Auch wohl, an den du immerhin
So wenig als Homer gedacht,
Was Dacier aus ihm gemacht.

Ists nun zum Drucken hübsch bereit,
So schick es nur bey guter Zeit

Nach Leipzig zu Herrn Schwikerten;
Doch laß es keinen Menschen sehn.
Und dann wie so vergnügt siehst du's
Im Leipz'ger Meßkatalogus!
Glaubt Schwikert, daß ers drucken kann,
So bist du ja bezahlt. Wohlan!
Dir preißt der Kolporteur vielleicht
Das liebe Söhnchen höchlich an,
Das du mit deinem Selbst gezeugt.

Giebts in dem Städtchen irgendwo
Von Deutschen Wizlings ein Bureau,
Wo à la Neker*) Mann und Weib
Fein critisirt zum Zeitvertreib;
Geh hin, und setz dich weit vom Licht
Und höre, was man von dir spricht.
Und wenn man darob einig ist,
Daß du ein dummer Teufel bist,
Daß alles elend, — jämmerlich —
So schluck es ein, und schüttle dich.
Sey still, wie ein Politikus,
Damit ja niemand auf dich fällt,
Und wenn der Herr ja sprechen muß,
So bell' er, wie der andre bellt.
Nimm nicht des Schwächeren Parthie!
Den Unbekannten treffen nie
Lob oder Tadel ungerecht.
Denn alle Tage sehen wir,
Den Namen bellts nur an das Thier

---

*) Dem deutschen wißbegierigen Leser dienet zur höflichen Nachricht, daß in Paris bey Mad. Neker, weyl. Mlle. Curchaut das erste Bureau d'Esprit ist.

Vom Hyperkritischen Geschlecht.
Gieb ja den Herrn in allem Recht,
Doch plauderst du, so bist du hin,
Und dein Credit auf einmal all.
Herr Duns! grüßt man dich überall,
So lange du am Pranger stehst,
Bis dich ein andrer abgelößt.

Tritt nun dein Werkchen Ballenweise
Incognito die weite Reise
Als Emballage glücklich an,
So sey nur auch ein braver Mann,
Der nicht beim ersten rauhen Wind
Sich hinsetzt, auf Calender sinnt.
Von einem Hiebe fällt kein Baum.
Die Welt hat für uns alle Raum.
Gieb bey dem zweiten Schritt nur Acht,
Was die Kritik in Harn'sch gebracht.
Seh, wo es mit dem Gleichnis steckt,
Wie's mit dem Styl, dem Dialekt,
Dem Spaß, Charakter, Mahlerey,
Im Ganzen noch beschaffen sey? —
Wies mit den Epitheten ist?
Ob alles paßt, und alles schließt?
Sonst gehts, ist das nicht recht bestellt,
Als wie, wenn in der großen Welt
Ein Krüppel seinem kurzen Fuß
Durch einen Absatz helfen muß.
Es kommt mir auch alsdann so vor,
Als wie zwey Hunde, die im Moor
Zugleich an einer Kuppel ziehn,
Der eine her, der andre hin.
So hilft sich auch der Geograph

Bey unbekannten Ländern brav,
Wie zum Beweis bey Afrika,
Und hat er keine Städte da,
So setzt er Elephanten hin.

Gehts nun noch nicht nach deinem Sinn,
So wirf nicht gleich die Feder hin,
Quäl dich nicht um den Ruhm zu tod,
Sey klug, und schreibe für das Brod.
Wag dich an Hof mit leisem Tritt,
Bey Hof gehn alle Verse mit.
Verfolge nur den großen Herrn,
Dem Bettler giebt er immer gern.

Ererbt der Prinz sein Königreich,
So erbt er alle Tugend gleich.
Er ist gerecht, genädig, klug,
Und bleibts bis in den Tod genug.
Die Tugend welkt, das Laster blüht,
So bald man ihn im Sarge sieht,
Was ihm im Leben, wie man pflegt,
An Tugend falsch ward aufgeprägt,
Das wird beym Grabe widerlegt.
Der Gott wird, wenn man läuten hört,
Zum Teufel in der Höll verkehrt.

Drum laß die todten Fürsten gehn,
Und halt dich an die Lebenden.
Mach dir von allen Tugenden
Die schönsten Collektaneen,
Und bild daraus das reichste Ganze,
Leg sie in einem Blumenkranze
Zu des Monarchen Füßen hin.

Er wird, so lang dein Kränzchen grünt,
Sie gern in seine Nase ziehn,
Und glauben, daß er sie verdient,
Und daß in Gold und Hermelin
Sich alle Eigenschaften ziehn.
Dein Kranz, wenn der im Grabe ruht,
Ist für den folgenden noch gut.

Doch findst du dich auch hier zu schwach
So folge meinem Beyspiel nach,
Und werfe dich zum Kenner auf,
Laß deiner Galle freyen Lauf!
Und schimpfe, wie ein alter Mann,
Wenn er nichts mehr genießen kann.
Denn zum Besichtigen, zur Huth,
Ist immer der Verschnittne gut,
Für den bey der Circasserin
Genuß und Liebreiz niemal blühn,
Der aber die Kritik versteht,
Und eh der Kauf zu Ende geht
Vor seinen Herrn die Fehler späht.

Greif große Leute muthig an.
Denn Hobbes, der gelehrte Mann
Zeigt, daß von Kindesbeinen an
Kein Mensch den andern leiden kann.
Auch dieß wohl zu bemerken ist,
Daß jedes Thier das andre frißt.
Der Wallfisch frißt nach altem Brauch
Die Heringswelt in seinen Bauch;
Der Wolf das Lamm, der Fuchs das Huhn.
Beym Dichtervolk da ist es nun
Gerad die umgekehrte Welt,
Der Kleine auf den Großen fällt!

Wer sizt, wo niemals ein Insekt
Mit krit'scher Nase hingeschmeckt
Ganz oben auf des Pindus Höh'n,
Der necket sie, er wird geneckt.
Ihn lassen nicht die Kleinen gehn
Zerfleischen ihn mit Ohnmachts Wuth
Wie ihnen der noch Kleinre thut.
Wie Swammerdamm uns klar beweißt,
Daß jeder Wurm den andern beißt,
Der um ein haarbreit größer mißt,
So wie es auch bewiesen ist:
Der Floh, der an dem Menschen frißt,
Hat kleinre Flöh, die fressen ihn,
So gehts in Infinitum hin.
Und jeder kleinere Poet
Beißt immer den, der vor ihm geht.

Sodann gieb dich dem Feind zu Trutz
In eines großen Mannes*) Schutz,
Schmauch ihn mit deinem Weyhrauch ein,
So wird er dir genädig seyn.
Doch nimm dich mit den Schmeicheleyn
In deinen Briefen wohl in Acht,
Damit nicht einmal über Nacht
Nach des gelehrten Mannes Tod,
Die hinterlaßne Frau, aus Noth
Gar alle Briefe drucken läßt.
Da giebt es dann ein Hexenfest,
Zum Teufel geht die Ewigkeit
Und mit dein Bißchen Ehrlichkeit!

1775.

*) Im Lateinischen: Perill. Celeb. Kl. Hal. Magdeb.

Pätus und Arria

eine

Künstler-Romanze.

1775.

Paete, non dolet.

Zu einer Stadt wo alles frey
Wird aus und eingeführet;
Und wo, wenns den Transit bezahlt,
Auch wohl Genie paßiret

Da kam auch einst ein iunger Mann
Auf die berühmte Meßen,
Der hat an Kunst und an Gefühl
Den Gecken sich gefreßen,

Und hat der Jugend goldne Zeit
Mit Schnizeln sich verdorben,
Schnitt Arria und Pätus aus
Just wie die Narrn gestorben;

Als wär es nicht schon schlimm genug
Daß man so was muß lesen,
Wie in dem blinden Heidenthum
Der Mensch verderbt gewesen;

Ist's nöthig daß der Jugend wird
Solch Beyspiel eingepräget,
Von Leuten die durch Satans List
Selbst Hand an sich geleget!

Hätt' er davor beym Hofrath Boehm
Jus Publikum gehöret
Und was vom Mist und vom Damast
Herr Schröder gründlich lehret:

So könnt man ihn doch irgendwo
In ein Collegium setzen,
Und er braucht nicht durch seine Kunst
Die Sitten zu verlezen!

Und nun stellt er vor Weigands Thür
Das Bild gar aus zum Schauen
Und alles lauft hin, Jung und Alt,
Die Männer und die Frauen.

So schlimm der Gegenstand auch war
So muß man doch gestehen,
Viel Kunst, und noch viel mehr Natur
War an dem Werk zu sehen.

Und dann, so ist die Jugend schwach
Sezt sich gleich an die Stelle
Und überleget nicht genau
Den Unterschied der Fälle.

So gings auch hier, sie weinten laut
Vergassen Sehn und Hören,
Und fiel'n einander um den Hals
Als ob sie's selber wären

Und als Sie rief: es thut nicht weh,
Und er den Dolch nun zükte,
Da ging der Dolch durch iedes Herz,
Des Auge dahin blikte.

Doch Leute die bei Jahren war'n
Und die in Aemtern stunden,
Die hatten bald das Ridicül
Von dieser That gefunden.

Und strichen sich das Unterkinn
Und schwur'n auf ihre Ehre,
Man mache zu viel Lärm, daß nun
Ein Narre wen'ger wäre.

Auch mancher steif honette Mann
Den Gott und seine Gaben
Vor einer Sünde dieser Art
Vorlängst verwahret haben

Wünscht sich und seinem Weibe Glük,
Daß er in seinem Leben
Durch kein gefährlich Ding, wie dies
Ein Aergerniß gegeben.

Das alles half dem Lärm nicht ab
Der mehrte sich indeßen,
Die Jungens und die Mädgen war'n
Gar auf das Ding versessen

Und man befürchtete mit Recht,
Das Herz mögt ihnen brechen,
Und wenn sie sich einst satt geküßt,
Sie möchten sich erstechen.

Da kam ein schöner Geist herbei *)
Und zeigt durch seine Lehren:
„ Das Interesse dieses Werks
„ Beruhte auf Chimären:

„ Sollt sich wohl die Ministers Frau,
„ Weil man den Mann verwießen,
„ Gleich in der ersten Ungeduld,
„ Erstechen und erschießen.

„ Dann stellt von tausend Fällen euch
„Nur einen in Gedanken,
„ Wies anders gehen könnt! wie bald
„ Wird das Int'resse schwanken;

---

*) Siehe die Freuden des jungen Werthers.

„ Gesezt es hätte der Tyrann
„ Das Urtheil unterschrieben,
„ Allein es reute ihn, und wünscht,
„ Es wäre unterblieben,

„ Und er ließ nun den braven Mann
„ Mit Ehr' und Gut beschenken,
„ Und dieser zög aufs Land, um fern
„ Vom Hof und seinen Ränken

„ Sein väterliches Gut zu baun,
„ Die Kinder zu erziehen,
„ Und dankt der Vorsicht in der Still
„ Für das was sie verliehen;

„ Ist das nicht beßer, als wenn er
„ Sogleich der Welt verdrossen,
„ Sich in der ersten Stunde hätt
„ Erstochen und erschossen."

Auch sorgt der Rector ienes Orts,
Daß in dem Schulexamen,
Zwey Knaben über diesen Text
Zu disputieren kamen, *)

Die zeigten denn durch Mendelsohn
Und die Empfindungsbriefe,
Daß aller Selbstmord in der Welt
Am Ende dahin liefe

„ Daß man im Unglück sich so ließ
„ Durch Sinnlichkeiten rühren,
„ Die höhere Seelenkräfte nicht
„ Das Ruder liese führen;

*) Siehe die Gespräche über die Leiden des jungen Werthers.

„ Dagegen sollt der Mensch als Herr,
„ Sich wißen zu regieren,
„ Und eh er sich erschießen wollt
„ Sich lieber distrahiren."

In Leipzig gings der Weile bunt!
Mit Recht war zu besorgen,
Die Leute die erstächen sich
Am lieben hellen Morgen.

Es fürchteten am Ende gar
Die feisten Sup'rindenten,
Die Weiber praesentirten ihn'n
Den Dolch in ihren Händen

Und riefen: Herr es thut nicht weh!
Da hätten sie sich schämen,
Und gar vielleicht mit eigner Hand
Den Degen müßen nehmen,

Drum sezten sie sich an den Tisch
In ihren großen Krägen
Und fingen an mit Gott und Muth
Die Sach zu überlegen,

Und wurden eins, daß man sogleich
Den Männern und den Frauen
Bei hundert Thalern Straf verbot
Das Bildgen anzuschauen;

Der Fremdling der sich unterstünd
Dergleichen einzuführen
Sollt künftig auf der Stelle gleich
Den Kopf dafür verlieren.

Den Künstlern in dem Lande sei's
Doch unverwehrt indeßen,
Von Bildern dieser Art hinfür
Auf allen ihren Meßen,

Zu schnizeln, zu behaun und auch
Im Lande zu verfahren
Weil nie ein solches Aergerniß
Von ihnen zu befahren.

Episches.

Geschichte des Herrn Oheims.

I

Diesesmal, liebster Freund, erhalten Sie von meiner letzten Reise kein Geschenk mineralogischen Inhalts und Gewichts, sondern es ist eine andere Seltenheit womit ich Sie unterhalten will, die nicht so leicht sich auf den Landstraßen aufsammlen läßt. Es ist die Geschichte eines Mannes der die sonderbare Entschließung gefaßt, und die blendende Scene von Ansehn und Gewalt gegen das Leben des Landmanns vertauscht, und zwar freywillig vertauscht hatte. Schon ehe ich Heilbronn verließ hörte ich von ihm reden, und zwar aus so verschiedenen Gesichtspunkten von seinem Charakter urtheilen, daß ich bald merkte es müßte mehr als eine Alltagsgeschichte seyn. Allgemein aber war doch die Sage, daß er ehedessen Minister gewesen, das Vertrauen des Fürsten in einem sehr hohen Grade besessen, und nun auf dem Lande als Bauer lebte. Jeder colorirte das Ding wie ers gut fand. Dem Einen wars unbegreiflich. Der Andere fands lächerlich. Die Damen fandens abscheulich. Die Herren, die sich die weisesten dünkten, sahen es als eine Sucht an, auf eine neue Art brilliren zu wollen, den Sonderbaren zu spielen, und nach Mönchenweise die Welt zu verlassen, weil sie uns verlassen hatte. Das Scheußlichste, was man am meisten ausstieß, war, daß er allen Umgang mit der honnetten Welt aufgehoben hatte, selbst Bauern Arbeit that, sein Gesinde am Tisch essen ließ, u. s. w. — Diese lezten Züge waren nun freylich ein wenig frappant. —

Weil ich dießmal fest entschlossen war, nicht durch das Gläschen aller dieser Herrn und Damen zu sehen, sondern mein Paar Augen selbst zu brauchen, so erkundigte ich mich eben wie weit es von meiner Straße nach Ulm bis an sein Dorf abwärts seyn möchte, und sprach meinem Braunen zu.

Ich kam den andern Tag, Vormittags um neun Uhr an, und gab einen Brief des Herrn von Meyer, aus Heilbronn, an den Pfarrer des Orts ab, der sein Freund seyn sollte. Das hat Ihnen ein guter Geist eingegeben, sagte der Pfarrer mit Lächeln, als er sah, warum ich an ihn recommandirt war, daß Sie erst bey mir anfragen, und nicht gerade zu auf das Gut des Herrn Oheim losgeritten sind. Er hat seit langer Zeit so viel indiscrete Besuche erlitten, daß er seinen Unmuth darüber zuweilen nicht hat bergen können. Die Leute habens übel genommen, wenn sie ihn incommodirten. Alle kamen zu schauen, und Er wollte nicht, oder hatte nichts für Sie aufzuweisen. Es war also gerade als wenn man sie vor der Thüre eines Raritätenkastens abgewiesen hätte. Er hat natürlicherweise immer zu thun, und kein Mensch wollte begreifen, daß man ihn von etwas abhielte. — Seyn Sie indessen ruhig. Wir wollen Beyde zusehen, daß wirs heute besser machen.

So bald wir aus dem Dorfe waren, wies mir der Pfarrer das Haus, das eine gute Viertel-Stunde weit ablag. Als wir noch 100 Schritt von der Hausthür waren, bat mich der Pfarrer ihm nur langsam zu folgen, und er gieng voraus. Ich eilte nicht, und als ich ankam, fand ich meinen Begleiter im Hofe, neben einem langen Manne stehen, den ich von hinten her sogleich für den Herrn des Hauses ansah. Er wandte sich von ohngefehr um, kam auf mich zu, grüßte mich freundlich und gab mir die Hand. Ich fand hier, wie bey so vielen andern Gelegenheiten des Lebens, fürs schicklichste, nichts zu sagen. Denn war mein Besuch überlästig, so kamen alle Entschuldigungen zu spat, die ich hervorstottern mochte, und war ers nicht; so hatte er schon längst in meinem Gesicht gelesen, daß meine Neugierde von der gutherzigen Art war. Außerdem war ich von dem geraden Anstand des Mannes frappirt. Die edelste Bildung,

in der simpelsten Darstellung enthüllt! Sein Haar war nach Bauern oder Wiedertäufer Art ganz gerade abgeschnitten; Seine Kleidung ein grauer Frack und Hut, gelbe lederne Beinkleider, leinene Strümpfe und Schuhe mit Rahmen.

Sie besuchen indessen meine Frau und Tochter, sagte er zu mir: ich muß auf das Feld, und die Saat selbst bestellen. Ich habe meinen Knecht kürzlich verheyrathet, und dieser kann noch nicht, wie ichs wünschte, mit dem Säen umgehen. In anderthalb Stunden bin ich bey Ihnen. Mit diesen Worten nahm er von dem Knecht den Sack um die Schultern und hieß ihn nachkommen.

Ich folgte dem Pfarrer in den Saal, wie ers nannte. Dieß war eine große herrliche Küche, wo an einem Ende, nach ausländischer Art, das Feuer auf der Erde brannte und die Töpfe herumstanden. Weil die Jahrszeit schon etwas feucht war, so hielte sich Frau Oheim und ihre Tochter hier am Feuer auf, und warteten ihrer Arbeit. Sie schnitzten eben Aepfel als wir in die Thür traten. Ohne aufzusehen, grüßte sie uns freundlich und die Tochter rief: Sie müssen uns helfen, Herr Pfarrer, daß wir heute früh noch fertig werden. Wir setzten uns zu den Frauenzimmern, und die Bekanntschaft war so gut und geschwind gemacht, als wenn wir uns schon seit langer Zeit gesehen hätten. Nach einiger Anweisung gieng mir die Arbeit auch von statten. Die Mutter sah mich von Zeit zu Zeit an, als wenn sie etwas an mir examinirte. Endlich sagte sie: es scheint, Sie gefallen sich bey uns, sind Sie nicht auch ein Landmann, mein Herr? Noch bin ichs nicht, gab ich zur Antwort, allein ich hoff's noch zu werden. Ich bin leider noch ein Kaufmann, und die Liebe Sonne wird mir nicht eher zu Theil, als wenn ich Geschäfte halber auf Reisen gehe. Es ist ein Glück für mich, daß mein Companion so ungern die Sadt, und sein Collegium,

Kränzchen, Cirkel, verläßt, und mich dafür in die Schweiz schickt. Ich gehe alle Jahr unsers Linnenhandels halber nach Langenthal, und besuche auch zuweilen die kleinen Cantons. — Da sind Sie ja ein recht glücklicher Mann, rufte die Tochter, daß Sie alle Jahre einmal nach der Schweiz gehen dürfen. Unser Papa erzählt uns den Winter durch so viel Gutes von diesem glücklichen Lande, daß ich alles drum geben wollte, wenn ichs einmal gesehen hätte. Aber sagen Sie mir, sind die Mädchen würklich so schön in der Schweiz, wie der Papa haben will? — Das sind sie gewiß, sprach ich — und man darf auch allzeit sicher vermuthen, daß das Blut in einem Lande schön ist, wo die Sitten rein sind — und durchgehends wird der Reisende durch diesen Anblick in der Schweiz gelabt, — wenn ich die großen Städte vorbeyreite, und nur das Land besuchen will. Sie dürfen da nicht lange suchen, um das Modell zur Sophie in Rousseaus Emil zu finden.

Das junge Frauenzimmer stutzte. Meine Tochter kennet Rousseaus Emil so wenig wie Chocolade und Caffee. Wir haben zwar alles dieß im Hause, allein weil unsrer Kinder Gaumen von Jugend an dafür bewahrt worden ist, so ist er jetzo zu gesund darzu, um davon zu kosten. — Und so war der Discours auf einmal abgebrochen. Man ermunterte mich zum Frühstück, und versprach mir zum voraus, ich würde mir den Appetit damit nicht verderben, weil die Mittagskost sehr mäßig seyn würde. — Weil ich von Rousseaus Emil gesprochen hatte, so bestund Frau Oheim sehr ernstlich darauf, daß ich Chocolade annehmen müßte. Und ich hingegen verlangte Erdäpfel. Endlich trat die Tochter ins Mittel und sagte, ich bringe Ihnen Butter, mein Herr, und ich will doch gerne hören, ob die Butter in der Schweiz unsre Schwabenbutter schänden soll.

In dem Augenblick kam der kleine Oheim, ein allerlieb-

ster Knabe von ohngefähr 5 Jahren, mit einem seiner Cameraden zur Küche hereingeritten, und stellte seine Pferde in die Ecke im Stall. Er hatte seine Schmitze an der Peitsche verlohren, kam auf den Pfarrer zu, und verlangte, er sollte ihm eine andere Schmitze aus dem Bindfaden, den er aus der Tasche zog, zurecht binden. Der Pfarrer, der seine Arbeit mit Schnitzen nicht aus der Hand lassen wollte, wieß ihn an mich. Der kanns nit! sagte der Junge ganz ruhig, und als der Pfarrer darauf bestund, daß ichs besser verstünde, wie er, so sah er mich von Kopf bis zu Fuß an, und sagte noch einmal ganz ernsthaft: Der kanns nit! Ich gieng darauf nach ihm hin, ergriff ihn bey der Hand, und führte ihn nach meinem Stuhl. Als er so zwischen meinen Knien stand, fragte ich ihn, wie lang er seine Schmitze haben wollte, wo ich sie anbinden sollte, kurz, ich brachte es dahin, daß er mich den Anfang machen ließ, allein doch immer gab er sehr sorgfältig Acht, wie ich mich dazu stellte. Sie haben wohl auch Kinder, weil Sie sich so gut mit dem Jungen abgeben können? fragte mich Frau Oheim. Die darf ich nicht haben, weil ich noch keine Frau habe, war meine Antwort. Das ist sehr commod, versetzte Frau Oheim, wenn man oft auf Reisen ist, nicht wahr? Und außerdem hats auch seine angenehme Seiten; man ist als ein lediger Mann überall besser aufgenommen. Darüber hab ich noch nicht Zeit gehabt zu reflektiren, war meine Antwort. Denn mit willen bin ich gewiß so lang nicht im Hagestolzen Stande geblieben.

Und wer hindert Sie denn herauszutreten, wenns ihr ernstlicher Wille ist?

Meine Umstände. Denn es will was sagen, wenn ein Handel wie der unsrige, der mehr auf Industrie als auf Fonds beruht, zwo Familien ernähren soll.

So muß ihr Handel, versetzte Frau Oheim, mit Lächeln, weniger werth seyn als ein tüchtiger Kohlgarten in ihren

Vorstädten; der Vater und Schwieger-Sohn oft reichlich mit ihren beyden Familien ernährt. — Ja, wenn wir mit unserm Gewerbe in den Stand der Kohlgärtner zurücktreten, und unsre Weiber und Kinder mit Buttermilch nähren könnten. — Glauben Sie wohl, daß mein Companion, der eine etwas stärkere Familie hat, seiner Frau in meiner Gegenwart, die Anerbietung that, ihr alle Abend einen Species Dukaten zu geben, wenn sie ihn von allen Ausgaben frey sprechen wollte, und es die Frau ausschlug? Und zwar war hier Haus-Miethe und Holz nicht mitgerechnet. —

Ich begreife was Sie da sagen, versetzte Frau Oheim ganz ernsthaft. Ich weiß auch noch die Zeiten, wo wir mit Tausenden nicht leben konnten. Und jetzo leben wir mit wenigen Einkünften im Ueberfluß. Es kommt, wie die Alten sagten, alles auf eine gute Einrichtung an. Aber wärs denn unmöglich, diese bey Ihnen zu treffen? Sie leben ja in keinem öffentlichen Amt, sind freye Bürger, Privatleute!

Die Bemerkungen des Nachbars halten uns in so strenger Ordnung, als je einen Bedienten einer Fürstl. Residenz die Classe seines Amts. Wers anders macht als andere Leute, kommt nicht fort, macht sich ridicül, verliehrt seinen Credit. Klein und mäßig zu leben, ist beynahe in den jetzigen Zeiten so gefährlich, als es bey unsern Vätern war, Aufwand zu machen. Wer sich nur Einen Artickel des bey uns eingeführten Luxus versagen wollte, kommt sogleich in Verdacht, daß es liebe Noth sey, und daß seine Umstände nicht die besten seyn, sonst würde er so was nicht thun.

Hier ward die Conversation durch die Ankunft des Herrn Oheim unterbrochen, der vom Felde kam, und sich zu uns ans Feuer setzte. Gebt uns zu essen Kinder, rufte er, mich hungert. Sonst war dieß ein Glück, indem er sich zu mir wandte, das mir nur zu Theil ward, wenn ich mit auf die Parforce-Jagd geritten war; jetzt hab' ichs alle Tage ungerufen.

Mutter und Tochter deckten sogleich den Tisch, und das Essen ward vom Feuer gehoben, und angerichtet. Mir war dieß ein seltner Anblick von so schönen und reinlichen Händen bedient zu seyn. Die blanken Teller und Schüsseln waren bald von der Wand genommen, kurz, es gieng alles so fix als wenns commandirt wäre. Der Pfarrer gieng nach Hause, weil er gleich nach Tische ein Kind erwartete, das man ihm zur Taufe aus einem benachbarten Orte bringen sollte. Sie bleiben bey uns, sagte Herr Oheim, und dürfen nicht fürchten, daß sie uns incommodiren. Sie nehmen den Platz meines Sohns ein, der aufs Land gegangen ist, und heute Abend erst zurückkommen wird. Und nun kam der Knecht und die Mägde zum Essen herein. Sie fürchten sich doch nicht, mit dem Gesinde zu essen, sagte der Herr vom Hause; es sind wenigstens so gute Menschen wie wir, und wenn sie für uns arbeiten, so denk' ich, sie können auch mit uns essen. Herr Oheim sprach mit wenigen Worten, aber mit wahrer Erhebung des Herzens das Tischgebet, und alles war so neu für mich, daß ich bis zu Thränen gerührt war. Darauf setzte sich der Herr und die Frau oben an den Tisch. Madame nahm den Kleinen neben sich. Ich hatte auf der einen Seite die Tochter und auf der andern Seite den Knecht. Die Mägde saßen unten.

Bey Tische fiel kein Wort lateinischen Inhalts, das nicht für die ganze Gesellschaft gewesen wäre, nichts aus dem bürgerlichen wissenschaftlichen Leben, auch nicht eine einzige allgemeine Reflexion über den Landbau. Der Knecht, ein junger rother Pursche mischte sich ins Gespräch, und versicherte seinen Herrn ganz dreiste, daß er im Säen seinen Cirkel von der Brust weg treffen wollte, so gut wie einer, wenn mans ihm nur anvertraute. Alles freute sich auf den Abend wenn der Sohn nach Hause kommen würde. Ich habe meine alte Pferde letzthin abgeschaft, sagte Herr Oheim,

und heute ist mein Sohn aufs Land um andere zu kaufen. Es hat sie niemand gesehen als er, und ich bin sehr begierig wie sie ausfallen werden. Es sind zwey Fuchsstutten, die der Mann, dem sie gehören, selbst gezogen hat. Ich kenne ihn als einen vortreflichen Landwirth, und also verspreche ich mir nichts übels. Er hat ein Paar traurige Fälle in seiner Familie, die ihn nöthigen die Pferde abzuschaffen, um Geld zu machen. Sollten sie mir auch nicht behagen und ich muß sie wieder weggeben, so ist die Lektion für meinen Sohn so viel werth, als was am Hauptgeld verlohren wird. Und schlagen sie ein, so ist das Eigenthum, das mein Sohn durch seinen guten Einkauf darüber erhält, mir und der Familie ein wahres Kapital, das sich reichlich verzinßen wird. Herr Heinrich wird aber jetzo recht stolz seyn mit seinen Fuchsstutten, fiel der Knecht ein, und ich werde nur mit den Ochsen fahren dürfen. Zum putzen und striegeln ist Einer gut genug. Wenn er mir sie aber auch nicht in Acker giebet, so muß ich sie doch zu den Fuhren haben, und wenn ich in die Stadt zu Markte soll; denn da kann er doch nicht mit. Ich will doch sehen, ob ers Füllen mitbringt; denn das, sagte er, das müßte mit in den Kauf, und die 24 Karolin wären umsonst nicht so blank. — Das Füllen, das Füllen, rief der Kleine, ach wanns nur ein Schimmelchen ist, daß ich drauf reiten kann. Nicht wahr, Papa, ich darf heute mit Philippen bis an den Wald, und dem Bruder entgegen gehen.

II

Den Nachmittag führte mich Herr Oheim hinaus auf seine Felder, weil er ohnedieß nach seinem Knecht zu sehen hatte. Da das Haus auf einer ziemlichen Anhöhe stand, so bemerkte ich bald, daß weit und breit meist alle Felder mit lebendigem Haag eingefaßt waren, in welches alle zwanzig

bis dreyßig Schritte ein ziemlicher Stamm von Brennholz eingeflochten war. Ich erstaunte über diese nützliche Einrichtung, und hielt sie für sehr kostbar. — Sie ist, sprach Hr. Oheim bekanntlich nur in England allgemein, allein überall sehr leicht nachzuahmen, wo ein Gutbesitzer, wie hier mein Fall ist, seine Grundstücke auf einem Fleck beysammen liegend hat. Ich habe meine Hecken mit Gärtner-Sorgfalt und Bauren-Aufwand erzogen, und wer mir folgen mag, wird sich wohl dabey finden. Im Winter, wo es müßige Taglöhner, und wenig beschäftigtes Gesinde giebt, hab ich meine Hecken gepflanzt, Gräben aufgeworfen, im Frühjahr nachgesehen, und da ich vom Wasser Herr war, ihnen in den heissen Sommer-Monaten zuweilen reichlich Tagwasser zufließen lassen. Einfassungen von todtem Holz sind in meinen Augen die kostbarsten Hof- und Stadt-Dekorationen, und wer nur je ein Krauthaupt gepflanzt hat, wird zu viel Respekt für die Vegetation haben, als daß er einen Baum unnützerweise fällen sollte. Ausserdem ists in unsern Gegenden auch die liebe Noth. Ich ziehe aus dem Oberholz meiner in den Hecken stehenden Bäume, und dem Abfall der aus dem nothwendigen Beschneiden der Hecke selbst entsteht ohngefähr 3/4 alles meines Brennholzes. In 4 Jahren sind alle meine Hecken groß und dicht genug, klein und großes Vieh abzuhalten, indem ich die Staude nicht gerade, sondern ins Kreuz pflanze, nichts als Kreuzdorn dazunehme, und mich für den zärtlichen Hammbuchen hüte. Hätte ich meinem Gesinde oder meinen Nachbarn von Anfang ein Wort davon gesagt, daß ich gegen 100 Morgen Feldes mit Gräben und Hecken versehen wollte, sie hätten geglaubt, es sey hier nicht richtig. Jetzo da's steht, hat kein Mensch was dagegen einzuwenden, und sogar die Leute aus der Stadt sperren das Maul mit Vergnügen darüber auf, weils hübsch gekämmt aussieht. Ueberhaupt, wer da haben will, daß sein

Werk stehen und fortgehen soll, der schweige und thue. Ich fand an dem Abhange rechter Hand eine Menge Wiesen, die ohngeachtet der späten Jahrszeit wegen der trefflichen Ordnung, worinn sie gehalten, und der Art und Weise wie sie gewässert waren, für den Kenner immer ein reizendes Schauspiel waren. Obenher floß ein Mühlenbach, der sie reichlich versah. — Ich wunderte mich darüber wie der Eigenthümer der Mühle, die auf der andern Seite stand, dieses erlauben könnte. — Der bin ich selbst, sagte Herr Oheim mit Lächeln. Eh ich auf einen Morgen Landes in dieser Gegend dachte, war der Gedanke wie ich zu der Mühle kommen wollte der erste, der mir im Kopf herum gieng. Weil es keine Bannmühle war, und der Müller sich durch seinen Handel mit Weißgut, und durch seine ewige Fuhren nach der Stadt in die Schulden gestürzt hatte, und am Ende auf Betrügereyen gegen jeden Mahlgast ausgegangen war, so hatte sie alle Nahrung verlohren. Sie ward aufgesteckt, und ich war für ein billiges Gebot der dem sie zugeschla- gen ward.

Als ich das Stadtleben verließ, merkte ich wohl, daß mir zu meiner neuen Handthierung das nöthige Geschicke fehlte. Ich kaufte also in dem nahliegenden Dorfe nur ein Bauernhaus mit den nothdürftigen Nebengebäuden, und ohngefähr 20 Morgen Aecker, um nicht gar müßig zu seyn, und erst von meinen Nachbarn zu lernen. Da ich keine Wiesen hatte, mußte ich Anfangs alles mit Futterkräutern zwingen, im Ganzen aber wars doch Spielwerk, weil mirs den Aufwand für Gesinde und Pferde und Geschirr nicht auswarf. Indessen trieb ich den Ackerbau auf Gärtnerweise, raffinirte mit Krapp- Mohn- und Hirsenbau, damit ich mein Gesind beschäftigte — allein dieß alles war zu mühsam, zu gefährlich, und eine andre Art von prekairer Existenz, als die, die ich eben verlassen hatte. Diese Stücke die ich jetzo in

einer Flur besitze, waren ehedem sogenannte Außenfelder, die zum Theil der Gemeinde, zum Theil einzelnen Einwohnern zugehörten, allein weil kein Mensch seinen Mist soweit verschleppen wollte, eine wahre Wüsteney ausmachten. Sie wären würklich auch jetzo noch mein Verderb, wenn ich nicht auf der Stelle wohnte, und die 30 Morgen Wiesen nicht hätte, an deren Möglichkeit vor zehn Jahren kein Mensch gedacht hatte. Da man im Dorf sah, daß ich noch Dünger dazu kaufen mußte, um meine 20 Morgen, davon $^2/_3$ Samereyen und Futterkräuter waren, in Stand zu erhalten, so dachten die Leute, ich sey verrückt, als ich ein Stück nach dem andern von dieser Wüsteney an mich handelte. Man überließ mir dieß alles nach und nach um eine so kleine Summe, daß ich michs jetzo zu sagen schäme. So bald ich die Mühle kaufte, konnte man wieder nicht begreifen, warum ich mich von neuem in ein Gewerbe stürzte, das ich schlechterdings nur durch Knechte treiben konnte, und wo der gescheuteste unendlichen Betrügereyen ausgesetzt ist. Man änderte indessen die Sprache, als man sah, daß mirs nur um das Wasser zu thun gewesen war. Ich führte den Bach, der unten plötzlich in die Tiefe gegangen war, oben über die Mitte der Anhöhe weg, und bekam sehr gern von Schultheiß und Gericht die Erlaubniß, den Koth ihrer Hintergasse, der einen Abfall hatte, hineinzuführen. In zwey Jahren waren meine 20 Morgen Wiesen im Stand, und im vierten mit Gräben und Hecken aufs beste versehen. Die Mühle hab ich einem alten Auszugsmann verpachtet, und da ich den Zins um ohngefähr 40 fl. heruntergesetzt habe, blieb ich Herr von Wasser, wie ichs nöthig finde, und habe dadurch die Unterhaltung meiner Wiese gewonnen, die das Hauptkleinod vom ganzen erworbenen Schatz ausmachen. Bey diesem Theil meiner Wirthschaft hat mir mein bischen Mathematik und Botanik Dienste gethan, und die Principia

die ich aus meiner ehemaligen verfeinerten Lebensart her=überbrachte, haben mir Winke gegeben, mich bey Sachkun=digen näher zu belehren, ihnen Antworten, auf Zweifel ab=zulocken, woran sie nie gedacht hätten, und haben mich über=haupt für tollen Projekten bewahrt.

Ich glaube, mein Herr, fuhr Herr Oheim fort, Sie sind nicht soweit außer der Straße geritten, um gerade einen wohlhabenden Bauern zu sehen, sondern sie möchten gern schauen wie ers treibt, und wie ers geworden ist. Wär ich eines Landmanns Sohn, und hätt ich meine Jugend in die=sem Berufe zugebracht, so wären Sie auch nicht gekommen mich zu besuchen. Allein weil ich ehmals die politische Trommel gerührt, und wohl oder übel Einfluß auf Tausende gehabt, und nun mich in das Schneckenhaus eines Land=manns zurückgezogen habe — darüber möchten Sie einige Erläuterung haben, nicht wahr? Und diese will ich Ihnen herzlich gerne geben, weil ich mich in Ihren Fall setzen kann. — Dieß alles hab ich mir erworben, und wenn ich auf die Art und Weise zurückdenke, so gereut es mich eben nicht. Vergleichen Sie den Werth dieses Guts mit andern, so sinkt es in die Menge so vieler mittelmäßigen Besitzungen zurück, die keines Worts und keiner Zeile Beschreibung bedürfen Sehen Sie's aber als den Zweck an, auf dessen Erreichung ein ehrlicher Mann seine Zeit und Fleiß verwandt hat, so ists ein andres Ding. Wenn sie wüßten auf welche ver=gängliche Dinge dieß ziemlich maßive Gebäude meiner Woh=nung, meine Aecker und Wiesen gegründet sind, sie würden von Herzen lachen. Der erste Fonds dazu ist was ich aus dem Ausruf meiner Stadt=Herrlichkeiten erlöste. Ehedem warens Spiegel, Phaeton, Büreaus von Mohogany, Silber=geschirr, Stickereyen, Spitzen, Porcellan, Bibliothek, Kupfer=stiche, Gemählde, Gemmen, Pasten, Vasen von Terra Cotta, und wie alle die schöne Dinge heissen, die ich mit meinen

Kindern jetzo entbehren kann. Sie stehen in meinem Gehirn neben dem Spielzeug meiner ersten Kindheit in einem Rang, und ich würde kaum mehr daran denken, daß so was in der Welt wäre, wenn mich nicht das Intelligenzblatt aus der Stadt zuweilen daran erinnerte. Die Landwirthschaft im Großen, als eine Spekulation zu treiben, halte ich, unter uns gesagt, für ein so widriges Projekt, als wenn einer seine Küche aufs Bücherschreiben fundiren wollte. Allein es ist ohnstreitig, im kleinen getrieben, die würdigste Beschäftigung eines ehrlichen Mannes, der versuchen will, was eigener Fleiß und Verstand vermag, der seine Existenz der Einförmigkeit entziehen und seine Gesundheit durch freye Luft erhalten will. Ehedem lebte ich, wie sies nennten, für den Staat, für die Welt, und ich glaube auch gar für die Nachwelt, jetzo lebe ich für meine Familie. Doch davon ein andermal.

Die Nacht hatte uns überfallen, ehe wirs uns versahen. Wir eilten also nach Hause. Hier fanden wir im Hof alles mit Lichtern und Laternen erleuchtet. Die ganze Wirthschaft war beysammen, um die angekommenen Pferde zu examiniren. Mitten innen hielten sie mit ihrem Füllen, und oben saß der kleine Oheim triumphirend mit einer Peitsche. Der Sohn war mit dem Knecht im Stall, und murrte, daß jener den Ankömmlingen die Streu nicht gut genug gemacht hatte. Er gieng selbst mit seinem Besen unterm Arm, streute auf, und zeigte ihm, wie's ferner immer seyn sollte.

III

Das Abendessen wird heut etwas später werden als gewöhnlich, sagte Hr. Oheim. Wie ich höre, so hat kein Mensch auf das Füllen gerechnet, und dem armen Thier ist weder Krippe noch Reiffen zurecht gemacht. Sie zersägen eben eine alte Krippe aus dem Kühstalle, und machen auch ein Ge-

stell, das einen Reiffen für diese Nacht vorstellen soll. Es war sogar keine Halfter da, und man darf doch den armen Narrn die ganze Nacht über nicht frey neben der Mutter stehen lassen, weils ihm einfallen könnte, die alte böse Milch von neuem einzusaugen. Wie wir uns so am Küchenfeuer wärmten, trat der Pfarrer herein mit einem großen weißen Reitermantel unterm Arm. Er war gekommen mich abzuholen, daß ich die Nacht in seinem Hause zubringen sollte. Daraus wird nichts, mein lieber Herr Pastor, rief ihm Mademoiselle Oheim entgegen. Herr Müller bleibt bey uns, und Mamma und ich haben schon oben weiß für ihn gedeckt. — Und wir thun nichts gerne umsonst — wissen Sie das? — Ich folgte der gutherzigen Einladung, und der Pfarrer ließ sich auch bereden zum Abendessen zu bleiben. Endlich kam auch der junge Herr Oheim zur Gesellschaft, nachdem er für seine Thiere gesorgt hatte. — Sie als ein Reitersmann, sagte er zu mir, werden es nicht übel nehmen, wenn das Essen heut ein wenig spät wird. Ich denke, Sie setzen sich wohl selbst nicht eher zu Tische, bis ihr Roß versorgt ist. Sie haben heut einen guten Tag gehabt, sagte der Pfarrer zu ihm. — So so — war die Antwort. Und hier hab' ich auch für Sie gesorgt. Sehen Sie, indem er etwas aus der Tasche zog das ich nicht sogleich erkennen konnte, hier ist der wahre Lichen rangiferinus, den ich heute im Vorbeyreiten auf den Felsen des Aschberges angetroffen habe. Und so ist denn nun die Sammlung vollständig. Sehen Sie in ihren Speciebus nach, ob das nicht das wahre Rennthierenmooß ist, das so gut bey uns wächst als in Lappland? Der Pfarrer war wie von Freuden über den gefundenen Schatz ausser sich. — Machen Sie hurtig, sagte Fr. Oheim, daß sie ihr Kleinod unbeschädigt nach Hause bringen. Da wird die arme Frau eine böse Nacht haben, weil der Herr für Freuden nicht schlafen kann. Mademoiselle Oheim

kam mit einem großen Becken Wasser herein: darf ich gehorsamst bitten, daß ihr Kleinod zu sauffen bekommt, so gut wie des Hrn. Heinrichs Füllen. Es könnte bis nach Tische Noth leiden. Das ist diesmal nicht nöthig, ihr Kinder, sagte der Pfarrer; ich sehe ihr wißt noch nicht, daß Lichen und Muscus wie Franzose und Engländer von einander verschieden sind. Unser lieber Pfarrer, sagte Hr. Oheim zu mir, hat bisher keine Frau, und wenig Ackerbau gehabt; um sein bisgen Existenz loszuwerden hat er sich daher auf sieben Künste zugleich gelegt. Meinen Kindern hat er seinen Geschmack an der Naturgeschichte mitgetheilt, und wenn's bey diesen auch bisher nur Spielwerk gewesen ist, so ists doch immer besser, als das Spielwerk mit bloßen Büchern. Es schärft wenigstens die Sinne, und gewiß auch das Judicium.

Weil das Gesinde hineingekommen war, so klopfte Frau Oheim zum Essen. Ueber Tische war, wie man denken kann, der Hauptdiscurs von den neuen Pferden. Ich habe heut im Nachhausereiten an Sie und an Ihre Philosophie gedacht, Hr. Pfarrer! sagte der junge Oheim. — Wie so? — Wenn Sie mich immer so gern überreden wollten, daß das Hoffen besser sey wie das Haben. Ich war heut im großen Triumph ausgegangen, wenn ich meinen Handel überlegte, und bin ganz capot nach Hause geritten, nachdem er geschlossen war. — Gereut Sie's denn schon? — Das wär zu frühe — und ich hoffe das soll auch wohl ausbleiben. Aber ich dachte es sollte mir Mühe kosten: und da ich alles so leicht fand, verdroß mich das. Wär mein Verkäufer ein Jude oder ein reicher Schultheiß gewesen, wie wollt' ich ihm mit Vergnügen das Messer an die Kehle gesetzt haben! Aber so wars ein armer ehrlicher Teufel, den die Noth dazu brachte. Da vergieng mir das Handeln. — Ich hätte ihm auch das Füllen nicht abnehmen können. Aber da war ein garstiger Jude da, der darum handelte, und es vielleicht für

8 oder 10 Thaler erwischt hätte. Er wollte mir auch die Pferde verleiden, und sagte immer sie hätten keine Gestalt. Wenn sie nur brav sind, und die Arbeit thun, und Fresser sind. — Wir fahren nicht spatzieren damit. Als der gute Mann sahe, daß ich auf dem Füllen bestand, so sagte er mit Thränen in den Augen: Nehmen Sie's hin, ich weiß es ist doch gut bey Ihnen aufgehoben. Aber lassen Sie mirs sagen, wenn Sies einmal verkaufen wollen. Vielleicht bin ich alsdann im Stande, es Ihnen zu bezahlen. Mir wars als wenn ich der Vormund über das Thier würde, und ich gab ihm die Hand darauf, daß es nie aus meinen Händen in andre als die seinige kommen sollte. Hab ich zuviel versprochen, Papa? Nein, sagte Hr. Oheim. Das Füllen ist dein, denn ich habe nicht drauf gezählt, und das Futter das es frißt will ich dir auch an deinem Heyrathsgut nicht abziehen, sagte er mit Lächeln. Wenns 3 Jahre alt ist, so wollen wir sehen, wie wohlfeil du das Herz hast es deinem Bauern wieder anzuschlagen. — Ich habe ihnen die Hufe besehen, fiel der Sohn ein, sie haben herrliche gesunde Wände — die Eisen halten auch noch. Wir können also, wenn Philipp fürs Futter sorgt, morgen mit der Dämmerung hinaus, und sehen was sie in der Arbeit vermögen. Ich denke wir reissen den Acker gerade vor der Mühle auf, und da wird sichs zeigen ob sie Kräfte in den Knochen haben. Ich fahre morgen selbst, und wenn Philipp sich gut aufführt und sie gehörig pflegt, soll er übermorgen auch mit fahren. Also, Mademoiselle, nur dafür gesorgt, daß morgen unser Frühstück gleich parat ist.

Als der Tisch abgehoben war, gieng der Pfarrer weg, und der junge Oheim beurlaubte sich auch. Die Tochter stand mit einem Licht da, und Madam Oheim präsentirte mir die Hand. Kommen Sie, unsre Tochter soll uns leuchten, wir wollen sehen wo ihr Schlafzimmer ist, und ob wirs ihnen recht gemacht haben. Herr Oheim mag uns folgen wenn er will.

Ich ward die Treppe herauf in ein schönes geräumiges Zimmer geführt. Madam Oheim zog die Vorhänge des Betts auf, und sagte zu mir, sehen Sie selbst, ob sie auf diese Art oder anders gerne schlafen. Ich war von der freymüthigen Güte so betreten, daß ich nicht antworten konnte. Wir haben ihnen die Matratzen oben hingelegt, weil wir denken sie schlafen in der Stadt nicht auf Federn. Sind Sie's aber anders gewohnt, so sagen Sie's frey heraus, denn wir sind beyde noch da, und könnens anders machen. Ich wollte etwas zur Antwort stottern, aber Mutter und Tochter wünschten mir beyde gute Nacht, und ließen mich mit dem Vater allein. Nun hatte ich Zeit mich umzusehen, und ich muß sagen, ich fand das Ameublement so sonderbar, daß ichs dem Herrn des Hauses nicht bergen konnte. Da war Kostbares und Gemeines so unter einander gemischt, daß ich nicht wußte, was ich sagen sollte. Die Vorhänge meines Betts waren linnen, und es schien, so artig es aussah, doch wie man sagt, Hausmacherzeug. Hingegen waren die Stühle und Lehnsessel die schönste Tapetenstickerey. Die Wände waren weiß, und mit Schmetterling-Tafeln, und ausgestopften Vögeln unter Gläsern, auch mit einigen Handzeichnungen behangen. In der Tiefe des Zimmers brannte das Feuer in einem Kamin, das eine marmorne Einfassung zu haben schien. Auf dem Gesimse standen zwey gelbe Wachslichter.

Als ich meine Nachtmütze in den Nacken schob, und das ganze Arrangement noch einmal mit großen Augen überlief, sagte Hr. Oheim: kommen Sie und setzen sie sich noch eine Viertelstunde zu mir ans Kamin. Sie können doch nicht ruhig schlafen, wenn ich ihnen nicht sage, wie das alles hier zusammengekommen ist. Sehen Sie das alles, groß und klein, ist Hausmacherzeug, und das ist der Grund des schönen Ensemble, was Ihnen als Stadt- und Weltmann so ungern in Kopf will. Wenn man bey euch Herren Symmetrie und

Harmonie, wie ihrs nennt, hervorbringen will, so muß man alle vier Welttheile dazu aufbieten. Wir haben das aber nicht nöthig, sondern nehmen was uns vor der Nase liegt. Hier den Vorhang haben meine Leute gesponnen, und er ist im Hause gewebt. Die Stühle und Sessel haben ich und meine Frau und Tochter gestickt, wie wir, bey unserm ehemaligen kleinen Feldbau, im Winter nicht wußten, was wir mit den trüben Tagen anfangen sollten. Die Kamineinfassung ist nichts bessers als der Stein wovon mein ganzes Haus gebaut ist. Vor ein paar Jahren hatte der Pfarrer den Furorem mineralogicum; er lebte und schwebte also über allen Steinbrüchen, und probierte mit seinem Magnet, seinem Stahl, und Fläschgen Scheidewasser, alle Steine auf Gottes Erdboden. Da fand sichs nun, daß der Stein, wovon ich von ohngefähr gebaut hatte, Gott weiß was für ein schöner Serpentino antico wäre. Er schliff ihn an, und beredete den Steinhauer des Orts, daß er ein paar große Stücke aussuchen sollte. Er wieß ihn am Ende an, ihm sogar die letzte Politur mit simpeln Knochen zu geben, und so ward ich zu meinem Kamin beredt, damit der Pfarrer und sein System recht behielt. Das übrige was Sie an den Wänden sehen, sind die Spielwerke meiner Kinder. Und die Wachslichter, die hier brennen, wachsen hinter meinen Scheunen. Ich weiß nicht, obs Ihnen so ist wie mir: ich bin mein Lebenlang durch nichts als goldne Sprüche regiert worden, die mir statt alles Raisonnements dienten. Und so ist mir auch der goldne Spruch, der durch mein jetziges Leben zieht, der: Genieße nichts, als was du dir erworben hast. Ich glaube, ich würde von Haus und Hofe laufen, wenn ichs geerbt hätte. Aber so da ichs erworben habe, ist mirs in allen Theilen lieb. Alles, wohin ich mich setze, worauf ich ruhe, was ich berühre, ist mein, weil ich seine Geschichte weiß, und mit dieser die Geschichte des besten Theils meines Lebens

mir vortritt. So vergleich ich immer alles in Gedanken mit dem was es war, und was es jetzo ist, und, nächst dem tiefen Gefühl von Gottes Segen, ist mir das Andenken an meine Arbeit werth. So wenig ein vernünftiger Mensch wünschen wird, seine Kinder auf einmal groß und erzogen zu sehen, so wenig hats mich vom Anfang an verdrossen, Fleiß und Sorge auf diese meine Haabe zu wenden. So wie die Kinder nach vieler Mühseligkeit und langen Jahren endlich erwachsen, so ist auch alles um mich her groß geworden, und meine Hecken, meine Bäume und Bäche gehören alle zu meiner Familie. — Ich sahe, daß der gute Mann warm ward, und ich hätte ihn in diesem Augenblick von Patriarchengefühl umarmen mögen, wenn mir seine Predigt die er mir eben hielt nicht die Furcht eingejagt hätte, als ob er glaubte, ich hätte von der Güte seiner Existenz noch eine Ueberzeugung nöthig. — Er überließ mich bald meinen eignen Ueberlegungen; allein meine Seele war zu voll von allemdem, was ich Neues und Unerwartetes in dieser glücklichen Familie fand, als daß ich so bald ein Auge hätte zuthun können. In den süßen Träumen, die mich auf meinem gastfreundlichen Lager besuchten, stand immer Mlle. Oheim mitten inne; und so wenig das liebe Kind sich mit mir zu thun gemacht hatte, so war doch dies Bild von Güte, Freymüthigkeit, geschäftigem und munterm Wesen so nahe vor meinen Augen, daß ich noch nicht einmal Zeit genug gehabt habe, zu sagen, daß es auch von Figur ein allerliebstes blondes Mädchen war.

IV

Ich erwachte des Morgens früh und stund auf. Kaum war ich ans Fenster getreten, so ward ich des jungen Oheims gewahr, der an seinen Pferden zurecht machte, die Stränge bald verkürzte, bald verlängerte, bis sie an seinen Pflug

paßten. Endlich schwang er sich auf eine seiner Stutten, und zog mit langsamer Selbstzufriedenheit zum Thor hinaus. Ich bemerkte daß er gerade wie ein Bauer mit zwey Wämsern versehen war, vermuthlich aus langer Erfahrung, daß man sich gegen die Morgenthaue nicht genug verwahren könne. Ich warf mich voller Betrachtungen in einen Lehnstuhl, und ward über mich selbst böse, daß ich mich noch verwundern durfte, wie diese Simplicität bey einer größern Kultur des Geistes bestehen könne. Mir fielen die Helden Griechenlands und Roms, die neuern Helden Nord-Amerika's ein, die Alle, vom Pfluge berufen, Wunder der Größe und Tapferkeit darstellen. — Ich rief endlich in einer Art von Entzückung aus: du Einfalt der Sitten, statt Hinderniß der Kultur des Geistes, bist du vielmehr sein Element, seine eigenste Nahrung! Der Mensch, dessen äussere Organen durch sinnliche Beschäfftigung gestärkt, erhalten und erhöht werden, soll da nicht schärfer denken, sich muthiger entschließen, nicht mehr Gegenwart des Geistes und des Augenblicks in seiner Gewalt haben — als derjenige, der mit spekulativer Weisheit getrödelt hat? In der Einsamkeit seines Kabinets hat dieser niemand zum Zeugen, wie viel's ihm Mühe gekostet, bis er die Resultaten seiner Operationen ans Licht stellte. Niemand hat gesehen wie lang und einsam seine Materialien im Kopf schwammen, bis er sie in Eins binden konnte; niemand weiß wie viel von fremdem ungerechten Gute jezt unter dem Eignen zur Schau prangt! — Hier ward ich in meinem Monologen unterbrochen. Der kleine Oheim von fünf Jahren trat eben nicht sehr sachte in die Stube, mit einer großen Gerte in der Hand, und ward mich nicht gewahr. Er gieng nach dem Bette, und weil er die Vorhänge zugezogen fand, glaubte er, ich sey noch nicht aufgestanden! Er rufte mir herzhaft zu: der soll aufstehen! und als er es noch einmal wieder-

holt hatte und keine Antwort erfolgte, schlug er mit seiner Gerte, daß es pfiff, auf den Sitz des Lehnstuls mit einem drittenmal: der soll aufstehen. Ich konnte mich nicht enthalten, den Jungen zu überfallen, und ihn vom Boden in meine Arme zu nehmen. Er machte mir weder eine Karesse, noch war er bestürzt, daß er mich an einem andern Ende fand, als dem wo er mich gesucht hatte, sondern sagte ganz gelassen: der Papa hat gesagt: der Kaffee würde kalt.

Ich ließ mich von meinem kleinen Führer leiten. Als wir an die Treppe kamen, begegnete mir Mlle. Oheim, die ihren ältern Bruder suchte, und mit wenigen Sprüngen die Treppe heraufgeflogen kam. Ihre schönen Haare hiengen in allem ihrem Reichthum über den Rücken herab, und sie hatte noch nicht Zeit gehabt, ein Halstuch umzunehmen. Ich stand vor ihr, und war wie ein Mensch der nicht in die Sonne sehen mag, und seine Augen niederschlägt. Allein wenn ich sie auch erhob, so ward sie darüber weder bestürzt noch ungehalten. Mir rauschte ein Bild unsrer ersten Mutter durch die Seele. — Nun, was hat ihnen geträumt, Herr Müller? — es muß alles wahr werden, sagte sie mit lächeln; denn es ist die erste Nacht, daß sie in diesem Bette geschlaffen haben. — Wollte der Himmel, rief ich, daß es je wahr werden könnte! — Das war also ein wahrer Traum, weil's so schön war, wie sie's wünschen konnten? — Ach! rief ich, es war ein so heitrer herrlicher Traum, voll lauter Wonne, und sollte der im Leben nicht, wenigstens auf eine Zeitlang, möglich seyn? — Also war gar kein Unglück drinn? fragte sie. O da war's keine Liebesgeschichte, denn da muß ein Haufen Unglück seyn, wenn's gut gehen soll. Mit diesen Worten verließ sie mich und flog weg.

Ich traf den Vater unten vor dem Kamine im großen Saale, oder in der Küche, an. Hier war alles aufs reinlichste gescheuert und geputzt, und kein Anschein, daß gestern

den ganzen Tag das geringste darinn wäre handthiert worden. Wir wollen heute mit Kaffee frühstücken, sagte Hr. Oheim, um doch auch ein wenig vom Europäischen Luxus zu participiren, wie von den Welthändeln, wenn wir sie in der Zeitung lesen. Meine Frau hat ihre silberne Kanne und ihre Dresdner Tassen mit golden Ränden hervorgesucht, die wir als Memento mori unsrer ehmaligen Existenz aufbehalten haben. Ausserdem thut mirs Wohl in den Augen, die Würkungen des Lichts auf dem herrlichen Metall zu bewundern, und daß der Menschen Hände an dem Thon der Natur diesmal nichts verdorben haben. Mademoiselle Oheim sezte sich auch zu uns, nachdem sie ihre besten Reize geordnet, oder vielmehr dem Auge des Zuschauers entzogen hatte; und ihr steinernes Näpfgen mit der eingebrockten Milch, und ihr Wesen und Gestalt machte den besten Kontrast zu unserm ausländischen Luxus und Palliativen!

Der Alte fieng an: wenn ich so meine Familie am Feuer versammle, mein Junge hier in der Küche auf seinem Stecken im Kreise herum reitet, meine Weiber Abends allesamt spinnen, und mein Sohn und ich hier, von dem was morgen gethan soll werden, mit Philipp berathschlagen: so ist mir's immer, als ob ich das alles vom Schiffbruch auf eine gute Insel gerettet hätte, und da draussen das ungetreue Meer mit seinen großen Wellen wüthete.

Ich denke mein Bruder wird nicht lange ausbleiben, sagte Mlle. Oheim; denn er hat nicht bleiben wollen, bis ich meine Milch zurecht gemacht hatte, und hat ein Stück Brod und Käse in die Tasche genommen. Ich bat den Alten, daß er mich hinausführen sollte; denn ich wolte mir das Schauspiel nicht versagen, den herrlichen jungen Mann hinter seinem Pfluge arbeiten zu sehen. Allein ich fand auch hier, wie bey allen Dingen, daß, wer mit Nutzen reisen will, viel muß gelernt haben. Um zu fühlen, wie

brav er pflügte, hätte ichs selbst versuchen müssen, und so wars eben mit mir diesmal wie mit allen unsern Reisenden, wenn sie eine Virtuosität sehen, die sie nicht selbst besitzen. Als wir in die Thüre traten, fieng es herzhaft an zu regnen, und ohngeachtet aller meiner Protestationen, wollte Hr. Oheim nicht gestatten, daß ich durchaus naß würde. Ich ließ mich endlich bereden, weil ich glaubte, der junge Mann würde wohl selbst nicht lange ausbleiben. Darinn irren sie sich, sagte der Vater; denn unter uns Landleuten ists eine Art von Ambition dem Wetter nicht nachzugeben, wenn wir schlechterdings zu thun haben, und meist ist unsre Arbeit an Tag und Stunde gebunden. Ausserdem kostet's uns nicht viel, denn wir sind dazu angekleidet — bis der Regen durch unsre dreyfache Bedeckung durchgeht — Gewohnheit thut auch viel — und selten spüren wir böse Folgen davon, weil uns der Regen nie in einer gewaltsamen Erhitzung überrascht. Kommen Sie mit mir in mein Kabinet, hier wollen wir die Zeit verschwatzen — denn wir hindern nur hier die Weiber mit unsern Stühlen und Reflexionen.

Als wir uns gesetzt hatten, fieng Hr. Oheim an: Um Ihnen eine Idee zu geben, wie's jezo mit mir steht, muß ich ihnen sagen, wie's ehedem mit mir gestanden hat, und dann werden sie begreiffen, warum mir meine jezige Art zu seyn so sehr behagt. Mein Vater war Regierungs- und Justitzrath in St. einer der brauchbarsten Geschäfftsleute seiner Zeit. Er hatte in seiner frühen Jugend auf der Kanzley gedient, nachher war er aufs Land als Beamter, und endlich wieder zurück in die Stadt berufen worden. Er kannte also die Landesverfassung vollkommen, wurde wegen seiner Thätigkeit von jeher zu allen ausserordentlichen Geschäfften gezogen, und bey seinem offnen Kopf und der Beschränktheit auf seinen Beruf war es nothwendig, daß er

sich diese ausserordentliche Geschicklichkeit erwarb. Allein er hatte den einzigen Fehler, daß er, wie sie's nennten, schwer arbeitete, jede Sache als Abhandlung betrieb, und dadurch den Kollegen nichts zu erinnern übrig ließ. Ausser diesem wollte er beständig recht haben, und er hatte auch meist recht. Dieses letztere war unverzeihlich; er wurde allen, die neben oder über ihn waren, nach und nach verhaßt oder gleichgültig. Dadurch ward er weniger zu Geschäfften gezogen, und fiel in Unthätigkeit, so daß er an seinem eignen Fleisch kauen mußte; und dies ist die gewisse Ursache seines frühzeitigen Todes, so wenig er es auch merken ließ. Indessen gestanden ihm Hohe und Niedrige, Freunde und Feinde, seine Verdienste zu. Er diente auch wo er konnte, so streng und unerbittlich er gegen Unrecht und Betrug war. In unserm ganzen Hause ertönte daher alles von dem Wunsche, daß ich, der einzige Sohn, auch dereinst ein so geschickter und geehrter Mann werden mögte als mein Vater. Sie wissen wie man in den kleinen Residenzen von allen andern Ständen und Verrichtungen urtheilt und denkt, die nicht zum Herrendienst gehören. Der Landjunker ist ein Sprüchwort, und ein Locus communis, den man den Kindern statt des Esels um den Hals hängt. Der Bauer kommt gar nicht, ausser als Mastvieh für die Rechnung des Fürsten, in Anschlag. Keine Mittelleute geben sich mit der Landwirthschafft ab — oder sie verderben dabey, weil sie's nicht ganz durch sich selber treiben, wie man soll. Kommen die Diener des Fürsten in eine Handelsstadt, so sind sie sehr verlegen, daß sich nicht jeder vor ihnen bückt wie bey ihnen. Der Wohlstand, den sie hier sehen, drückt sie wie ein böses Gewissen, und sie helfen sich damit, daß die wohlgefütterten Köpfe und reichgekleideten Bäuche der Handelsstadt doch nur stupide Kerle wären, die keine Lebensart hätten und nichts verstünden. Wer auch mitten, wie wir, im festen

Lande liegt, kann keinen hohen Begriff von der Handlung haben, weil alles meist große oder kleine Krämerey ist, und sich nur hie und da ein speculativer Kopf blicken läßt, der auch nicht gedeyhen würde, wenn er so viele Fonds wie die andern hätte. In unser Haus kamen keine Fremde, als Beamte, Ober- und Unterschuldheißen von dem Lande. Ich gieng ins Pädagogium und mein Vater auf die Regierung, und wenn wir beyde uns präparirt und repetirt hatten, so dachten wir, es gäbe in der Welt weiter nichts zu thun. Wurde den Sonntag keine Parthie Quadrille gespielt, so setzten sich Vater und Mutter hin und spielten Piquet oder zogen die Dame. An diesem Tage ward die Zeitung gelesen und erklärt. Der Pabst und das türkische Reich ward nicht geschont, auch ärgerte man sich daran, daß die Rebellen in England ihren rechtmäßigen Oberherrn nicht gehorchen, und die hartnäckigen Schotten, die ihre von der Englischen Regierung verordnete Hosen nicht an den Beinen, sondern an einer Stange tragen wollten.

V

Ich sah also keinen andern Weg vor mir, wie sies nennen, mein Glück in der Welt zu machen, als wenn ich in meines Vaters Fußstapfen träte. Ich lernte fleißig, und in meinem 12ten Jahre machte ich lateinische Verse, wußte aber nicht Körbel von Petersilge zu unterscheiden. Wir hatten keinen Garten, und weil man alles wohlfeiler kaufen als bauen konnte, so kam, wie man sagte, nichts dabey heraus. Von aller Herrlichkeit der Welt hatte ich nichts gesehen bis in mein sechzehntes Jahr, ausser wenn ich mit meinem Vater gegangen war, an Gallatagen die Herrschaft speisen zu sehen. Die Konditorarbeit, die zum Nachtische aufgesetzt ward, und seit zwanzig Jahren in einem Tempel Salomonis bestand, gefiel mir indessen sehr wohl, wenn nur die Officiers von der

Garde nicht gewesen wären, die uns alle, Krethi und Plethi, wenn wir eine Weile gegafft hatten, zur einen Thür hinaustrieben, um eine frische Heerde zur andern herein zu lassen.

Ich hatte Gefühl für die Natur, es schlief aber und ward nicht entwickelt. Ich erinnere mich noch, wie eines lieblichen Morgentraums, der Zeiten die ich auf dem Lande zubrachte. Mein Vater hatte eine Schwester, eine Pfarrwittwe, die ihr nothdürftiges Auskommen hatte, um ihre drey Söhne aber zu erziehen, schon manche Lücken in ihre kleine Capitälchen gemacht hatte. Diese Frau hatte mich besonders lieb gewonnen, weil ich so viel lernte; und ich mußte die Feyertage, und die Oster- und Herbstmesse, wenn's möglich war, die Ferien bey ihr zubringen. Ich denke noch immer der schönen Sommerabende, wenn wir weit vor's Dorf mit unserm großen Kruge giengen, Wasser zu hohlen, und an dem Brünngen unter dem Schatten des herrlichsten Nußbaums sich die Mädgen und Jungen versammelten, und man aus dem Dunkel über die Hecken auf die noch herrlich erleuchtete Wiese sehen konnte; wenn wir in der Scheune die hohe Schaukel befestigten, und bis oben an die Thorschwelle fuhren, uns im Garten mit Aepfeln warfen, oder auch Abends draussen mit Pulver allerley Feuerwerk anstellten das man in der Stadt nicht treiben durfte, die Kürbisse aushöhlten, Gesichter darein schnitten, und beynahe uns selber vor dem Licht fürchteten, das so schrecklich aussah. Besonders war mir der Herbst nicht allein angenehm, sondern höchst einträglich, weil es hier umsonst so viel zu schmausen gab, das man in der Stadt so theuer erkaufen mußte. Auch gefiel mir's sehr für einen gescheiten Menschen zu paßiren, wenn mir hier mit so viel Achtung begegnet ward, und ich ihnen beym Nüßausmachen Gellerts Fabeln recitirte. Die Küche war auch ein herrlicher Ort in meinen Augen, weil hier keine Köchin war, die uns wegtrieb, und

wir Jungen unsre Kartoffeln und Kastanien selber braten, auch auf den Pfannkuchen warten, bis er fertig war, und ihn selber in die Stube tragen durften.

Indessen konnte die Liebe zum Landleben nie zur Leidenschaft werden. So wohl mirs that, wenn ich in die freye Luft kam, so wenig spürte ich doch, daß mir was fehlte, wenn ich wieder in meinen Stadt-Karch gesperrt war. Allein es gieng natürlich zu: nie hatte ich auf dem Lande eigentlichen Wohlstand bemerkt, sondern alles seufzte unter der Last der Abgaben und dem Mangel des Geldes. Auch hatte von allen Leuten, die ich je gesehen, nie einer etwas merkwürdiges weder an einem Baum, einer Feldblume, einem Gräschen, einem Insekt oder einer Erdschichte bemerkt. Das Land schien mir also nur hübsch grün, und in der Ferne hübsch blau. Von merkwürdigen Menschen konnte auf dem Lande gar nichts vorkommen; denn sie waren augenscheinlich alle weniger als die Leute in der Stadt. Denn die größten Menschen unter allen waren diejenigen, die viel Bücher in der Stube hatten, d. i. von der Feder Profeßion machten. Ausser dem Griechischen und Latein ward nichts auf dem Pädagogio getrieben als ein wenig Geographie und Historie; und zwar diese in eben demselben Geschmack von den Kindern Israel an bis aufs Habsburgische Haus. Immer war's Ein Regent und Ein regierendes Haus oder Volk, für das uns Ehrfurcht eingeprägt ward, und so wie wir dieses liebten, haßten wir alle andre Völker, wie die Moabiter, Amalekiter und übrige heidnische Völker, die eine Vorhaut hatten. Von der ganzen praktischen Philosophie war nicht ein Fünkchen im ganzen Lande zu spüren, ausser was hier und da bey den Gliedern der medicinischen Facultät unter der Asche loderte. Ausser dem Leibmediko hatte kein Mensch eine Lufftpumpe oder Elektrisirmaschine gesehen. Wenn bey der Untersuchung eines

Sauerbrunnens die Herrn Kommissarii sahen, daß die Dinge bald grün, bald roth, bald schwarz wurden, so wusten sie wohl, daß der Teufel nichts dabey zu thun hatte; allein wie es zugieng, dafür ließ man den Stadt- oder Landphysikus sorgen. Ich las indessen den Virgil und Horaz und Cicero, d. i. ich explicirte die Leute, allein keiner machte die geringste Würkung auf meine Imagination. Es war mir wohl, wenn ich sie absolviert hatte. Im 15ten Jahr hielt ich eine Oration über den Charakter des Tertullian, und untersuchte, in wie fern das Afrikanische Klima Einfluß auf seinen Stylus gehabt hatte. Sechs Monate drauf stellte ich eine öffentliche Vergleichung zwischen Cäsar und Alexander an. So präparirt gieng ich auf die Universität, hörte was zu hören war, schrieb nach was der Professor fallen ließ, und kam nach drey Jahren, mit vielen tausend Ideen bereichert, wohlbehalten nach Hause. Ich ward durch den Kredit meines Vaters sogleich amployirt. Ich applicirte mich, und ob ich gleich merkte, wie himmelweit der Gang der Geschäffte von dem akademischen Wörterkram ablag, so that mir doch meine wohlerlernte Topick herrliche Dienste. Ich konnte jeden begreifen und auch mich wieder begreiflich machen; kurz ich erhielt bald den Ruf, daß ich ein brauchbar und fleißiges Subjectum sey. Als mein Vater starb, nahm mich einer der geheimen Räthe, der das Ohr des Fürsten hatte, unter dem Titel eines F. Geheimen Sekretarii zu sich ins Haus, um die Akten für ihn zu lesen, und auch meist die Extrakte zu machen. Ich ward oft zum Fürsten mit geheimen mündlichen Aufträgen geschickt. Der Fürst lernte mich hierdurch kennen, und da kurz nachher eine große Veränderung im Ministerio vorgieng, nahm er mich zu sich ins Schloß unter dem Charakter eines geheimen Referendarii. Das Jahr darauf gieng ich mit ihm auf Reisen. Ich ward ihm nothwendig, ohne sein Liebling zu seyn, und von dieser Zeit

fängt eigentlich die Epoge an, die mich zu meiner jezigen Lebensart bestimmte. Doch davon ein andermal.

Als der junge Oheim vom Acker kam, that er mir den Vorschlag heute Mittag bey dem Pfarrer zu essen. Wir wollen nach dem Dorfe, sagte er: Sie müssen doch einmal nach Ihrem Braunen sehen, und nach Tische nehmen wir den Pfarrer mit zu uns zurück, damit er Ihnen seine Pflanzungen auf unserm Gute zeigt. Unterwegs fielen allerley Gespräche. Ich fragte ihn: ob er wohl das Herz hätte auf diese Art sein Leben auf dem Lande zuzubringen? — Das ist ohngefähr eben so, als wenn sie den Fisch fragten, ob er sein Leben im Wasser zuzubringen gedächte. — Sie haben, dünkt mich, die Annehmlichkeiten des Stadtlebens noch nicht gekostet, versetzt' ich ihm, und ich wollt' es Ihnen auch in Ihrem jetzigen Alter nicht rathen. Es könnte auf Ihr ganzes künftiges Leben gefährliche Folgen haben. Ob ich sie je kosten werde, das, dünkt mich, ist entschieden, gab er zur Antwort. Mein Vater muß nicht ganz ihrer Meynung seyn, dann sonst hätt' er mich nicht, und zwar gerade in der Karnevalszeit nach der Stadt geschickt. Vergangnen Winter noch hab' ich meine letzte Probe bestanden. Und wie lief diese ab? Das kann ich Ihnen kurz erzählen. Meiner Mutter Bruder ist geheimer Hofrath in S., lebt auf einem sehr glänzenden Fuß, und hat zwey Söhne, und auch zwey erwachsene Töchter, mit denen ich Bekanntschaft machen sollte. Als ich ankam, war es Nacht. Ich stellte meine Pferde ins Wirthshaus, und ließ mir durch Philippen meinen Mantelsack nachtragen. Wir suchten lange im Hause, bis wir endlich an die Gesindestube kamen. Hier fanden wir Kutscher, Laquay, Hausmagd und Köchin, nebst einigen andern Purschen aus der Nachbarschaft über einer Art von Gastmahl, und erfuhren, daß die junge und alte Herrschaft auf einen großen Bal paré sey. Der Bediente stürzte aus der Stube, führte mich und meinen

Mantelsack in einen sehr schön meublirten Saal, der kein Feuer, aber viele herrliche Mahlereyen und Kunstwerke zeigte. Er verließ mich mit vielem Respekt, und versicherte mich, daß er seiner Herrschaft sogleich Nachricht von meiner Ankunft geben würde. Nachdem ich während einer Stunde Zeit gehabt hatte alles bis auf die Fußteppiche zu bewundern, und indessen meines Philipps Schicksal beneidete, der in der warmen Gesindestube seine Residenz aufgeschlagen hatte — kam ein junger Herr angefahren in einem schwarzsammtnen Kleide mit rosenfarbnem Atlaß gefüttert, und einer reichen goldnen gestickten Epaulette, — der mich mon Cousin nannte. Er embraßirte mich mit einer sonderbaren Wärme, versicherte mich, daß ich Esprit hätte, gerade zu der besten Zeit gekommen zu seyn, daß man schon seit acht Tagen auf mich gewartet habe, und daß ich ja recht lange bey ihnen bleiben sollte. Er bestand darauf, daß ich mich chaussiren, und mit ihm zurück auf den Bal fahren sollte. Sie sind auf einmal an den ganzen Beaumonde präsentirt, und eine solche Gelegenheit Connoissançen zu machen kommt nicht so bald wieder. Ich hatte indessen so viel Besinnung, daß ich blieb wo ich war, und daß ich um nichts bat, als um ein Zimmerchen, wo ich die Erlaubniß hätte, die Nacht zuzubringen. Als mon Cousin sah, daß nichts mit mir anzufangen war, gieng er mit eben derselben Wärme von Embrassaden zurück auf seinen Bal, und ich blieb zu Hause. Man führte mich in ein artiges Zimmerchen unterm Dache, das geheitzt war, und nach einer guten Stunde kam der Bediente mit zwey Wachskerzen und sagte: Monsieur est servi. Ich mußte ihm zwey Treppen hinunter in den Speisesaal folgen, wo ein sehr artiges Souper für mich fertig stand. Der Bediente stellte sich mir gegen über, um auf das Winken meiner Augbraunen acht zu haben; da ich aber nur von einem Gerichte aß, so hatte er auch nicht einmal Gelegenheit, seine Schuldigkeit zu thun, und

Monsieur zu bedienen. Mir fiel auf einmal in dem weiten Saal meine Einsamkeit aufs Herz; meine Phantasie verwandelte den Laquayen in einen Kammerherrn, und ich sah das Elend das den Fürsten drückt. Oede um sich, niemand seinesgleichen neben sich, und die Aussicht in ein Dienergesicht —

Als ich wieder zurück auf mein Zimmer war, schien ich mir von der ganzen Welt abgeschnitten, und niemand zu haben als meinen Mantelsack. Die Pferde aufzusuchen wars zu dunkel, und zu weit nach dem Wirthshaus, und Philipp war längst zum Abfüttern weggegangen. Ich legte mich zu Bette, konnte aber nicht schlafen, ob ich gleich Bewegung gehabt hatte, wie die Stadtleute sagen. Ich konnte den Tag nicht erwarten. Als er endlich kam, stand ich auf, zog mich an. Mein zurückgestrichnes Haar war bald in Ordnung; ich puderte es auch dießmal, und als ich mich im Spiegel erblickte, mußte ich über dieß erste Opfer lachen, das ich dem Stadtwohlstande brachte. Nachdem ich lange mein Zimmerchen in die Breite und in die Länge mit großen Schritten gemessen hatte, kam mein Oncle. Ich hatte ihn ehedem als Knabe gekannt, er empfieng mich auch ganz freundschaftlich so weit es die große Kluft erlauben wollte, die zwischen seiner Art zu leben und der unsrigen befestigt war. Er führte mich zu meiner Tante, deren Figur ich mir aber nicht sogleich wieder erinnern konnte, weil sie in den 12 Jahren, seit ich sie nicht gesehen hatte, ungleich jünger geworden war. Denn sie war ganz wie ein Mädchen von 17 Jahren angezogen, und wenn es nicht heller Tag gewesen wäre, so hätte ich sie als eine meiner Cousinen bewillkommt. Ob es gleich gegen 10 Uhr war, so wartete man doch mit dem Déjeuné auf die jungen Damen, die endlich doch nicht erschienen, und sich auch nicht entschuldigen ließen, weil sie noch schlieffen. Von den Vettern kam noch der Lieutenant, der sich nach einem tiefen Compliment gegen über an den Tisch setzte, und sein

Filet, das er in der Hand gebracht hatte, zu arbeiten anfieng. Der andere, den ich gestern gesehen hatte, der Regierungsassessor, war auf die Reitbahn gegangen. Man überlegte hin und her, wie man mir den Tag über angenehm machen wollte. Erstlich sollte ich in der Donnerstagssocietät präsentirt werden. Nachher aber entschied mein Oncle, daß ich den Nachmittag dem Leibmedikus S—l eine Visite machen, sein Naturalienkabinet sehen, und den Abend mit in die Comödie gehen sollte. Ich protestirte vergebens, daß ich nur gekommen wäre, meine Verwandten zu sehen, daß es mir nirgends besser seyn könnte als bey ihnen. Es half nichts, man wollte so viel Lustbarkeit in mich pfropfen, als das Zeug halten mochte; und man hielt es für sündlich, mich als einen Stockfisch wieder nach Hause zu schicken. Kurz vor Tische erschienen die jungen Damen. Sie waren chaussirt und angezogen wie Solotänzerinnen. Allein superbe hatten sie ihre Reitze noch nicht entfaltet. Ich hatte mein Leben nicht so viel Puder und Pommade beysammen gesehen, und ihre Wangen sahen aus wie der Himmel an einem schönen Frühlingsabend, wenn er mit langen Purpurstreiffen spielt. Der Eßig von gestern Abend hatte sich etwas verlauffen, und man hatte aus Raffinement, oder Gott weiß warum, noch keinen neuen aufgelegt. Die älteste trat dichte auf mich zu, und fragte mich: ob sie nicht abscheulich aussähe? indeß die Jüngste hinten um mich herumschlich, um auszuspähen, ob ich nichts vom Stallgeruch an mir hätte. Man fragte mich nach meiner Schwester, und ob ihr denn mein Vater gar keine Maitres geben wollte? Ob sie nicht melancholisch würde? Und ob wir denn gar keine Societät hätten? Der Lieutenant fragte mich: ob wir auch die hohe Jagd hätten? was mein Pferd für ein Landsmann wäre? Meine Tante fragte: was wir für Lektür hätten? ob mein Vater auf die Physiognomik subscribirt habe? ob wir auch den teutschen Merkur und das Museum hielten?

Bey Tische hatte man mich zwischen die beyden jungen Damen gesetzt, die mich mit Höflichkeiten obruirten. Ich verstund nicht das mindeste davon, konnte also auch nicht betreten darüber werden, wie sie berechnet hatten daß ichs seyn würde. Aus den Bemühungen der Brüder, die Schwestern zu bedienen, merkte ich doch am Ende so viel, daß ich sehr gefehlt, und den Senff, und die Gurken und den Salat u. s. w. nicht zu rechter Zeit an meine Nachbarinnen präsentirt hatte. Man war indessen ernstlich bemüht, wie jeder Höhere den Niedern, mich à mon aise zu setzen. Man sprach wenig vom gestrigen Bal, und der Regierungsassessor berührte, nur im Vorbeygehn, den Springer, und den Siebenbürger Wildfang, den er heute geritten hätte. Hingegen war von nichts als der Landwirthschaft die Rede, vom reinen Ertrag, u. dergl. Der Assessor fand unsern Viehstand viel zu klein, und wunderte sich sehr, daß wir nicht Klee und Krapp bauten, und warum wir nicht des Herrn Ellis Säepflug eingeführt hätten. Ich machte verschiedene Versuche hierauf zu antworten, und wollte von dem Vortheil und Nachtheil jeder Bauart etwas vorbringen: allein man gab so wenig acht auf das was ich sagte, und that nach Herren-Art so schnell wiederholte Fragen an mich, daß ich wohl sahe, es war ihnen nicht um meine Antwort, sondern um Gelegenheit eine neue Frage anzubringen, zu thun.

Nach Tische merkte ich beym Kaffee, aus der Kälte womit man mir begegnete, daß man mich für ein ganz unbrauchbares Subjektum hielt, aus dem nicht einmal ein Ridicüle zu ziehen wäre. Kurz, ich hatte die Ehre für stupid zu paßiren, und man hielt des Vaters Einfall doppelt für herrlich, mit mir zuerst in der Komödie zu debütiren, wo es weiter nicht viel zu sagen hätte. Der Assessor begleitete mich indessen mit freundschaftlichem Mitleiden zum Leibmedikus S—l. Ich kam bald mit diesem verdienstvollen Manne von

unserm Pfarrer zu sprechen, und er versicherte mich, daß er vielleicht so wenig als andre gewußt hätte, daß ein solcher Mann in der Nähe existirte, wenn ihn Hr. Scopoli, mit dem er in Correspondenz steht, ihm nicht von Padua aus bekannt gemacht hätte. Er hat eine treffliche Kräutersammlung, besonders an Moosen, Flechten und Farrnkräutern alles was seine Gegend hervorbringt. Er wieß mir verschiedne, wo er den Ritter Linnee und unsern Dillenius nicht mit einander vereinigen konnte. Ich gab ihm nach meinen Kenntnissen Recht, und bestärkte ihn in seinen Zweifeln gegen den Ritter. Der gute Mann ward warm, und embraßirte mich zu verschiednenmalen. Mein Herr Vetter der Assessor saß ganz betäubt, da er hörte, daß ein Pfarrer auf dem Lande ein großer Mann seyn sollte, daß sein Vetter etwas wußte das er nicht verstund, und daß der alte rechtschaffene Leibmedikus sich über meine Erscheinung so herzlich freuen konnte.

Ich gieng sehr ungern zur Comödie: allein es gefiel mir besser als ich vermuthet hatte. Es war eine Art von weinerlicher Comödie mit Gesang. Die große Versammlung Menschen von allen Ständen und Altern beysammen zu sehen, that meinen Augen wohl; und sie schienen mir meist alle recht gutherzige Leute zu seyn, wenn ich sah, wie sie auf einen Locus communis lauerten, und das dürftigste Sentiment mit lautem Händeklatschen bewillkommten. Es geht dabey zu wie bey ihren Déjeunés und Collationen – nach dem Hunger zu urtheilen, solte man denken, sie hätten in 24 Stunden nicht gegessen; und so ist auch kein Volk wie sie, das sich von Morgens bis in die Nacht mit Gefühl vollpfropft, und immer doch so leer davon ist daß es zu allen Zeiten darnach schnappt. Bey Tische ward ich sehr examinirt, wie mir die Comödie gefallen hätte. Das Stück, so schlecht es war, war wie mich däuchte von den Akteurs nach bestem Wissen und Willen gespielt worden. Gut konnt' ichs nun einmal nicht

finden: allein es interessirte mich auch wieder zu wenig, als daß ichs hätte für schlecht ausgeben sollen. Die beyden jungen Damen hatten erstaunend viel über die Aktion zu sagen, wovon ich aber nichts verstund, weil mir die ersten Begriffe dazu fehlten. Ich saß da, und aß eben über Vermögen von allem, was mir angeboten ward, aus Angst ich möchte etwas Unziemliches über die Dramatische Kunst vorbringen. Die älteste Tochter behauptete, die Liebhaberin hätte ganz und gar ihre Rolle verfehlt, und nach Tische wollte sie zeigen, wie's eigentlich hätte anders seyn sollen. Bis das Desert aufgehoben war, unterhielt mich indessen meine Tante von allen Stücken, die die letzten zwey Winter von ihrer Familie waren aufgeführt worden, und nannte mir von dem Fürsten bis auf den Kabinetssekretär alle Cavalliers, die jedesmal Zuschauer gewesen waren. Ich muß gestehen, ich erstaunte als meine Cousine auftrat. Sie hatte kaum das letzte Stückgen Biscuit hinunter, so gerieth sie in eine Leidenschaft von verzweifelter Liebhaberin, daß mir die Thränen über die Backen liefen, und ihr Bruder, der Leutenant, der das Buch in der Hand hatte und den sie anredete, störte mich im geringsten nicht in der Illusion. Sie gieng von Angst und Wuth zur Schmeicheley über, als wenn sie einen Teller gewechselt hätte; es fiel mir aber doch ein paarmal heiß aufs Herz, wenn ich bedachte, was das Mädgen für ein angebohrnes Talent zur Verstellung haben müßte. In dieser meiner Dumpfheit gieng ich auf mein Zimmer, und war so voll von allem was Geist und Leib für diesen Tag, über die Gebühr, empfangen hatte, daß ich nicht schlafen konnte.

Den andern Morgen ward ich zu einem andern Schauspiel heruntergerufen, das nicht weniger neu für mich war. Jedermann war früh frisirt, und mit ganz besonderm Geschmack zum Déjeuné gekleidet. Denn jede Tageszeit hat hier ihre Art sich zu kleiden. Es hieß wir wolten in meines

Onkles Garten frühstücken. Der Wagen mußte zu drey verschiednenmalen abgehen, um uns alle abzuholen, denn es stellten sich noch einige Frauenzimmer aus der Nachbarschaft ein. Ich stellte mir nichts weniger vor, als daß die Fête meinthalben gegeben würde. Es war indessen nicht anders. Man führte mich und meine Gesellschafft in ein artiges Gartenhaus, aus dem ich einen schönen Prospekt entdecken konnte. Ich hörte von allen Seiten lachen, rufen u. s. w. ohne daß ich jemand sah. Indem kam mein Vetter gesprungen, riß die Fensterläden von der andern Seite des Gartens auf, und entdeckte mir das Geheimnis. Hinter dem Haus war eine Laube von jungen lebendigen Fichten zusammengeflochten, in der eine große Gesellschaft Frauenzimmer bey Caffee, Schocolate und allem was zu einem Stadt-Dejeuné gehört, laut wurden. Vor sich hatten sie eine sogenannte Winterwiese, die aus einem Stück Pimpernell bestund, und sich hinten in einem großen gefrornen Teich endigte, der mit einem Dutzend der besten Schlittschuhlaufer von allen Seiten befahren ward. Ich muß gestehen, das Schauspiel kam mir ganz unerwartet. Man nöthigte mich die Gesellschaft zu besuchen. Als ich hineintrat, bewunderte ich den Tisch, wo man durch Vorhänge die Feuerkästgen und Fußsäcke maskirt hatte, um die Illusion aufrecht zu erhalten. Aus dem Aufmerken Aller beobachtete ich sogleich, daß Ich und meine Gestalt das große Gerichte war, das heute zum Besten gegeben wurde. Sie schlichen um mich her, besahen mich von oben bis unten, machten mir alle beynahe dieselben Fragen und dieselben Höflichkeiten. Am Ende ließ ich mich bereden Schlittschuh anzubinden. Dieß war eine Natur, die sie noch nicht gesehen hatten, und es lief zu ihrer großen Satisfaktion ab. Meine Ungeschicklichkeit war complet; da michs aber in Schweis setzte, und sie mich mit Fragen auf dem Eiß nicht incommodiren konnten, ließ ichs gehen. Als ich meine Schuldigkeit

gethan hatte, rief mich eine ältliche Dame zu sich, und bat mich, zu ihr und ihren Töchtern in den Wagen zu steigen, der an der Seite hielt, damit ich mich nicht erkälten möchte. Ich ließ mich bereden, dachte aber nicht was mir bevorstund. Als die Gläser aufgezogen waren, befand ich mich unter drey zärtlichen Verehrerinnen der schönen Natur und des Landlebens. Was sind sie vor ein glücklicher Mann, Herr Oheim, rufte die älteste Tochter aus, daß sie Gottes Natur rund um sich haben, da wir armen Menschen um ein Stückchen Himmel zu sehen, eine halbe Meile vors Thor müssen? Was muß der Mondschein an ihren großen Eichen und Buchen für Wunderwerke hervorbringen, da er uns schon an unsern viereckten Häusern und den geschornen Lindenbäumen dahinreißt! — Ach ihre Schwester muß ein zärtliches Herz haben! Sie haben doch auch Teiche und Bäche? Ach wer doch unter dem Schatten der herüberhangenden Weiden ein Liedchen an den Mond singen dürfte! Aber eine sympathetische Seele muß man dabey haben. — Da ist doch ihre Schwester sehr zu bedauren wie ich höre, so ganz einsam! Ich antwortete: sie hat ihren Vater und Mutter, und wenn wir nichts zu thun haben, sitzen wir eben alle beym Feuer in der Küche beysammen. Die Weiber spinnen, und der Vater und ich lesen auch zuweilen Eins. Kommt denn kein Mensch, fragte die andere Demoiselle, den ganzen Winter über zum Veilliren bey Sie? — Ich wollte eben antworten: der Knecht und die Mägde — als ein junger Herr den Schlag öffnete, und, als die vierte Person, zu uns in den Wagen sprang. Dieser war von meinem Vetter instruirt worden, daß ich ein großer Naturkündiger sey, und, da er selbsten ein großer Physikus war, so freute er sich, in mir einen zweyten zu finden. Er fragte mich: ob ich schon die große Electrisirmaschine auf dem Observatorio gesehen hätte? ob wir uns des Hygrometers des Herrn de Lui nach der neusten Verbesserung be-

dienten, und mit welcher Art von Elektrophore wir unsre Experimente machten? Wir machen alle unsre Experimente mit der Schauffel und mit der Hacke, gab ich zur Antwort, und sehens sehr gerne wenn die andern in der Zeitung stehen. Bey uns giebts alle Tage die Hände voll zu thun. Der Pfarrer hat die Dinge ehedem nachgepfuscht; allein da er jetzt eine Frau und ein bischen mehr Ackerbau hat, wills auch nicht mehr damit fort. — Ich war froh, wie zum Abzug geblasen wurde, denn in einer Carosse bey so zärtlichen, vielwissenden Menschen war ich wie gebraten. Den Nachmittag schleppten sie mich noch in eine große Assamblee, wo alle Leute so wie sie angekommen waren, sich still zum Spiel setzten, und so lange spielten, bis es Zeit war auseinander zu gehen. Ich hatte indessen die Zimmer vor mir, und da zum Glück ein paar Kinder da waren, die eben so wenig zu thun hatten wie ich, so tummelte ich mich mit diesen herum. Den Abend aber kam ich ganz erschöpft nach Hause, bestand ernstlich darauf, daß ich nicht länger bleiben könnte, und erhielts, daß man mich gehen ließ. Wie ich das Glacis hinter mir hatte, bemerkte ich erst wo ich gewesen war, aus der Leichtigkeit womit ich athmete, und ließ mich in ein freundliches Gespräch mit Philippen und mit meinem Rappen ein. Diesen Geschöpfen wars indessen auch nicht besser gegangen. Sie hatten, so gut wie ihr Herr, Futter angetroffen das sie nicht mochten, und sahen ganz betrübt, und dünnleibigt aus.

Unter dieser langen launichten Erzählung waren wir bis an des Pfarrers Thüre gekommen. Gestehen Sie nun selber, rief der junge Oheim aus, indem er mir mit Lächeln auf die Schulter klopfte, ob mir das Stadtleben sehr gefährlich werden könne. So wenig dächt ich, wie das Zigeunerleben, zu dem ich vielleicht noch mehr Geschicke hatte. Mein Vater fürchtete, die Bücher und andrer Leute Beschreibungen möchten

mich einmal zur Unzeit lüstern darnach machen, und so glaubt' er, es könnte von Nutzen seyn, wenn ich das Ding mit meiner eignen Nase röche. — Als wir uns der Stallthüre näherten, wieherte mein Brauner. Gehen sie nur hinauf zum Pfarrer, sagte Hr. Oheim, ich will nach Ihrem Kammeraden sehen, und ihnen schon Bescheid geben wie er aussieht. Ich gieng die Treppe hinan. Die Stubenthüre stand offen, und ich erblickte ein Gemählde, das sich der reichste Finanzier von Paris nicht besser bey Herrn Greuze bestellen kann. Die Suppe stand auf dem Tisch, und Vater und Mutter hatten sie verlassen, um dem schreyenden Kleinen zu Hülfe zu kommen. Die junge frische Frau mit zerstreutem langen blonden Haar und ofnen fleischichten Armen kniete auf der einen Seite der Wiege, und reichte dem Kleinen die Brust, den sie nicht hatte aufheben wollen. Er hatte eben die Warze verlassen, und antwortete mit süßem Lächeln dem Vater, der über der Wiege hieng, und ihn mit seinen Fingern amusirte. Treten sie herein, rief mir der Pfarrer zu, und sehen Sie, wie glücklich man seyn kann, wenn man will. Die schöne Frau bedeckte mit dem Kopfe ihres Lieblings ihren Busen, und ich näherte mich. Was hat Herr Sophist Jean Jaques zu verantworten, rufte der Pfarrer aus, der da sagt, die Kinder wären in ihren ersten Tagen Maschinen! Kann ein Meister diese feinen Seelenbewegungen, dieß verständige süße Lächeln der Augen ausdrucken? Mein Kleiner antwortet mir seit der vierten Woche beynah auf alles, ist in der sechsten auf Bewegung der Schatten, endlich auf Farben, und nun in der neunten schon auf Formen und Conture aufmerksam. Ich denke so sind sie fast alle, wenn man acht haben wollte. Der Kleine ward bald befriedigt, der junge Oheim kam aus dem Stall zurück, that Rapport, und nun setzten wir uns zu Tische. Sie sollen heute wie bey einem Einsiedler traktirt werden, sagte der Pfarrer: eine

große Schüssel Milch, ein schöner Pfannkuchen, ein Teller Nüsse, und der beste Käse, wie ihn keine Frau auf 10 Meilen besser macht, von meiner Frauen Hand, steht ihnen zu Diensten; auch eine alte Flasche Rheinwein für den Herrn Stadtbewohner!

Wir eilten sogleich von Tische nach Hause. Des Pfarrers Gegenwart war hier nöthig. Der alte Oheim hatte Gräben ziehen lassen, um neue Umzäunungen anzulegen, und die Setzlinge zu den Hecken hatte der Pfarrer unter seiner Aufsicht. Ehe wir weggiengen, zog er eine Brieftasche hervor, wovon er mir den Schlüssel anvertraute. „Da es ihnen daran liegt, unsers Freundes Oheims Geschichte zu wissen, so haben Sie hier einige Urkunden aus der ersten Zeit seiner jezigen Lebensart. Erbauen Sie sich daran, wenn Sie alleine sind." Ich fand, als wir anlangten, den Alten in voller Arbeit, der an der Spitze seiner Taglöhner, mit der Schaufel in der Hand, arbeitete. „Die Herren erscheinen gerade zur Zeit des Vesperbrods, rief er uns entgegen; nur Schade daß Ihnen die Milch nicht schmecken wird, wie unser Einem, weil sie nichts gethan haben. Kommen Sie mit, und sehen Sie, daß es nicht so leicht ist, wie es scheint, sich im Stande der Unabhängigkeit von seinen Nachbarn zu erhalten. Auch für's Geld würde ich keine Setzlinge zu meinen Umzäunungen finden, weil niemand in der Nachbarschaft so ein Thor ist wie ich, für die Zukunft zu arbeiten." Mit diesen Worten führte er mich an das eine Ende seines Pflanzgartens, und hier fand ich eine Pflanzschule nicht allein von guten Obstbäumen, sondern lange Beeten mit Pappeln, Weiden, Schleen, Vogelkirschen, Kreuzdornen, Hagbuchen u. dgl. von eins, zwey, drey Jahren; untermischt mit allerley Nordamerikanischen Hölzern und Gesträuchern, mit denen der Pfarrer Proben angestellt hatte. Ich bemerkte auf den hohen und niedern Wiesen, an den Rainen, den Hügeln, den sumpfigten, den

schattigten und freyen Plätzen überall einen gewissen Wohlstand und Reichthum der Pflanzen und Grasarten, der mich in Verwundrung sezte. Das kostet nichts, als ein wenig Sorgfalt, antwortete mir der Alte, und daß man die Natur um Rath fragt. So wie die neuern Oekonomen ihre Kleearten und ihr Raygras allein pflanzen, so hab' ichs im Ganzen mit allen Wiesenpflanzen versucht, und nichts gethan, als jeder ihren eignen Platz angewiesen. So muß ich dem bleichgelben Waizenklee und dem Lolchgraß mit der fortdaurenden Wurzel nur einen lettichten Boden anweisen, und den tauben Haber und das Fuchsschwanzgras den dürren Anhöhen überlassen u. s. w. Weil ich meinen Nachbarn vorgegangen bin, und weder gegen noch für den Ackerbau geschrieben habe, so lassen sie sichs am Ende gern gefallen, daß meine Güter besser stehen als die ihrigen. Sie kommen schon und handeln meinen Kindern die Setzlinge ab, und die Vogelkirschen- und Kreuzdornstauden bestreiten uns alle Ausgaben für die neuern Haushaltungsschriften.

Als der Abend herbeykam, führte mich der Alte zum Kamin in meiner Schlafstube, und sagte: ich bin Ihnen noch die Fortsetzung meiner Geschichte schuldig. Sie verließen mich neulich als einen angehenden Liebling des Fürsten. Dieser junge würdige Herr hatte einen seinem Stande sehr gewöhnlichen Hang zum Reisen, allein auf eine Art, die nicht die gewöhnlichste ist. Er wollte sich das Schauspiel verschaffen, alle Menschen und alle Stände in der Nähe zu sehen, und dazu wählte er den sichersten Weg. Er reiste beynahe ohne alle Bedienung, und ich war sein einziger Begleiter. Dadurch wiesen wir uns alle demüthige Diener — in Verbeugungen und Meynungen — vom Leibe; jedes Menschenkind, das uns begegnete, zeigte sich in seiner wahren Gestalt, und wir durften uns in der unsrigen zeigen. Schon als wir nach Straßburg kamen, schien uns das Menschengeschlecht

eine freyere Luft zu athmen. Der Soldat vorm Thor kam an den Schlag, und unterhielt uns freundschaftlichst, indessen wir visitirt wurden. Die Schildwache schien Sentiments zu haben, und ich sahs dem Fürsten an seinen glänzenden Augen an, wie wohl ihm diese Erscheinung that. In der Schweiz zogen wir von einem Landhaus zum andern, und fanden immer, daß dieß ein Land sey, wo man langsam reisen müsse. In den Hauptstädten hatte der ausländische Dienst und der von da mitgebrachte Luxus freylich vieles verdorben: allein auf dem Land wurden wir reichlich dagegen entschädigt. Ueberall sahen wir heitre Gesichter, feste Charakter, sichres Eigenthum, verhältnißmäßigen Aufwand, Trotz und Kühnheit gegen Vorurtheil, Haß gegen alle Sklaverey in Worten und Werken. Wir sahen oft in den reichsten Häusern den Herrn des Abends beym Küchenfeuer unter seinen Domestiken sitzen, frey mit ihnen spaßen, diese hinter seinem Stuhl am Tisch das Wort nehmen, und Vater und Kinder einander wechselsweise auf eine anständige Art railliren — in den kleinen Städten Weiber und Kinder an allen öffentlichen Begebenheiten Antheil nehmen, über Straffen- und Kirchenbau, Magistratsbesetzungen und Armenanstalten Groß und Klein raisonniren — wie bey uns über Shakespear, Romanzen und Musenalmanachs, und Filets, und Journals. — Kurz, ich sah ein Volk, das vom Morgen bis in die Nacht lebte, sich seiner Existenz freute; und nicht, wie bey uns, so viele Leute, die gähnen, klagen und kriechen. — Dies gab meinem Geist eine andre Wendung, die aber für meine damalige Umstände nicht die passendste war. Mein Ansehen beym Fürsten ward von Tage zu Tage fester, ohne daß ichs gesucht hätte. Er gewöhnte sich an mich; und das war der ganze Schlüssel zu dem Geheimniß, das so vielen Leuten die Köpfe verrückte. Anfangs gefiel es mir, manchem ehrlichen Mann seinen rechten Platz angewiesen, manchem Gebrechen

abgeholfen, manches Elend verhütet zu haben. Allein meine Freude war von kurzer Dauer, wenn ich sah', wie der böse Wille oder die Ungeschicklichkeit so manches Subalternen die besten Anstalten vereitelte, und ich, wider besser wissen und wollen, das Instrument eines Unwürdigen geworden war. Besonders kränkte es mich, daß ich nicht berechnen konnte, ob das freundliche Gesicht mir oder meinem Platz gemacht wurde. Ich fürchtete mich am Ende vor jeder Attention, für jedem freundschaftlichen Bezeigen auch des besten Menschen wie vor einer Schlange. Denn unter jeder Blume, jeder Melone, die mir zum Präsent geschickt war, lag eine Bittschrift im Hinterhalt; und wenn ich mich bey einem Abendessen in meiner guten Laune nur ein wenig vergaß: so hielt's einer von der Gesellschaft jezo für Zeit genug, mich beyseite zu ziehen und etwas zu verlangen. Ich sah damals ein, wie es möglich ist, daß man die Fürsten des Menschenscheues und der Härte beschuldigen kann; denn die Menschen machens ihnen darnach. Aber was ich für die Leute that, war so geschwind vergessen, als wenns unser Herr Gott für sie gethan hätte. Besonders konnt' ichs meinen Anverwandten und guten Freunden nie recht machen. Der Geringste, dessen unbescheidnes Gesuch ich nicht geradeswegs unterstützte, ward mein abgesagter Feind, und jeder Subalterne klagte, daß man das Verdienst verkenne. Den Projektmachern war ich zu träge, und die Anhänger des Schlendrians beschwehrten sich über meine Neuerungssucht. Oft versucht ichs mich in den Armen meiner Familie vor dem Elend der öffentlichen Anbetung zu schützen. Allein auch dahin verfolgten mich die Aufwartungen; und wenn ich nach Hause kam, fand ich ein halb Dutzend Spieltische, oder eben soviel Einladungen auf Morgen und Uebermorgen. Mein Junge, wie Sie ihn kennen, war auf dem Punkt, im siebenten Jahr als ein Solotänzer be-

wundert zu werden, und mein Mädchen im vierten Jahre im Whist-Spiel zu glänzen.

Um allem diesem Uebel abzuhelfen, und zuweilen ein paar Stunden Existenz dem eckelhaften Gedränge zu entreißen, hatte ich eine halbe Stunde von der Stadt eine kleine Meyerey angelegt. Allein ich sah bald, ich hatte mir eine Natur in der Stube geschaffen. Ich wollte mich schlechterdings an die keusche Einfalt der Natur halten. Mein Vieh sollte nicht ausländisch, sondern nur wohlgehalten, meine Wiesen geebnet und vom Moose gereinigt, meine Hecken dichte und ohne Lücken, meine Bäume gesund und gerade, und meine Kleeäcker freudig aussehen. Allein wie schwer war auch dies zu erhalten? Wie konnte ich einem Miethling, den ich dahin sezte, das Hausvatergefühl für ein fremdes Eigenthum einpflanzen? Wenn ich mich in diese meine Einsiedeley flüchtete, um den Sorgen des öffentlichen Lebens zu entgehen, so warteten andre auf mich. Mein Hofmann hatte soviel Stroh gebraucht, und so wenig Mist gemacht; da waren Forderungen von Brennholz, Handwerkszettel für schlechte Arbeit, Taglöhnerlisten von übersezter Anzahl u. s. w. Bald waren meine jungen Bäume nicht bedornt, und die Haasen hatten sie abgefressen; oder die Stangen für die Pfropfreiser nicht gehörig angebunden, daß der Wind alles abgerissen hatte. Es war nicht tief genug gegraben, der Dünger nicht gehörig verbreitet. Manchmal war auch offenbar gestohlen. Meine Frau klagte zu Hause über den schlechten Rahm, und der Hofmann über das Futter; meine Kinder fanden auch oft das Obst gegessen, ehe sie kamen. Ob ich gleich meine eigne Pferde zum Einführen brauchte, so waren doch immer so viele Leute dabey nöthig, als wenn ichs mit Miethfuhren gethan hätte. Kurz, die unaufhörliche Ausgabe ohne Einnahme vergällte am Ende allen Genuß, und jeder Spatziergang, jede Nacht, die ich da schlief, war so theuer, als wenn ich sie in Richters Garten

zugebracht hätte. Zuweilen empfand ich den seligen Vorschmack meines jezigen Lebens, wenn ich in Gesellschafft ein paar armer Kerle die Schaufel ergriff, mich langsam müd arbeitete, unterm weiten blauen Himmel schwizte, meine Beeten abtrat, meine Saamen der Erde anvertraute, sie bedeckte, stillschweigend segnete, und nun gewiß wußte, daß diesmal nicht ohne Frucht in der Welt gearbeitet war. Was war mir dies für Wollust, mit den Leuten aus Einer großen Schüssel die saure Milch zu speisen, das harte Brod langsam und mit Geschmack zu kauen wie sie! Wenn ich denn sah, wie ihr Kopf heitrer war als der meinige, ihr Herz ruhiger und zufriedner, und ich aus ihnen herauslocken konnte — wie sie den Gebrechen der Societät begegneten, sich der Dürftigkeit entwandten, ohne Geld alles hervorbrachten was sie bedurften: so prieß ich den Himmel, daß der größere Theil der Menschen nicht elend war. Allein das waren Blitze in der Nacht, die alles um mich herum noch dunkler machten wie zuvor. Ich sah, der erste Beruf der Menschen, der Erde sein Brod abzuverdienen, war zu ernsthaft, als daß es ein Herr in seidnen Strümpfen als Liebhaberey treiben dürfte.

Ich sah meine besten Jahre in undankbarer Arbeit verstreichen. Ich lebte für meinen Herrn, aber nicht für meine Familie. Es vergiengen Wochen und Monate, wo ich weder Frau noch Kinder sah; oder wenn ich mich zu ihnen sammlete, so wars mit einem von Geschäfften düstern Kopfe, und mit einem von fremden Sorgen und Angelegenheiten zerrißnen Herzen. Auch meine häusliche Umstände litten darunter. Meine Einkünfte waren ergiebig, allein lange nicht zureichend den meinem Stande gemäßen Aufwand zu bestreiten. Der Fürst glich hierinn allen Seinesgleichen, daß er nicht gab, wenn man nicht verlangte; und ich hatte diese leidige Gabe vom Himmel nicht empfangen. Unvorhergesehene Ausgaben, oder Liebhabereyen, die einander verdrängten, und womit ich

das Leere meines Herzens auszufüllen suchte, zerrütteten mein Hauswesen. Der Einfluß und die Gewalt, womit mich das große Zutrauen des Fürsten bekleidete, ward mir nach und nach zur Last, und die Anbetung war mir eckelhaft. Ich merkte auch allmählig, daß es den Leuten, besonders denen die mir nahe standen, zu lange währte, mich in einem Posten zu sehen wornach sie alle trachteten. Man cabalierte, erfand Mährchen gegen mich, die mir anfangs unglaublich schienen, die ich mir aber aus dem großen Haß nachher leicht erklären konnte. Endlich brach ich das Eiß, und als der Fürst mir seine Unzufriedenheit zu erkennen gab, daß ich das Interesse der Landstände mit zu großer Hitze gegen ihn vertheidigt hätte, nuzte ich diesen Umstand, und forderte meinen Abschied. Ich erhielt ihn, wie billig, auf der Stelle. Da ich indessen mit niemand darüber gesprochen hatte, und der Fürst auch zu unzufrieden war, als daß er ein Wort darüber verlohren hatte: so war natürlich das erste und laute Gerüchte, ich sey in Ungnade gefallen. Es verbreitete sich die Nachricht davon mit der größten Freude und Schnelligkeit durch das ganze Land, und jeder glaubte nun, daß die Geschäffte einen neuen und erwünschtern Gang nehmen würden. Ich ward bald in der Vermuthung gestärkt, daß ich wohl gethan hätte, einen Posten bey Zeiten zu verlassen der für mich nichts als Haß und Neid eingebracht hatte, wenn ich die Art sah, wie mir Hohe und Niedrige begegneten. Man floh mein Haus, als wenn's von der Pest angesteckt wäre; und wer noch kam, und mich aus Neugierde oder Erstaunen besuchte, der kam wohl bedächtlich bey Nacht. Für meine Frau war mirs angst, wie sich diese bey dem Umstand nehmen würde: allein sie betrug sich mit einer Liebe und Standhaftigkeit, die weit meine Erwartung übertraf. Ich hatte sie mit den Kindern auf die Meyerey geführt, um ihr die Eröfnung davon zu thun. Sie hatte, wie gewöhnlich, das Amt der Köchin ver-

sehen, und uns einige Milchspeisen selbst bereitet. Wir saßen im Grase, die Kinder spielten um uns herum, und genossen des schönsten Abendroths. Sie drückte mir die Hand, und seufzte, daß diese seligen Stunden öfter an sie kommen möchten. Dafür ist gesorgt, meine Liebe, gab ich zur Antwort, und zog das Billet des Fürsten aus der Tasche. Du wirst künftig wieder meine Hausfrau seyn, und diese liebe Geschöpfe unsre Gehülfen. Sie schluchzte vor Freudenthränen, und überhäufte mich mit Liebkosungen, die ich Jahre lang entbehrt hatte. Also hab ich dich wiedergefunden, war alles was sie vorbringen konnte; aber sie wiederholte es zu Tausendmalen. — Sie führte mir meine Kinder zu — Ihr habt euren Vater wieder, meine Kinder. — Die lieben Geschöpfe fielen mir um den Hals, und wußten nicht wie ihnen geschah. Sogleich ward beschlossen, nicht nach der Stadt zurückzukehren. Dies war einer der glücklichsten Abende meines Lebens. — Wir verschwazten ihn bis in die tiefe Nacht, voll lauter Projekten unsers künftigen Lebens — wovon immer ein Stück reizender ausgemahlt ward als das andere. Den andern Morgen kam der Hofmeister meines Sohns, seinen Eleven zu besuchen. Ich sah aus der gezwungnen Mine, womit sich der Tropf bückte, daß ihm etwas vom Gerüchte zu Theil geworden war. Seine Schlösser aus dem Schlaraffenlande von künftiger Beförderung waren zertrümmert, und er konnte sich kaum enthalten grob zu seyn. Da er vorher alles auch in den geringsten Anlagen treflich gefunden hatte: so strich er jezo gähnend in den Gängen des Gartens herum, sah in die Luft, und nahm am Ende einen Theil der allgemeinen teutschen Bibliothek aus der Tasche, um sich zu erholen.

Als wir nach Hause kamen, waren alle unsre Bedienten vornehmer geworden; nur der einzige Kutscher wartete nach wie vor mit gleicher Treue und Ergebenheit. Die Chefs von den Kollegien ließen mich nun ex speciali commissione um

Herausgabe der Akten durch sehr trockne Rescripte mahnen; und man machte Anstalten, mich über eine jede Resolution, wo der Fürst von dem Antrage seiner Räthe abgegangen war, in Person zu belangen. Ich bekam Besuche von Hoflakeyen deren Gesuche registrirt worden waren, die von Schelmerey und von unterschlagnen Memorialien sprachen.

Ich fieng nun an meine Bilanz zu ziehen, und wunderte mich, wie alle Leute deren Umstände krebsgängig werden, wie ich es nicht eher hatte thun können? Ein Theil meines Vermögens und meiner Frauen Mitgabe war eingebrockt; ich sah mich natürlich von dem Fürsten vergessen, von allen Menschen gehaßt, verbannt; es blieben mir keine Freunde übrig, als die, die meiner bedurften, meine Frau und Kinder. Mein ganzes Haus, von oben bis unten, mit allem Geschmack und Gefühl meubliert, war mir eine traurige Mode-Boutique, wovon ich nichts mehr anrühren konnte. Ich fieng also an mich alles dessen zu entledigen. Mein städtisches Landgut mußte zuerst an den Reyhen, und ich hatte das Vergnügen, daß mein ärgster Feind, der mir in meinem Posten zu folgen gedachte, gerade derjenige war, der am meisten bot, aus der lächerlichen Eitelkeit, etwas zu besitzen das ich nicht behaupten konnte. Ich verlohr wenig von meinen Auslagen, und die Lücke, die ich in meinen Briefschaften fand, ward dadurch ziemlich ausgebessert. Von meinem Hausrath stellte ich einen öffentlichen Ausruff an. Zum Glück für mich war ich für einen Mann von Geschmack bekannt, und jeder wollte etwas von dem Meinigen, entweder um auch einen Anfang mit dem Geschmack zu machen, oder als eine Reliquie von dem mächtigen Menschen, der das ganze Land regiert hätte, und nun, andern zum Exempel, gestürzt wäre. Ich saß selbsten am Tische, notierte das Verkaufte, und nahm das Geld ein. Diese Sonderbarkeit verbreitete sich bald in der Stadt, und es erschienen Karossen mit Damen von Qualité, die mich

so wenig wie ich sie erkannten; kurz, die sich hier mit einer Freymüthigkeit und ungezwungnem Wesen betrugen, als wenns auf dem besten Jahrmarkte gewesen wäre. Meine Frau embraßirten sie indessen herzlich, und hatten sie nie, nach ihrer Aussage, reizender gefunden, als da sie in die Stube trat, und ihr Käsigen Juwelen zum Verkauf brachte. Diese Freundlichkeit machte aber bald einer sehr ernsthaften Stille Platz, als es an das Bieten gieng, und zwischen den Damen und den Juden ein edler Wettstreit entstand. Wie erstaunten aber die Herren Gelehrten, als ein Katalogus erschien, wo meine Gemmen, Vasen, Münzen, Bücher, Manuscripte, Gemählde, Kupferstiche, und der ganze Kram, womit man das Elend des Stadtlebens zu maskiren sucht, in öffentlichem Druck erschien! — Hieraus erhellte nun offenbar, daß es die liebe Noth seyn müßte, die mich zu dem lezten Schritte nöthigte. Man calculierte sich das Kapital vor, das in allen diesen unnützen Dingen steckte, und begriff nicht, wie ich so thöricht hätte handeln können. Den Leuten vom Stande war es eine unverzeihliche Eitelkeit, und die Leute von Genie erstaunten, wie ich nicht hatte voraussehen können, daß es so ein Ende nehmen würde. Die Hofleute zuckten insgesamt die Achseln, wie man sich so ein Démenti geben könne. Ueberhaupt glaubte man, wer eines solchen Schritts fähig wäre, dem stünde nichts weiter übrig, als allem Umgang mit der honetten Welt zu entsagen — und allenfalls nach Amerika zu gehen. Die Leute von Geschäfften sagten sich einander ins Ohr: daß es unbegreiflich sey, wie mans versäumen könnte, das Eisen zu schmieden, so lang es heiß wäre — aber niemand machte die Reflexion, daß ich ein ehrlicher Mann seyn müsse — der das Vertrauen des Fürsten nicht mißbraucht hätte.

Ich wußte indessen was ich that, und sah nach und nach das verlaufene Wasser sich sammlen, das meine künftige

Mühle treiben sollte. Aus dem Verkauf dieser Armselig-keiten entstand der Fonds von meinem jezigen Gute, und das Vermögen meiner Kinder liegt als ein Heiligthum in der Stadt bey einem meiner Freunde im Handel angewandt, von dem ich bisher keinen Pfennig angerührt habe. Ich komme zuweilen in die Stadt mit ihm abzurechnen, und meine Kinder wissen so wenig davon, als die Schweizer was ihre Gebürge für Schätze enthalten können. Diese selige Unwissenheit hält sie in ihrem Berufe fest, und sie begreiffen noch zur Stunde nicht, wie man etwas haben darf, das man nicht erworben hat.

Noch eine Scene muß ich ihnen erzählen, die mir aus der damaligen Zeit einfällt. Der Fürst war kurz nach dem, was zwischen uns vorgefallen war, zehn Meilen von der Stadt ins Gebürge gereist, um dort die Hirschbrunst abzu-warten. Er kannte die Menschen zu wohl, als daß er ihnen über sein Betragen hätte Rechenschaft geben sollen. Sein Stillschweigen machte aber einige Tröpfe dreiste genug, ihm, wie sie's glaubten, nach dem Munde zu schwatzen, und allerley vorzubringen, was ihm bekräftigen sollte, daß er Recht gehabt hätte, sich von mir loßzumachen. Der Cannevas der Mährchen war indessen zu grob, als daß er nicht hätte sehen sollen, was der Zettel und der Einschlag des Gespinnstes werth wäre. Man glaubte ihn hauptsächlich dadurch zu unter-halten, wenn man ihm erzählte, wie desperat meine Umstände seyen, und wie viel heimliche Gläubiger ich haben müste. Besonders bemerkte man, daß ich willens wäre aus dem Lande zu gehen, weil ich alles versilberte, was ich seiner bis-herigen Gnade zu danken hätte.

Als er in die Stadt kam, fiel's ihm ein, sich mit eignen Augen zu überzeugen, was an der Sache wäre. Es war gegen das Ende meines Ausrufs, als er Abends ins Zimmer trat, in Begleitung einiger seiner Cavaliere. Ich gieng ihm

mit Ehrerbietung entgegen, er winkte aber, daß er nicht stören wollte, und sezte sich mitten unter die andern Käufer. Ich fuhr in meinem Geschäffte fort; man rief aus, und er that auf einige Stücke Hausrath ein ansehnliches Gebot. Ich sehe wohl, sagte er, daß ich nicht von unten anfangen darf zu bieten, weil man die unzeitige Höflichkeit haben wird, mich nicht abzutreiben. Unter andern war ein Schreibpult von Mohogannyholz da, den er ansehnlich bezahlte. Da hab' ich sehr wohlfeil gekauft, rief er aus, wenn es anders Ihr Arbeitspult war, mein lieber Oheim, wie ich vermuthe. Er trat hierauf auf mich zu, nahm mich bey der Hand, und führte mich in ein Nebenzimmer. Er war gerührt, als er in einer Stube nach der andern nichts als die leeren Wände fand. — Ich sehe, sprach er, Sie haben mich eher entbehren können, als ich Sie, mein Freund! Sie handeln nicht ohne Plan, das weiß ich aus der Erfahrung; und es kümmert Sie auch nichts, was die Leute dazu sagen. — Ich entdeckte ihm offenherzig, was mich bewogen hätte, den Schritt zu thun, und daß seine Unzufriedenheit mir eine günstige Gelegenheit dargeboten hätte, dem Vorwurf des Undanks zu entgehen. — Er verstand mich, wie sich Männer verstehen sollen, und verzieh mir, daß ich meine übrige Jahre der Unabhängigkeit und meiner Familie weyhen wollte. Als er weggieng, umarmte er mich herzlich vor allen Anwesenden, und ich mußte ihm in die Hand versprechen, ihn künftige Woche auf seinem Jagdschloße Mon Repos zu besuchen. Seine Hofcavaliere, die mich vorher nicht erkannt hatten, folgten seinem Beyspiele, und alle versicherten mich: qu'il y avoit un siecle, qu'on n'avoit pas eu le plaisir de me voir.

Ich hatte, fuhr Herr Oheim fort, nun alle Bande zerrissen, die mich ehedem mit der Societät vereinigt hatten. Ich stand allein da, und es kam nun darauf an, wie ich die Unabhängigkeit, worein ich mich geworfen hatte, unterhalten

sollte. Es war bekannt worden, daß ich das Landleben aller andern Beschäftigung vorziehen würde. Jedermann, der nur glaubte je etwas über Oekonomie gelesen oder gehört zu haben, kam zu mir, und behauptete ich müßte meine erste Einrichtungen nach seinem guten Rath treffen. Einstimmig fiel der Vorschlag dahin, daß ich einen gewissen Herrn von Wüttgenau besuchen müßte, der auf zwanzig Meilen weit als der größte Landwirth berühmt war. Ich gab endlich dem Ungestüm meiner Freunde nach, und gieng hin, um mit eignen Augen zu sehen, was an der Sache war. Dieser Land-Edelmann war würklich eine seltne Art von Menschen, ein Polyhistor und Pansophus in der Landwirthschaft, wie's wenige geben mag. Er hatte beynahe alles versucht, was zu versuchen war, bis auf die Büffel- und Kameelzucht, die er dem Herrn von Brenkenhof nicht nachmachen mochte. Für die Armen wars ein treflicher Mann, denn er gab jedem voll auf zu thun, der arbeiten wollte. Er war der Almosenirer, und Hospitalmeister aller seiner Unterthanen: allein sein Beutel befand sich nicht wohl dabey. Er hatte seine Pachter abgedankt, und Knechte auf die Höfe gesezt. Dadurch gieng freylich alles nach seinen Principien, allein alles auch auf seine Rechnung. Da die Landwirthschaft sich ohnmöglich in eine Fabrik verwandeln läßt, und man ein gegrabenes oder geackertes Stück Feld nicht wie einen gesponnenen Faden beurtheilen kann; so war aller Schaden, der aus Untreu, Vernachläßigung oder Unwissenheit entstand, immer auf seiner Seite. Seine Leute hatten ihr Tagewerk und ihre Handarbeit zu leisten, übrigens schliefen sie ruhig, und liessen für alles, was in der vierten Bitte stand, Gott und den Herrn von Wüttgenau sorgen. Es ist wahr, sein Dorf war ein Muster der Policey: alle Menschen waren nach ihren Kräften und Vermögensumständen berechnet, und in Tabellen gebracht: jeder arbeitete nach Grundsätzen; allein

der Umstand war, daß es für einen Dritten geschah. Und keine Ordnung in der Welt konnte es dahin bringen, daß das Tagewerk eines Knechtes in die Arbeit eines Hausvaters verwandelt wurde, der sich bey jedem Tropfen Schweis segnet, weil er ihn für seine Frau und Kinder vergossen hat. Nirgends wurde Brod und Salz und Schmalz und Grütze jedem mit mehrerer Genauigkeit zugemessen, als bey der Frau von Wüttgenau. Das Haus glich einem treflicheingerichteten Commissariate, und der Hof war wie eine Feldbeckerey und Kriegsmagazin anzusehen, wenn Brod, Fourage und Stroh ausgegeben ward. Alles ward zu gleicher Zeit im Großen gebaut: Oelgewächse, Futterkräuter, Pflanzgemüse, Röthe, Taback, und Getrayde und Wein; daher gieng immer an dem Einen verlohren, was durch günstige Witterung an dem andern war gewonnen worden. Die Auslagen aller Art waren immer dieselbigen: immer jeden Tag so viele Mäuler zu stopfen, und doch war der Erfolg sehr verschieden. In Mißzeiten drückte der ganze Fluch des Jahrs den Herrn allein. Der Hauptfehler lag aber darinn, daß sich unser Herr von Wüttgenau in nichts Schranken zu setzen wußte: immer an dem Fieber nach Wissenschaft und Erfahrung siech lag, und mit nichts zufrieden war, das ein oder zweymal geglückt hatte. Daher nahm er jedes Jahr entweder weniger ein, als er ausgegeben hatte; oder er hatte wenigstens, genau berechnet, keinen reinen Ertrag, der die Mühe und das Risico der ganzen Zeit über werth war. Ich habe nie einen Menschen geitziger nach Land gesehen, als diesen. Nicht allein das gute, nahgelegne und längst bearbeitete Feld reizte seine Begierde. Da er schon an alle Mittel dachte jedem Fehler abzuhelfen, und es auch würklich verstand; so war kein Sandbuckel zu dürre, und kein Rain so mager, der nicht in Gefahr stand, in seine Hände zu gerathen, — blos zu versuchen, was Kunst und Fleiß der Natur abnöthigen

könne. Er hatte viele Güter seiner Vorfahren mit Schulden geerbt, und gewiß wär's für seine Familie besser gewesen, Ein Drittel davon ganz zu vermissen, oder an die Unterthanen auf Zinsen auszugeben, um die andern frey zu machen; allein er kaufte immer neue dazu. Er führte seine Processe selbst, und daher war es eben keine schlimme Recommendation für ein Gütchen, das ihm zum Verkauf angeboten ward, wenn es hieß: daß ein paar schwere Processe darauf hiengen. Die Beobachtung der Fatalien überließ er den Procuratoren; allein die Verfertigung der Hauptschriften, die allzeit wie Deduktionen ausfielen, behielt er sich zu seinem Winterzeitvertreib vor. Ich hatte große Mühe in das Wohnzimmer dieses wackern Landwirths zu gerathen; denn der ganze Hof war ein einziger Dünghaufen. Der Anblick dieser Wirthschaft, so viel Ordnung und Einsicht auch damit verbunden war, hatte die Wirkung, mich mehr vom Landleben abzuschrecken, als dazu zu reitzen. Ich war der Sclaverey der Großen und der fremden Geschäfte entgangen, ich hatte daher wenig Lust mich in die Dependenz des Gesindes zu stecken. Ich suchte Ruhe, und leichte, von mir selbst abhängende Beschäftigung, und diese konnte ich ohnmöglich in einer Lebensart erwarten, die einer Entreprise gleich sahe. Mein Plan war also, wie man sagt, im Kleinen anzufangen, und gerade nicht mehr zu treiben, als wozu mir die Kräfte gewachsen waren. Ich hatte längst ein Auge auf dies nahgelegene Dorf geworfen; weil es etwas von der Landstraße ablag, und ich hier unbemerkter leben konnte. Ich hatte gehört, daß der Förster gestorben war, und daß nunmehr seine Wittwe das Haus, das ihr Mann gebaut hätte, mit den Gärten und Feldstücken, für sich zu groß fände. Ich ließ also anspannen, und fuhr mit meinen Rappen, die mir aus meiner Verlassenschaft allein noch übrig waren, hieher. Es war an einem schönen heitern Sonntagsmorgen, als ich

vor dem Hause der Wittwe ankam. Ich wollte meine Pferde ins Wirthshaus schicken; allein es war keins zu finden. Der Nachbar nahm sie also gutwillig auf, das meinem Kutscher nicht recht in Kopf wollte, daß sein Herr künftig an einem Ort wohnen würde, der nicht einmal ein Wirthshaus hätte. Die gute Frau kam mir mit Einer ihrer Töchter entgegen, das Thor aufzumachen, und ich schien mir eben sowohl von ihrer Reinlichkeit, als von ihrer Gutmüthigkeit bewillkommt. Als die Frau hörte, weswegen ich gekommen war, so führte sie mich überall herum, und zeigte mir, mit einer gewiß seltnen Gewissenhaftigkeit, nicht allein alle Vorzüge, sondern auch die ihr bekannte Gebrechen ihres Hauses. Eben so unterhielt sie mich von den Brandflecken des Gartens, wo die Bäume und die Fütterkräuter nicht hatten fortkommen wollen, und sagte mir aufrichtig, welche von ihren Aeckern und Wiesen zuweilen von den Fluthen der Berge nothlitten. Die Tochter, ein schönes schlank gewachsnes Mädgen von 18 Jahren, begleitete uns überall, und schien in dem Augenblicke keinen andern Beruf zu haben, als die Schlüssel nachzutragen, und auf und zuzuschliessen, wo's ihr befohlen wurde. Ohne unter sich noch um sich zu sehen, gieng sie, in sich gekehrt, vor sich hin, und die Gegenwart eines Fremden schien nicht den geringsten Eindruck auf sie zu machen. Sie antwortete mir auf alle meine Fragen mit einer Deutlichkeit, die mich frappierte, ohne den geringsten Blick oder Werth auf das zu legen, was sie sagte: was bey einem jungen und schönen Mädgen etwas seltnes ist. Sie sah mir nicht ins Gesicht, und vermied mich auch nicht; kurz es waren ein paar Mädgenaugen, die niemals schienen gebraucht worden zu seyn. Die Mutter hatte mich von dem ersten Moment an eingeladen auf den Mittag mit ihr vorlieb zu nehmen, und weder Mutter noch Tochter hatten mich die Zeit über verlassen, um Anstalten zum Essen

zu machen. Im Rückweg fand ich den Tisch nächst der Küche in einer Laube von fruchttragenden Bäumen bereitet, wo die hereinhangende Pfirschen und Pflaumen uns sogleich entdeckten, wo wir unsern Nachtisch zu suchen hatten. Es war nur für drey Personen gedeckt, und ich nahm den Platz der jüngern Tochter ein, die dießmal die Küche zu versorgen hatte. Als das Essen, das in Zugemüse und Milchspeise bestand, hineingebracht war, und ich darauf bestand, daß die schöne Köchin uns Gesellschaft leisten sollte, kam das liebe Mädgen mit ihrem Teller und ihrer Serviette in der Hand herein, sich zu uns zu setzen. Sie war nicht völlig so ruhig und frey in ihrem Betragen als ihre Schwester. Das überflüßige Roth auf ihren Wangen ließ mich zweifelhaft, ob das Küchenfeuer oder die Besorgnis Schuld daran seyn möchte, daß sie ihre Schüsseln nicht zum besten bereitet hätte. Die Mutter unterhielt mich von der Einrichtung ihrer Wirthschaft, von dem Ertrag ihres Gütchens, und von dem Plan ihrer künftigen Lebensart. Während dieser Erzählung ward mir bey jeder Bedürfnis des Lebens, die diese gute Leute der Erde abgewannen, leichter ums Herz, und so wie ich sah, daß sie nichts bedurften oder mangelten, war es, als wenns mich selbst angienge; denn ich setzte mich schon in Gedanken an ihre Stelle, und war nie reicher als damals. Wir hatten aus der Laube die Aussicht auf ein Stücke Feld von ohngefehr anderthalb Morgen, das auf den Garten stieß, und wo an Einem Ende ein Hüttchen stand. Ich fragte von ohngefähr: ob dieß Stück feil werden könnte? Die Antwort war: Es gehört einer armen Frau, die mit ihrer Tochter und ihrem Kühchen davon lebt: man wird es wohl nicht unter 200 Fl. haben können, weil sich die Frau davon nährt, und das Hüttchen darauf steht. — Als ich dieß hörte, daß ein Mensch sich mit 200 Fl. Eigenthum vorm Mangel schützen könnte, wenn er sonst arbeiten wollte, fieng das Haus an, worinn ich war,

viel zu groß für mich zu werden, und die Hütte bekam tausend Annehmlichkeiten für mich. So sehr ich mich den Morgen, als ich aus der Stadt fuhr, für ausgestoßen aus der Societät gehalten hatte, so fest sah ich mich nun befestigt, und ich war mit meinen Haabseligkeiten unter diesen guten Leuten wie ein Mensch, der aus Indien zurückkommt, und unter Lord Clive sein Glücke gemacht hat. So gewiß ists, daß nicht die Meynung die Menschen reich oder elend macht, sondern das Verhältniß worin sie mit andern stehen, die sie umgeben. Ich würde mit aller meiner Philosophie in London oder in Paris ein Bettler gewesen seyn; hier war ich mehr als bemittelt. Und um es zu werden, hatte ich nicht nöthig gehabt, nach Ungarn, oder in ein anderes geldarmes Land zu flüchten.

Als wir abgegessen hatten, verließ mich meine Gesellschaft, um für den Caffee zu sorgen, und ich blieb in der Laube meinen Träumereyen überlassen. Es war der schönste Septembertag. Die Sonntagsstille, die Heiterkeit der Luft, die Wärme der Sonne, die Reine des Himmels über mir, und das Rauschen eines benachbarten großen Nußbaums wiegten mich in eins der süssesten Nachdenken über das Bild meines künftigen Lebens, das mir ganz in die Farbe dieses Tags tingiert vorkam. Ich gieng nachher spazieren, und fand vorm Dorf eine Gesellschaft junger Pursche von 20 bis 24 Jahren, die mit Marbeln nach Kreuzern schossen. Die Alten und die Mädchen sassen herum, und nahmen Antheil an dem Erfolg des Spiels. Niemand schien mich zu bemerken, sondern jeder fuhr fort, als wenn ich Einer von ihnen gewesen wäre. Die Unschuld dieser großen Pursche, die sich noch als Kinder belustigten, hatte in ihrer Einfalt etwas sehr anziehendes für mich. Als ich durch das Dorf zurück gieng grüßten mich die Weiber vor ihren Thüren auf den Bäncken, und nannten mich mit Namen. Es schien, als wenn sie

schon wüßten, daß ich künftig Einer von ihren Nachbarn seyn würde. Ich wurde bald mit der Alten des Handels einig, und sie überließ mir auch das ganze Inventarium ihres Viehstandes und Feldgeräthes. Es wurde ausgemacht, daß ich sobald als möglich noch den Winter einziehen sollte, und sie indessen mit ihren Töchtern in dem untern Stocke des Hauses, bis in der Mitte des künftigen Sommers, bleiben würde. Dieser Umstand erleichterte meiner Frau ihre künftige Einrichtung, und wir waren um so viel sichrer, alle die kleinen Vortheile der Wirthschaft von ihnen zu erfahren, die wir vielleicht zu unserm Schaden erst spät gelernt hätten. Als ich nach Hause kam, fand man für nöthig eine neue Säuberung des alten Sauerteigs vorzunehmen. Wir hatten noch verschiednes von unsern Mobilien zurückbehalten, um es dort zu nutzen; allein wir fanden alle unsre Vorhänge zu breit und zu lang: die Spiegel waren ungleich größer, als unsre dermalige Fenster, und die vergoldeten Rahmen wollten auf die weissen Wände auch nicht passen. Es ward also von neuem versteigert. Ich hatte Willens gehabt, die Pferde zum Acker und den Kutscher als Knecht zu behalten; allein auch dieß paßte nicht zu unserm Haushalt. Die Pferde mußten auch an den Reihen, und der Kutscher ward entlassen. Das wenige übrige Silbergeräthe ward versiegelt, mit dem heiligen Vorsatz, nie wieder Gebrauch davon zu machen. Nachdem wir alle unsre Nothwendigkeiten unsrer guten Wittwe vorausgeschickt hatten, folgten wir an einen heitern Decembermittag nach, und ich setzte meine Kinder auf einen guten Bauerwagen in eine Flechte mit Stroh verwahrt, und meine Frau und ich nahmen hinten unsern Platz. Ich stieg vor der Thür meines ehemaligen Hauses unter den Augen meiner alten Bekannten ein, und glaubte, daß ich nicht verstohlnerweise mein Glaubensbekenntniß an die Einfalt der Natur ablegen müßte, der ich den Rest meiner

Tage unter der süssesten Hofnung eines schuldlosen Lebens gewidmet hatte.

Da es mitten im Winter war, so prophezeyten uns die Stadtleute wenigstens ein Fieber aus Ennui. Allein die guten Leute vergassen, in welcher Stimmung wir waren, und liehen uns in Gedanken die ihrige. Dieß ist in Berechnung der Vorfälle des Lebens bey andern, als bey uns, immer der Hauptirrthum. Wir hatten alle Hände voll zu thun, uns einzurichten. Da war erst alles Neue in Besitz zu nehmen, und das Alte zu stellen und zu legen. Des Tages über beschäftigte ich mich mit Ausbesserung der Zäune und Gräben, und Ebenung der Wiesen, wo es nöthig war. Abends saß ich mit einigen alten Nachbarn zusammen, gab meinen Kindern Unterricht, oder erzählte den guten Landmädchen, die bey uns wohnten, von den Vergnügungen und Sitten des Stadtlebens. Ich hatte öfters das Vergnügen zu bemerken, daß den guten Kindern die Thorheiten und Ausschweiffungen der großen Welt abentheuerlicher und ungeheurer vorkamen, als wenn es Löwen und Riesen und Greiffe aus der Tausend und Eine Nacht gewesen wären.

Der Alte verließ mich, als er seine Erzählung geendigt hatte. Ich gieng in meine Stube, warm von den Empfindungen, die er mir mitgetheilt, und voller Eckel über meinen jetzigen Beruf, der auf nichts hinausgieng, als ewig Geld zu machen; und vor dem Geldmachen, dachte ich, hat man kaum so viel Zeit übrig, daran zu denken, wie mans nützen will. Ewig verfolgt uns das Gespenst mit seiner Peitsche, daß wir Schurken wären, nicht einmal so und so viel zu besitzen. Und darüber werden so viele von uns Schurken, oder fallen als marode um, ehe die Campagne zu Ende ist. Und dem ehrlichen Bauer, der nichts hat als das Bisgen Leben, fällts niemals ein, daß er ein Herr seyn muß; daß es eine Schande ist, nicht mit Kutsch und Pferden zu

fahren. Ich verschloß mich in mein Zimmer, und verbat mir das Abendessen, um meine Gedanken wiederzukäuen. Dabey kam mir die Brieftasche wieder zu Sinn, die mir der Pfarrer anvertraut hatte. Ich theile Ihnen hier einige Auszüge davon, aus den ersten Zeiten der Wirthschaft des Hrn. Oheim, mit. Das Bessere behalt ich ihnen auf ein andermal vor.

Auszüge aus Briefen des Herrn Oheim an seinen Freund H. in M.

I

Ich denke, Sie halten dafür, ich sey diese Wintertage über beschäftigt, mich auf meine künftige Lebensart zu rüsten, und Anstalten zu einer ruhmvollen Campagne zu machen. Den Tisch sehen Sie vor mir voller Risse von Avenuen, Alleen, Bosquets u. dgl. und Bauanschläge von Zimmerleuten, Maurern, Stuccaturarbeitern, Wasserleitern, und wie alle die Künste heissen, die der Reiche seinem Ueberfluß frohnen läßt, er mag in der Stadt oder auf dem Lande leben. Fürs erste bin ich nicht reich, und fürs zweyte mag ich nicht leben, als ob ich reich wäre. Ich habe darum diese Classe verlassen, in der ich vielleicht als ein ganz ehrlicher Mann, nach dem groben Sinne des Worts, eine brillante Rolle hätte fortspielen können. Ich mag auch mein mir übriges Vermögen nicht in Güter stecken, die ich verpachten oder um die Hälfte bauen lassen muß, damit mir die Erlaubniß übrig bleibt, das Maul aufzusperren, zum Fenster hinauszusehen, spazieren zu reiten und gegen fünf Uhr Quadrille zu spielen und Thee zu trinken. Mir ist drum zu thun, ein andres Wesen zu beginnen, meine Knochen zu brauchen, weil mir Gott sie gegeben hat; mir, durch Arbeit,

Gesundheit Muth und Hunger und Durst zu erwerben, und kurz das Leben nicht zu geniessen sondern zu verdienen.

Das alles stellen sich die Leute in der Stadt so schlimm vor, wie ein Weibchen, das in seinem tiefgepolsterten Kanape bey einem stürmischen Wintertage berechnet, was der Mann zu Pferde auf der Landstraße ausstehen müsse, der indessen dem Frost und Sturm mit lachendem Herzen entgegen reitet.

Ehedem arbeitete alles für mich, und ich arbeitete alles für andere. Was ich empfieng, ward bezahlt, und die Gaben Gottes waren mir eine Waare. Mein Berufsgeschäfte drehte ich ab wie eine Schaale, oder feilte sie, wie einer ein Rad feilt. Ich konnte nichts erwerben als Geld und Gewalt, und für beydes war mein Herz noch nicht enge genug. Die stille und lebende Natur war mir eine Camera obscura, und die Thiere und Menschen Staffage auf dem schönen Teppich. Jetzo solls anders werden mit mir, wenn Gott will. Ehedem schlieffen Mann und Frau und Kinder, ein jedes in seinem Apartement, und giengen auch jedes seine Straffe. Itzo sind wir in einer Stube zusammengerottet, und es heist wohl nicht umsonst: Ein Bette, Ein Glaube, und ein Gott. Mein Junge ist allzeit um mich, und mein Mädgen immer um ihre Mutter; sie lauffen, hohlen, tragen, und thun was wir ihnen sagen, und dadurch fällt schon der Fluch reicher Leute Kinder von ihnen, daß sie ihren Eltern zur Last sind. Ich hoffe, daß ich noch einmal mit eignen Pferden werde zu Aker fahren dürfen. Bis dahin lerne ich bey einem meiner alten Nachbarn, der endlich Zutrauen in mich gesetzt hat, und selbst glaubt, daß noch etwas aus mir werden kann. Heuladen und Strohbinden hab ich schon begriffen; aber mit dem Pflügen wills nicht fort. Ich halts für ein schwerer Ding, wie den Stylus. Entweder greift das Eisen nicht, oder es greift zu tief: die Pferde stutzen, und wollen nicht fort. Man dächte die Thiere hätten so feine Nasen wie die

Bauren, und begriffen von weitem ob einer ein Pinsel ist oder nicht. Das Säen halt ich vollends für eine Hexerey — mein Nachbar verzweifelt indessen nicht, daß ich doch am Ende werde Takt halten lernen. Wenn dis vorbey ist, hab ich Hofnung übers Jahr dreschen zu lernen.

Ich kann eben nicht sagen, daß es das Nüzliche ist, was mir Interesse für alles das giebt; so wenig wie der Junge beym Zimmermeister sich bewußt ist, daß ohne ihn und seines Gleichen die Menschen nicht wohl bestehen könnten. Es ist mir auch noch kein Schauder von Merveilleux über die Haut gefahren, daß ich hier den Q. Cincinnatus vorstellte. Sondern ich befinde mich wohl und ruhig dabey, meine Kräfte wachsen, und ich kann heute thun was ich gestern nicht vermogte. Wir glauben alle diese Dinge seyen höchst mechanisch, ich sehe aber sehr viel Savoir faire dabey. Man mag es nun Uebung oder Vortheil nennen, wies der gemeine Mann nennt, so ists die Frucht von so viel Zeit und Jahren; und dieß ist immer eine Vorlage, die gemacht werden muß, ehe man an die Einnahme denken kann.

2

Vom 27sten Merz an denselben. 176..

Ich denke ihr kämt jetzo zuweilen auch in die frische Luft, ihr Leute in der Stadt, ungefähr so wie Ihr Gott dient, alle vier Wochen Einmal. Wir leben wie die Fische in unserm Element. Unsere Gräben sind rein gemacht, unsere Häge beschnitten, unsere Bäume gepuzt, schon so viel geackert, gedüngt, so viel Saame der Erde anvertraut. Und was habt ihr wohl die Zeit über gethan? das Carneval beschlossen, den Arlequin glücklich begraben? Haben eure Weiber ihre Abende auch so lustig verschwazt, wie die unsern bey ihrem Spinnrade? die haben doch noch was fertig zu machen biß

Ostern. Ein groß Stück Leinwand für mich, damit ich meine holländischen Hemden in Kasten legen kann, und die Manschetten dazu; denn ein Mensch, der seine Fäuste braucht und Manschetten anhat, sieht aus, wie ein Hanswurst auf dem Catheder. In ohngefähr vier Wochen kommt zu uns, alsdenn wird unsere kleine Haushaltungsmaschine im vollen Schwingen seyn; unser Vieh vollauf Futter haben, und wir unser volles Tagewerk. Alsdenn könnt ihr mir auf dem Fusse nachfolgen, und sehen was ich thue; oder Ihr könnt eure Empfindungen klein schneiden, und etwas ans Morgen- oder Abendroth zu Pappiere bringen. Mir ist, seitdem ich mitten in der Natur lebe, kein Wort noch zum Lobe der Natur eingefallen, und ich mag eben so lieb erbauliche Betrachtungen am 20sten oder 30sten Merz lesen, als einen von euern neumodischen Hymnen. Wenn Einer den Frühling besingt, so kommt mirs vor, als wie einer, der ein Carmen auf seine Frau machen will.

Wollt ihr indessen Gott innerhalb vier Mauren dienen, so findet sich auch Gelegenheit dazu bey uns, und vielleicht besser wie bey Euch. Denn in unsrer kleinen Kirche sitzen doch die Menschen wie in einer Stube beysammen, wenns bey Euch wie ein Amphitheater aussieht; und die Menschenköpfe die man vor sich hat, sind auch genießbarer wie die Eurigen. Da sitzen im Chor neben mir ein Paar Dutzend Greise und Männer mit hellen Augen und geraden Haaren, die wohl etwas mehr bedeuten, als eure alten Peruquen mit ihren Lorgnetten und Tabatieren. Und die Jungen vor uns auf den Knieen mit ihren runden Köpfen, und die Mädchen mit den niedergeschlagenen Augen, und den ins Gesangbuch gefalteten Händen. Wenn unser Pfarrer schmält, so können wirs doch hören; aber bey Euch fürchten sie sich laut zu reden. Bey euch ist eine Leichenpredigt was unschickliches; bey uns ists immer das Beste. Wir sehen auch noch unsre

Todten begraben, und wissen wo man sie hingelegt hat; aber bey Euch gehn sie stillschweigends aus der Welt, als wenn sie alle Schelme wären.

3

So sehr ichs wünschte, Ihnen von meiner jetzigen Lebensart Nachricht zu geben, so schwer wird mirs. Meinem Nachbar, der seine zwey Säcke Getraide auf den Speicher trägt, solls wohl eben so schwer fallen, zu erklären, wie und warum er so stark ist. Wer von seiner Ehrlichkeit und Gesundheit, und von deren Herkommen und Abkunft viel Antwort und Rechenschaft geben kann, mit dem mag ichs nicht theilen. Kurz und gut mir ist wohl, und wenn ich ja etwas erklären sollte, so wär es dieß, warums einem Andern nicht auch so wohl ist. Die liebe einfache Nahrung, und die freye Luft, die wir hier athmen, mag auch das ihrige dazu beytragen. Aber das meiste, was nemlich meine arme Seele zur Ruhe bringt, ist der Taglohn, worinn ich arbeite. Gottlob! ich weiß nun daß ich mich zu Tische setzen, und meine Lampe mit gutem Gewissen anstecken darf. Vorher wußt' ich warlich oft nicht am Abend, ob die Arbeit, die ich that, das Stümpfchen Wachslicht werth war, das dabey herunter träufelte. Aber das ist nicht genug, daß ich unserm Herrn Gott sein Taglohn abverdiene; ich weiß auch daß ich ihm nicht mehr abnehme als ich soll, und daß ich alles Uebrige in Cassa lasse, was mir nicht zukommt. Deß mögen sich wohl wenige von den Herrn rühmen, die, wie man sagt, ihr Glück gemacht haben, und noch vielweniger diejenigen, die es noch machen wollen. Das ist heut zutage die nobelste Ambition, so viel von Geld und Ansehen unter dem Schein Rechtens zu sich zu packen, als in die Tasche gehen will; und wer vollends recht klug ist, der steckt den Kindern die Schubsäcke von dem voll, was der Papa nicht tragen kann. Das aerarium

publicum kömmt ihnen vor, wie die Elbe, die nach Hamburg fließt, und wovon ein jeder Mittelmann sein Tönnchen, dem Strom unbeschadet, wegschöpfen kann. Indessen sollen irgendwo alle Tropfen gezählt seyn, und wer mehr genommen hat, als er soll, mag sichs selber zuschreiben. Hierzu kommt, lieber Freund, daß ich alles öffentlich thun darf, was ich thue, ohne zu sorgen, wie es wird aufgenommen werden. Wenn ich meine Hecken beschneide, und meine Bäume pfropfe, so bin ich gewiß, man wird keinen Gift daraus saugen. Ich darf allen meinen Witz aufbieten, meine Wiesen zu wässern, oder mir neue anzulegen, und man wird es dem Fürsten nicht auf der schwarzen Seite vorstellen. Vorher hätten sie mich gern der öffentlichen Untreue beschuldigt, wenn sie mich hätten überführen können, des Jahrs hundert Thaler zurückgelegt zu haben. Nun darf ich mein Fuder Heu und Korn öffentlich einführen. Wenn ich auf meinem Polsterstuhle unter meinen Hausgenossen obenan sitze, so wird niemand auf diese Ehrenstelle Anschläge machen; und hinter mir wird kein gepuderter Lakey seinen Cameraden über mich Gesichter zuschneiden, wenn ich einen guten Bissen in Mund stecke.

So lange sich noch das Wetter ändert, werd' ich nicht leicht über Einförmigkeit zu klagen haben. Denn es sind wenig Wolken und Winde, die ich nicht nöthig hätte. Sie interessiren mich samt und sonders, und der Krieg und Friede den sie respective führen, ist ein so weitläuftiges Feld für mich, wie ehedem das Interesse der mächtigsten Häuser. Sie thun mir auch würklich mehr Schaden oder Nutzen, als die andern grossen Herren, die mir als Dii minorum gentium unter jenen zu stehen scheinen.

Die Edukation meiner Kinder wird mir in keinem Betracht theuer zu stehen kommen; denn ich wüßte nicht, was ich hier zu verbergen hätte. Sie dürfen in alles sehen. Weit und breit, ist, Gottlob, kein Buch und kein Schelm,

den ich zu fürchten hätte. Mein Mädchen wird in die Höhe schiessen, ohne Inclinationen gehabt zu haben; und, ohne zu wissen wo ihr Coeur und ihre Couleur sitzt, wird sie zur Hausfrau geschickt werden. Mein Junge wird mit Pferd und Geschirr umgehen lernen, und wenn er 20 Jahr alt ist, seine Fäuste wahrscheinlich besser brauchen können, wie sein Vater.

Vorher war meine Liebhaberey ein Ding, das ich treiben muste, wie einer, der eine Maitresse unterhält. Wenns herausgekommen wäre, daß ein Mann, der das Referat beym Fürsten hatte, sich mit einer verdorbnen Stelle im Aristophanes eine ganze Stunde herumgeplackt hätte; oder wenn einer der Räthe, die ich zuweilen ausputzen muste, den Pollux unter meinen Papieren aufgeschlagen gesehen: so wars um mein ganzes Ansehen gethan. Jetzo darf ich meine Liebhaberey öffentlich sehen lassen, wie eine angetraute Hausfrau; ich kann mit jedem davon reden, und jeder versteht mich. Da ich nicht mehr im Empyräo des Intellektuellen wandle; so darf ich nicht mehr, wie ehedem, Monate lang auf einen vernehmlichen Menschenlaut harren; sondern, wo Erde ist, sammlen sich Menschen zu mir, und ich sehe alle Tage mehr, sie sind Fleisch von meinem Fleisch, und Bein von meinem Bein. Viele sind eben so gut, wie ich, und gar viele gescheuter. Dies ist ein Trost, der einem nicht eher zu Theil wird, bis man ihn wenigstens zur Hälfte werth ist. An einer Tafel mit drey Servicen lernt man nicht langsam kauen, und der Handwerkspurschenmuth läßt sich nicht in einer Berline à resforts erjagen. Man muß hübsch zu Fuße mit dem Bündel auf dem Buckel reisen, wenn man auf der Landstrasse singen lernen will.

(Merkur 1778.)

Eine Landhochzeit.

Sie haben mich neuerlich von Universitätsfeyerlichkeiten in ihrem letzten Brief unterhalten, die mir so neu waren, als wenn sie aus dem Monde kämen; dafür bin ich Ihnen die Nachricht von einer Land-Fête schuldig, die Ihnen vielleicht eben so fremd scheinen mag, der sie unter Buchstaben und Ideen wandeln, als mirs schien, da ich einen Haufen guter und zum Theil unverderbter Menschen beysammen sah. Mein Nachbar, der reiche Müller Reusch, hat kürzlich seine Tochter an den Rentsekretär des Amts verheyrathet, und weil der Alte selbst gekommen war, mich zu der Hochzeit einzuladen, so wars nicht möglich auszuschlagen. Meine Gegenwart, als des Edelmanns, und des einzigen Staabsoffiziers auf zwey Meilen in der Runde, war ein Gericht, auf das man die Gäste so gut eingeladen hatte, als auf den Wilden-Schweinskopf, der mit seiner Zitrone und den vergoldeten Lorbeerblättern im Maule am andern Ende der Tafel figurierte. Wir wurden sogleich beym Aussteigen aus dem Wagen von allen geputzten Stadtleuten in corpore empfangen. Der Herr Rentsekretär, der noch vor vier Jahren gerne meinem Verwalter die Milch- und Brandweinbrennerey-Rechnung hätte versehen wollen, war in einen eleganten Frak von Drap mouché und eine atlaßgestickte Weste und Beinkleider gekleidet, und der ganze Rücken des neuen Rocks war in einem großen halben Zirkel weis gepudert, in welchem Nimbo der Eleganz in der Mitte ein höchst schmales Haarbeutelchen pendulierte. Er gab sich die Ehre meine Frau die Stufen im Hof hinaufzuführen. Wir fanden beym Eingang des Hauses die Braut in einer schönen Pikesche Couleur de Puce, mit rosenfarbnen Taft gefüttert, und auf der Brust und in der Taille mit den reichsten silbernen Drotteln besetzt, worinn mancher blanker Thaler des alten Müllers aus-

gesponnen war. Der Vater der Braut war in seinem bläulichten müllerfarbenen Rock und seiner Weste, die mit kleinen Knöpfen gerade bis an die Kniee reichte. Er hatte seine leinenen Strümpfe sauber über die gelbledernen Beinkleider gewickelt. Sein muntres Aug und sein graues kurzes Haar mit dem Kamm auf dem Kopf machten, daß ich ihm zuerst treuherzig die Hand schüttelte. Die Mutter mit ihrer schwarzen Sammthaube, und den langen seidnen Blonden drum, hatte ihre Hände quer übereinander vor sich auf ihrer grautuchenen Weste liegen, wovon die Enden auf den vielen dicken Röcken abstanden, die sie heute übereinander anzuziehn für nöthig gefunden hatte. Der Sohn des Hauses war ein munterer Candidatus Theologiæ, der Spitzen-Manschetten von Göttingen mitgebracht hatte, und wohl wuste, daß es mit dem Spruche 1. Joh. 5. nicht ganz seine Richtigkeit hätte. Er war so elegant wie sein Herr Schwager, der Rentsekretär, angekleidet; nur war sein weiße Halsbinde um zwey Zolle stärker und höher, und der Cadogan noch nachlässiger und stärker aufgestrupft, als bey jenem. Uebrigens war ein Offizier von der Garnison, der Pfarrer, der Amtmann und seine Familie noch zugegen. Der Rest der Gesellschaft bestand aus braven Landleuten, die alle munter, trotzig und alert aussahen, aber weder Puder noch Haarnadeln noch seidene Strümpfe hatten, wie wir. Ihr Anzug und der Kontrast mit dem unsrigen machte wirklich, daß ich glaubte, Menschen aus zweyerley Jahrhunderten vor mir zu sehen. Aus diesen wackern Leuten hätte ich für ein historisches Gemählde aus A. Dürers Zeiten ein Abendmahl des Herrn mit einem Dutzend Aposteln, oder aus den Weibern einige brave Magdalenen und Marieen beym Grabe, finden wollen. Unsre Gruppe hingegen sah ärmlich aus, und sie war auch meist zu Karrikaturen nicht kräftig genug.

Der Pfarrer, ein langer schmächtiger Mann, der in der

Stadt bey allen Bücherauctionen präsidiert, und einer von den 72 Mitarbeitern der Allg. D. Bibliothek seyn soll, hielt eine kurze wohlanständige Rede, von der Bestimmung des Menschen und von den feinern Vergnügungen des Lebens, die aus dem wahren Adel des Herzens, und einem wohlgeordneten Gefühl der ganzen Seelenkräfte der Menschen entspringen. Er hütete sich sorgfältig keinen Spruch zu berühren; und als er an die Kirchenordnung und den darinn enthaltenen Mosaischen Fluch und Segen kam, so litt sein Geist merklich: denn die Sprache nahm ab, und die Wörter artikulierten sich nicht mehr.

Nach geendigter Zerimonie gieng ich zum Alten und wünschte ihm nebst andern Glück zu dieser Verbindung. Er hatte alle Komplimente kalt, und oft mit Nehmung einer Prise Taback erwiedert. Als ich mich aber näherte, reichte er mir die Hand, und die Augen stunden ihm voll Wasser. Ich kann nun ruhig sterben, sagte er, weil ich weiß, daß es nach mir in meinem Hause nicht schlechter gehen kann, wie jetzo. Mein Junge hat zuerst seinen Vater verlassen, und Er ist auch Schuld, daß meine Kathrine den Mann nimmt, den ich ihr habe geben müssen. Die Leute in der Stadt haben meinen Kindern weiß gemacht, daß es ihnen nie fehlen könnte. Gott gebe, daß sie wahr gesagt haben!

Es muß Sie freylich schmerzen, versetzte ich, daß dies ganze weitläuftigte Gewerbe keinen Nachfolger in ihrer eigenen Familie haben soll. Gott hat alles gut gemacht, antwortete der Alte. Wie gesagt, es wirds niemand von meinem Namen auf dem Platze schlechter machen, wie ich, und so kann ich ruhig sterben über das, wies ein Fremder anfangen wird.

Auf Angeben des Rentsekretärs hatte man neben der großen Tafel für die meisten Gäste eine kleinere gedeckt, die ganz anders serviert war, wie die erste. Der Wein stand in kleinen Karafen, und die Teller waren von gelbem Eng-

lischen Steingut. Ich merkte bald, daß dies uns gelten, und daß ich und meine Frau hier mit dem Volke in seidnen Strümpfen vorlieb nehmen sollten. Ich protestierte daher zum voraus gegen diese Einrichtung, und behauptete, daß man den kleinen Tisch an den großen stoßen, und also aus dem Allen ein Ganzes machen sollte. Den Landleuten gefiels, daß ich die großen blankgeschliffnen Flaschen am andern Tische vorzog, und mich für die Schüsseln mit Hirsenbrey, dürren Pflaumen, Schweinebraten, und in Ringeln gelegten vielerley Bratwürsten, deklarierte. Wir setzten uns alle so untereinander wie sichs traf. Ich hatte auf der einen Seite den Pfarrer und auf der andern den Alten neben mir; meine Frau nahm zwischen dem Rentsekretär und dem Kandidaten ihren Platz. Zum Unglücke kamen die Teller mit dem Englischen Steingut an die Bauern, die herzlich erschraken, wenn die silbernen Löffel auf dem Porzellain erklangen, und die Leute daher fürchteten, es gäbe hier Stücken. Der Alte schnitt hurtig aber treuherzig vor, und man sah seinem Schwiegersohn an, wie er roth ward, wenn die Teller mit den großen Stücken Fleisch herumgiengen. Er hielt dies für sehr unschicklich, und so oft mich sein Auge traf, sprach es einige Entschuldigung deswegen. Die Gesellschaft ward laut und munter. Der Kandidat hielt sich verpflichtet, meine Frau standesgemäß zu unterhalten. Er sprach von den schönen Promenaden um Göttingen, und wie man nicht weit nach Hannover und Kassel hätte. Besonders aber gefiel ihm, daß Gotha nur neun Meilen abläge, und daß das dortige Theater jetzo eins der blühendsten in ganz Teutschland wäre. Er hatte öfters im Mohren logiert, und fand, daß man da vortreflich für sein Geld bewirthet würde. Er hatte das Glück gehabt, mit den berühmtesten schönen Geistern bey Herrn Ettinger zu speisen, und hatte auch Bekanntschaft mit verschiednen Fräulein gemacht. Er war ganz allein mit den

Meklenburgern liiert gewesen, und war auch in Göttingen auf die Reitbahn gegangen.

Der allgemeine Gegenstand der Unterredung bey Tische war indessen das so außerordentlich fruchtbare Jahr, und die Landleute besonders gestanden alle ein, daß sie nie etwas dergleichen erlebt hätten. Da diese Leute täglich in ihrem Gewerbe erfahren, daß ihr Wissen und Sorgen nichts hilft, wenn ihnen Sonne und Regen nicht günstig sind, so sehen sie alles als geschenkt an, weils ihnen so leicht kann genommen werden. Sie sind daher die einzigen Menschen, die von dem Seegen Gottes noch mit Ueberzeugung sprechen, und glauben alles aus seiner Hand unmittelbar zu empfangen.

Aber was hilft das meinem Herrn? fuhr sie der Rentsekretär an: ihr möcht so viel haben als ihr wollt, so möcht ihr doch keine Steuern und Gaben geben. Ich bin nun erst ein halb Jahr im Amt, aber es soll mir bald anders werden. Die Liquidation muß heraus, und solten Ofen und Fenster drauf gehen. Die Lumpen sollen zum Land hinaus, mein Herr braucht keine. Jetzo haben sie wieder ihre alte Exküse; die Frucht gilt nichts, sagen sie, aber ins Wirthhaus können sie gehn. Ich will sie bald anders kuriren, wie mein Vorfahr; der ließ sich von ihnen weiß machen, was sie wollten. Das ist ein strenger Herr, lispelte mir der Amtmann über den Tisch zu. Da er eines Bauern Sohn ist, so sollte er doch aus Erfahrung wissen, was ein Gulden für ein unerschwingliches Kapital ist, wenn mans von einem Bauer zur Unzeit fordert. Das Eigenthum ist so schon durch das viele Geben, und die Auflagen ohn Ende ganz prekär geworden, und kein gescheuter Mann könnte sich ein Gut heutzutage auf die Bedingungen schenken lassen, wies der Bauer bauen muß. Sie geben alle, wenn mans beym Licht besieht, ihre 40 p Ct. vom Ertrag. Wie ich nachher erfuhr, so hätte der Herr Rentsekretär seine Kaution nicht zu stellen vermocht,

wenn er dem, der sie vorschoß, nicht die heimliche Unterhandlung mit Müllers Kathrinchen und ihrem Bruder dagegen hätte vorweisen können. Der alte Müller mit seinem Heyrathschatze war also wirklich der Patron, der dem gestrengen Herrn Cyklopen, der die Bauern spießen wollte, zum Brod geholfen hatte.

Nach Tische ward unter den jungen Leuten eine Parthie Kegelschieben vorgeschlagen. Man sah deutlich, wie der jungen Frau die Poschen im Wege waren, denn sie konnte ihre Ellenbogen nicht in die gehörige Richtung setzen, und die großen Schritte, die sie noch aus ihrem alten Stande zu thun gewohnt war, paßten mit nichten zu der zierlichen Pikesche mit den silbernen Drotteln. Die beyden Herren Schwäger hatten indessen Punsch in die Gartenhütte kommen lassen, und waren mit langen Pfeiffen in ihren Hemdärmeln. Eh man sichs versah, gab es an einem andern Ende hinter der Hütte ein Lermen; es klatschte was. Als man zusah, war der eine Backen des Herrn Rentsekretärs roth, als wenn er gemahlt wäre. Er hatte sich in der Freude seines Herzens vergessen, einem hübschen Bauermädchen in den Busen zu greifen, und diese hatte die Kühnheit mit einer derben Ohrfeige erwiedert.

Der Pfarrer, der Amtmann und ich giengen mit dem Alten, seine schöne Einrichtung auf dem Hofe und in den Stallungen zu betrachten. Ich wuste schon längst, daß er allein aus Mastvieh jährlich seine baare tausend Thaler herauszog. Ueberall war Ueberfluß, Ordnung und die natürliche Folge davon, die höchste Reinlichkeit. Das Gesinde war ungeachtet des Lermens im Hause alles an seinen nöthigen Geschäften. Ich hatte lang auf keinem Edelhof schöneres Vieh gesehen, und da er es nach und nach selbst gezogen hatte, so sah es aus, als wenns alles von einer Mutter gefallen wäre. Wir bezeugten dem Alten unsre Verwunderung

darüber. Es kann niemand so sehr freuen als mich, wenn ers auch geschenkt bekommen hätte, weil ich weiß, wie sauer es mir geworden ist zu erwerben. Ich habe die Hof-Raithe mit Schulden angetreten, und nun bin ich schon seit 15 Jahren frey, und mein Inventarium ist verdoppelt. Aber es fliegt einen nicht an, und ich weiß gar wohl, wenn man nicht verderben will, daß man mit Glock zwölf zu Bette, und Glock zwey wieder bey der Hand seyn muß. Da ich von Kindheit sah, daß aus meinem Jungen nichts rechts werden würde, so danke ich Gott, daß er geistlich studiert hat. Wenn er nun die Ehe nicht bricht, und keinen todt schlägt, so müssen ihn irgendwo der kleine Zehnte und die Pachtfrüchte wohl, wenn Gott will, zu tode füttern.

Als wir zu den Pferden kamen, waren die Knechte im Abfüttern begriffen. Wir trafen den Sohn des Amtmanns, einen muntern Knaben von 15 Jahren, an, der ihnen half Heu vorstecken, und diese Beschäftigung dem Kegelschieben vorgezogen hatte. Mir fiel dabey mein alter Freund Horatius ein, ich rief ihm zu:

Imberbus Juvenis tandem custode remoto
Gaudet equis, canibusque et aprici gramine campi.

Der junge Mensch sah mir starr ins Gesicht, und ich merkte, daß er nicht viel davon begriffen hatte. Pst! stieß mich der Pfarrer sacht; da war ihr Latein übel angewandt. Sie hätten den jungen Menschen eben so gut koptisch anreden können. (Der Amtmann war eben mit dem Müller in einem Gespräch begriffen und konnte uns nicht hören.) So ein kluger Mann, als unser Amtmann ist, fuhr der Pfarrer fort, so wenig kann ich doch von der Erziehung seiner Kinder begreifen. Er hat seinen Sohn erzogen, als wenn er ein Bauer werden solte. Der fährt in Acker, geht hinter dem Pfluge, und letzt hab ich ihn schon mit dem Säetuche angetroffen. Das gefällt mir nicht übel, gab ich zur Antwort.

Aber um Gottes willen, versetzte er, was soll aus dem Menschen werden? Er weiß kein Latein, kein Wort Geschichte, keine Mythologie, an Philosophie gar nicht zu gedenken. Die weiß vermuthlich unser Wirth, der brave Reusch, auch nicht, gab ich ihm zur Antwort, und ist doch Gott und seinem Herrn ein nützlicher Unterthan. Da haben wir in der Stadt (fiel er mir ein) die treflichsten Anstalten, und unser Amtmann hat das schöne Vermögen, seinen Kindern was lernen zu lassen. Es ist eine Freude wenn man den Lektionskatalogus sieht. Wenn man zu meiner Zeit die Jugend auf solche Art angewiesen hätte, ich solte wohl auch an einem andern Platz mein Leben zubringen, als hier auf dem elenden Dorfe. — Und ist Ihnen das Dorf nicht gut genug, wo der Seegen Gottes auf allen Fluren lacht, und man noch oben drein so manch ehrliches Bauerngesicht in den Lauf bekommt, wornach so vielen honetten Leuten in der Stadt lüstet? — „Ja in der Barbarey lebt man, ich höre das Jahr über kein gescheutes Wort, als von Schafen, Kühen und Schweinen. Wenn ich nicht gut mit den Buchhändlern stünde, und der Inspektor und ich die gelehrten Zeitungen nicht für uns allein hielten, ich glaube, ich vergienge." — Nun hatte ich genug, und war froh, wie ich den Amtmann und den Müller auf uns zukommen sah.

Sie haben ihren Sohn, fieng ich an, allem Ansehn nach, wohl nicht zum akademischen Leben bestimmt? „Dafür hat die Natur gesorgt, gab er lächelnd zur Antwort, und wenn ich auch einen tollern Einfall gehabt hätte. Unter tausend Vortheile, die wir auf dem Lande haben, und die man in der Stadt als Unbequemlichkeiten ansieht, gehört auch dieser, daß wir unsre Kinder selbst erziehen können, oder daß sie uns nicht von andern erzogen werden. Der Junge war von Jugend auf der anstelligste unter meinen Kindern. Ohne einen Gran von Imagination, wußte er immer wo zu helfen

war, und wo's was zu thun oder zu rathen gab, ward er gerufen. Sein Sinn für Kraft, Gewicht, Entfernung, Maaß, Größe u. dgl. ist außerordentlich scharf. Er war immer der Liebling des Gesindes, so wie die Thiere seine Lieblinge waren. Ich ließ ihn also sehen, versuchen, handthieren was er wollte. Gottlob, daß bey uns auf dem Lande alles, was nützliche Beschäftigung ist, nicht mit dem Worte niedrig kann gebrandmarkt werden; und daß wir mit den Menschen, die uns die Nahrung des Lebens verdienen helfen, in einem Stande von Gleichheit zu leben gewohnt sind." — Aber was soll aus dem allen werden? fiel der Pfarrer ein, Sie werden doch ihr liebstes Kind nicht aus der menschlichen Gesellschaft ausstoßen, und zum Bauer erniedrigen wollen?

Warum nicht? fieng der Amtmann an. Die menschliche Gesellschaft besteht wohl nicht allein aus Leuten, die Papier beschreiben. Er kann, wenn er ein Landmann wird, das mit Nutzen treiben, was so oft der Edelmann mit Schaden treibt. Und läßt ihm sein Vater Vermögen zurück, so denk ich er wird, ohne zum Zusammenscharren verdammt zu werden, reicher, so wie er arbeitet und weniger bedarf. Es treten ja jährlich so viele Leute aus dem Baurenstande in die Klasse derjenigen über, die am Aerario publico nagen wollen, daß es billig ist, daß zum Ersatz wieder andre in die natürliche Klasse zurücktreten. Schlimm genug, versetzte der Pfarrer, daß so viele Leute studiren, die nicht das Vermögen dazu haben; aber denen es Gott gegeben hat, die solltens auch zum Studiren anwenden. Wo steht das geschrieben? fiel der Amtmann ein. Ich denke derjenige Beruf ist wohl der sicherste, wo ich mir meine Bestimmung selbst geben kann, und sie nicht erst aus fremden Händen erwarten darf.

Aber wie können Sie das bey Gott und ihren Anverwandten verantworten, fiel der Pfarrer ein, gar nichts für Ihre Kinder gethan zu haben?

„Ich thu also nichts für sie, nach Ihrer Meinung, wenn ich ihnen ein sichres Eigenthum übergebe, und sie von Jugend auf dazu vorbereite, es mit Nutzen zu genießen, und sich ihren Unterhalt standesmäßig zu erwerben? Sie lachen hier über das Wort standesmäßig; aber wahrlich ist es nie in einem ernsthaftern und würdigern Sinne genommen worden als ichs hier nehme, wenn von der Klasse derjenigen Menschen die Rede ist, die so viel geben, und so wenig fordern.

Sie sehen die Sache sehr sublim an, versetzte der Pfarrer, wenn der Mensch nah am Thiere lebt, und uneingedenk seines intellektuellen Werths, alle seine Seelenkräfte in ewiger Unthätigkeit läßt?

„Ich sehe wohl, mein Sohn soll ein Virtuose werden, der Talente aus der Tasche spielt, und nachher den Hut gegen die Umstehenden aufhält, zu sehen, was ihm jeder nach seinem guten Willen dafür geben will. Nein, lieber mag er selber einer von den Umstehenden seyn, und sollte er auch das Talent so starr angaffen als die übrigen, wenn ihm nur was zu geben übrig bleibt. Ihr Herren, noch nie haben Eure Modescribenten so viel von Freyheit, Independenz und Thatkraft geschwatzt, und keiner hat doch den Muth, sich einen Beruf zu wählen, wo man, fern von Kredit, und Sage, und gutem Willen Anderer, sein Brod in Ruh und Gewißheit findet und verzehrt.

„Ich weiß aus Erfahrung was es heißt, als Diener von der Konstitution abzuhängen. Diese fordert viel und giebt wenig, an Ehre, Einkünften oder Einfluß. Ich werde mich nie über die Regierung insbesondere beschweren, unter der ich diene. Sie ist weder schlimmer noch besser als ihre Nachbarn, und derjenige ist ein Thor, der sich aus einer in die andre flüchtet, um sein Heil zu finden. Aber das ist doch wahr, daß es ewig ein bloßer Herrendienst bleibt; und

daß wir, die wir fern vom Hofe, mitten im Lande arbeiten, eben die Vergessenheit und den Undank zu erwarten haben, wie Hofleute, ohne den Vortheil eines Leibdieners zu genießen, der dem Fürsten von Angesicht bekannt ist, und an dem und seiner Familie der Fürst deswegen Antheil nimmt, blos weil er sie gesehen hat. Geschäfte und Hof bleiben in der ganzen Welt ewig getrennt; und die Leichtigkeit, womit alles dem Herrn auch von dem besten Minister muß vorgetragen werden, erzeugt eine Idee von Geringfügigkeit der Dinge. Es geht alles vor seinen Augen wie Bilder in der Laterna magica vorüber, wenn auch gleich nicht das geringste falsche Licht darüber verbreitet ist.

„Und dann die Kollegia, von denen wir abhängen, wie wenig sind diese von dem instruiert, was sie uns so oft vorzuschreiben für gut befinden? —

„Doch das sind politische Lieder; und diese können nie kurz genug seyn. — Also, Meister Reusch, haben Sie meinen Vorschlag überdacht, den ich Ihnen eben gethan habe? Für Eins von meinen Kindern hab ich ein sichres Gewerbe nöthig, und die Ihrigen richten sich so ein, daß sie wahrscheinlich künftig Geld brauchen. Könnten wir wohl bald unsern Tausch treffen, wenn Sie Ihren Anschlag billig einrichten? Mein Junge tritt bey Ihnen in die Lehre; und es ist wohl nicht ungereimter, daß des Amtmanns Sohn ein braver Müller wird, als des Müllers Sohn ein unnöthiger Amtmann.

Top! sagte Reusch, und schob den Hut aus der Stirn, schicken Sie mir ihn nur, und wir wollen versuchen, wie er sich anstellen wird, wenn wir zu Markte fahren.

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß es unschiklich befunden ward, an das Tanzen zu denken, weil die Gesellschaft so meliert war, und die saubern Leute aus der Stadt sich nicht mit dem Landvolke beschmuzen wollten. Es gieng also

den Abend an eine neue Mahlzeit, wo ich sah, daß die Bauern nicht bestehen konnten, sondern die meisten sehr schläfrig aussahen. Ich retirierte mich zeitig, so wie ich mich vielleicht bey Ihnen auch zeitiger hätte retirieren sollen. Leben Sie wohl ꝛc.

(Merkur 1779.)

Lindor

eine bürgerlich-teutsche Geschichte.

C'est tout comme chés nous.
Arlequin.

Lindor war ein junger Mensch von bürgerlichen Eltern gebohren, und zu keinen großen Hoffnungen erzogen. Die Richtung, die man seinem Kopf und Herzen gegeben hatte, war von der ganz gemeinen Art; wenigstens hätte seine Erziehung keine andre als gemeine Wirkungen hervorbringen sollen. Allein in ganz früher Jugend zeigte es sich, daß ihm eine leicht zu bewegende Einbildungskraft und ein großer Hang zur Divinitionsgabe einen außerordentlichen Pfad in der Reise des Lebens vorzeichnen würde. Er combinirte sehr schnell, und die allgemeinen Begriffe im Urtheilen sowol als Empfinden wuchsen zu Tausenden in seiner Seele auf. Der Scharfsinn schmeichelte seiner aufkeimenden Eigenliebe, und so ward nach und nach durch jeden Erfolg, der seiner Vorhersagung entsprach, sein Charakter gebildet. Sein Witz und Humor machte ihn zum angenehmen Gesellschafter, und obgleich sein edles Herz ihm überall Freunde hätte erwerben sollen, so fand er doch wenige. Da er sich durch seine Perspicacität immer zum beständigen Urtheil über Menschen und Dinge hinreißen ließ, so wurden oft seine Entscheidungen hart und scharf; und wenn er einem Thoren, der vor tausend Jahren gelebt hatte, das Facit machte, so war oft der Zuhörer, und wenn es auch tête à tête geschah, unschlüßig, ob es nicht eine Anspielung sey, die Ihm gelte.

Die große Ehrlichkeit seines Herzens machte, daß er nicht ein Jota an seinen Entscheidungen milderte oder abschnitt, gerade weil er sich keiner bösen Absicht bewußt war, und weils ihm Gerechtigkeit schien, die er sich selbst als Referent, oder der Natur der Sache oder des Charakters wovon die

Rede war, schuldig zu seyn glaubte. Dadurch ward bald seine Reputation eines bedenklichen Menschen festgesezt. Hierzu kam daß er Talente besaß, die ihm die Natur gegeben, und die er sich durch Kentniße erworben hatte, und diese brachten die Wirkung zu wege, daß er in den meisten Gesellschaften die werthen Anwesenden weit hinter sich ließ. Wenn das Publikum in dem Moment von Augenweide an einem außerordentlichen Menschen diese Vorzüge auch hinunterschlukt, ohne sie gerade sogleich arg auszulegen, so bleibt doch ein gewisser Eindruck von dieser Erscheinung zurück, der, wenn er oft wiederholt wird, für denjenigen der daran Schuld ist bei ernsthaften Gelegenheiten künftig unangenehme Folgen haben kann. Ohne daß sichs jeder mit Bewußtseyn hinters Ohr schreibt, daß er dießmal beleidigt war, so stellt er sich doch bey einer Beförderung dieses Menschen nicht ungern stummerweise in den Weg, oder thut doch seinen Mund nicht auf, wenn es Zeit wäre ein Wort für ihn zu reden.

Daher ist es sehr zu begreiffen, warum diese Leute, die so oft der Abgott der Weiber und der Großen sind, in der Welt nicht leicht ein Glück machen; weil diese beyde Arten von Menschen, durch die, wie man sagt, alles gehen soll, entweder die Dinge dieser Welt gehen lassen wie sie kommen, oder das Instrument der Tröpfe oder Schurken werden, die sichs über sie angemaßt haben. Noch ist zu bedenken, daß Männer von dem Charakter, wie Lindor hier beschrieben wird, die Großen und die Weiber zu ehrlich behandeln, — von denen man nicht leicht, wie die Fabel sagt, etwas erhalten soll, als worum man sie betrügt.

Man verzeihe uns diesen Prologen von sogenannten Allgemein-Plätzen: Sie sind uns nöthig um dasjenige was wir von der Geschichte vorzubringen haben, einigermassen vorzubereiten. Dem Plautischen Lustspiel wird ja sogar oft die ganze Intrigue zum Titel vorgesezt, und doch gefällt sie

nicht minder nachher in der Ausführung. Warum sollte es nicht erlaubt seyn, hier die Exposition des Charakters vorzutragen, um den sich alle Ereignisse winden, oder dessen Individualität einem großen Theil dieser Ereignisse diejenige Wendung gab, warum man sie eigentlich merkwürdig nennen könnte?

Lindor kam nach zurükgelegten Akademischen Studien nach Hause. Er hatte seine Kenntnisse weniger der fleißigen Besuchung der ordentlichen Lehrstunden, als seinem häuslichen Fleiße und dem emsigen Gebrauche der Universitäts-Bibliothek zu danken. Da sie also nicht aus dem Munde des Professors auf eine leichte Art aufgefangen waren, wie sie jeder auffangen kann, sondern durch Excerpte, Nachforschen und eigenes Suchen erwachsen waren, so unterschieden sie sich merklich von der gemeinen Tradition die in Jedermanns Händen ist. Alles was er wußte, wußte er recht, obgleich vieles war das er gar nicht wußte. Von Haus aus hatten ihm seine Eltern angelegen, den Gradum anzunehmen; er wählte sich auch zu diesem Entzwecke eine berühmte controverse Lehre aus dem Teutschen Staats-Recht. Diese arbeitete er selbst aus, ließ sie drucken, und vertheidigte sie ohne Vorsitz mit allgemeinen Beyfall. Er dedicirte sie dem Minister, überreichte sie eigenhändig, und hatte auch bald das Glük, eine erwünschte Wirkung dieses Schrittes wahrzunehmen. Es war eben eine Stelle in der Landes-Regierung ledig, und diese ward ihm sogleich ohne sein Ansuchen durch die Vorsprache des Ministers zu Theil, der überhaupt in dem allgemeinen Ruf stand, daß er Wissenschaften und Künste schätze, und das stillschweigende Verdienst hervorziehe.

Es war natürlich daß ihm sein Glük Neider zuzog, weil einige Glieder des Geheimen Conseil waren, die nichts dazu beygetragen hatten, und folglich seine Beförderung nicht wohl billigen konnten. Vielen war er zu jung, und die

andern konnten ihn nicht leiden, weil er geschrieben hatte, da sie doch nichts geschrieben hätten. Man hieß ihn schlechtweg Herr Doktor. Ausserdem waren auch einige Leute, die eben so gut wie er, und vielleicht mit noch mehrerem Rechte auf diese Stelle hätten Anspruch machen können; und da jederzeit die ganze Familie an den fehlgeschlagenen Hoffnungen eines Candidaten aus ihren Mittel Theil nimmt, so waren viele Stimmen gegen ihn. Er selbst konnte sichs am besten erklären, wie es zugegangen war. Der Minister hatte sein Opus von Erudition gelesen, hatte dadurch Hoffnung geschöpft, was der Staat dereinst aus diesem aufkeimenden Genie für Nutzen ziehen könnte, und, in diesem Anfall von Enthusiasmus für alles Edle und Gute, hatte er seine Person vielen anderen vorgezogen. Vielleicht war auch die Eitelkeit des Ministers etwas im Spiele, weil sein Name dem Werkchen vorstand. Lindor fand hier eine leichte Aufgabe für seinen Scharfsinn, und ihm schien alles im vollkommensten Zusammenhange vorgefallen zu seyn, ohne daß ihn seine Eigenliebe insbesondere hierüber zu täuschen nöthig fand. Allein der schärfste Verstand schießt fehl, wenn er über Begebenheiten raisonnirt, und in der Ordnung der Dinge nur ein einziger Umstand, wodurch das Ding zur Begebenheit ward, seiner Wissenschaft entgangen ist. Und dieß war hier der Fall. Lindor wußte nicht, daß unter den vielen Personen, die sich auf diese Stelle Hoffnung machten, derjenige, der das nächste Recht dazu hatte, dem Minister verhaßt war. Und um diesen zu entfernen, machte man dießmal eine Ausnahme von der Regel, und wählte ihn, von dem man nicht sagen konnte warum es geschah. Wäre der nächste nach dem verhaßten Subjekte hervorgezogen worden, so war die Absicht sogleich aufgedekkt. Auf diese Art glaubte man sie aber auf viele Jahre verhüllt zu haben.

Lindor wollte diesen unangenehmen Argwohn in seinem

Herzen nicht wurzeln lassen, als man ihm Nachricht davon gab. Allein ein andrer kleiner Umstand nöthigte ihn dazu. Der Minister lud ihn einige Zeit nach seiner Beförderung zum Essen. Er war ganz allein, und daher schien ihm diese Einladung doppelt schmeichelhaft. Nach dem Essen, als sie sich zusammen aufs Canapee niedergelassen hatten, entdekkte ihm der Minister, warum er gerade heute seine Gesellschaft gewünscht hatte. Die Stimmen des geheimen Conseils waren über einen wichtigen Lehensfall getheilt. Se. Excellenz vertrauten ihm, daß sie mit der Meynung ihrer Herren Collegen Ursache hätten unzufrieden zu seyn, und weil der Fall in einer Materie einschlage, über die wenig oder nichts geschrieben wäre, so wollten sie ihm die Akten nach Hause schicken, um eine besondere Relation darüber auszuarbeiten. Wie erstaunte aber der gute Lindor nicht, als er die Papiere erblikte, und den Fall betrachtete, der in seiner Inaugural-Dissertation, die er dem Minister dedicirt hatte, nach allen seinen Umständen ausgearbeitet und entschieden war! Er wollte in seinem ersten Erstaunen über diesen Mißverstand sogleich zum Minister eilen, ihn davon zu benachrichtigen. Er fand aber Se. Excellenz nicht zu Hause, und der Haus-Sekretär sagte ihm, zu diesen Stunden geruhten sie in einem Otio non otioso in ihrem großen Garten vor der Stadt sich mit nichts als den Wissenschaften zu beschäftigen. Er klingelte an der Thüre, und sie ward ihm von einem Livreebedienten geöffnet, der hier auch den Gärtner vorstellte. Dieser war eben beschäftigt die junge Pflück-Erbsen vor den Sperlingen zu bewahren, und reihte kleine Fetzen Papier an lange Fäden. Dieses Papier hätte aus alten Gesangbüchern oder Postillen seyn können; allein es war nichts geringeres, als kleingeschnittne Blätter seiner Inaugural-Dissertation; und damit ihm ja kein Zweifel übrig bliebe, daß es von dem Exemplare wäre, das er übergeben hatte, so trug der Bediente

einen Theil der goldpapiernen Decke unterm Arm. Lindor vergaß nach Sr. Excellenz zu fragen, nahm einen Vorwand, daß er als Gartenliebhaber hereingetreten wäre, und gieng nach Hause, darüber nachzudenken, wie dieser Fall seiner Perspicacität hätte entgehen können.

Er war in allen Frauenzimmergesellschaften wohlgelitten, besonders in der Donnerstags-Assamblee, die aus lauter jungen unverheiratheten Damen bestand. Die eine fand ihn artig, weil er sie am besten beym Flügel accompagnirte; die andre weil er ein guter Tänzer war; die dritte, eine Kennerin der schönen Litteratur, weil er mit den besten Köpfen in Teutschland in Verbindung stand; eine andre, weil er die kleinen Spiele und Kartenkünste am besten wußte, oder weil sein Urtheil am treffendsten, und sein Humor der angenehmste war. Warum sie ihn aber alle artig fanden, ohne in ein weiteres Detail einzugehen, das konnte er sogleich nicht entdecken, ob es gleich ein Umstand war, den sein Scharfsinn aufzufinden nicht nöthig gewesen wäre. Seine Person war nämlich für Alle eine höchstanständige Parthie, und unter ihnen allen war keine, die eine Ursache finden konnte, warum er an sie nicht eher als eine andre denken könnte. Seine Wahl fiel endlich auf eine Person, die würklich vorzügliche Eigenschaften hatte. Sie besaß bey vielem Witz und Verstand eine Gutherzigkeit der Niemand wiederstehen konnte Sie ward von einem Hauffen ihrer Freundinnen geliebt und angebetet, und jedermann sprach Gutes von ihr ohne Rükhalt. Eine Art von Schwermuth machte sie doppelt intereßant, und diese schrieb man dem Andenken an einen entfernten Geliebten zu, mit dem sie einige Jahre lang in Verbindung gestanden hatte, und der, wie man sagte, nächstens zurükkommen würde. Diese Neigung entspann sich bey beyden Theilen aus einer Ursache, der schon mehr als Eine ernsthafte Verbindung ihren Ursprung zu danken hat. Es war

beleidigte Eitelkeit: die Dame fands Unrecht, daß er sie vernachläßigt hatte, und er fands ungereimt, daß man beständig mit einem abwesenden Gegenstande sich beschäftigen, und dadurch gegen seine vermeinte Vorzüge blind seyn könnte. Kurz sie näherten sich Beyde, und ohne die mindeste Erklärung liebten sie sich heftig, suchten unter anscheinenden Lachen und Leichtsinn eins das andre auf, und bald konnten sie nicht ohne einander leben, ohne daß sie sichs gesagt hatten. Sie schwuren sich ewige Treue, und die wirkliche Vereinigung folgte bald nach. Der abwesende Liebhaber ward freudig aufgeopfert, und dieses Opfer war kein geringer Reiz für Lindorn bey dem Besitz seiner Geliebten. Ihr Charakter war wirklich edel, sie war, in der Liebe selbst sogar, keiner Lüge fähig. Offenheit war ein Hauptbestandtheil ihres Charakters. Und doch, ohne die geringste Untreue und Falschheit zu begehen, weiß jedes Mädchen so viel zu schweigen als nöthig ist. Sie sagte ihm nämlich nicht alles von der gegenwärtigen Situation, worinn sie mit ihren entfernten Liebhaber stand. Das was man als Sehnsucht nach seiner Wiederkunft auslegte, war Traurigkeit über die Nachricht, die sie von seiner Lebensart erhalten hatte. Er hatte sich dem Trunk und dem Spiel ergeben, und also hörte er auf, sowol für sie als für ihre Familie eine annehmenswerthe Parthie zu werden. Lindor überwog jenen an Werth in allem Betracht — allein doch wäre sein Triumph weit kleiner gewesen, oder er hätte gar nicht darnach gegeizt, wenn er alles gewußt hätte. Und da dieß oft nicht möglich ist, daß man alles wissen kann, so fällt der schärfste Verstand zu kurz, und sollte es auch Lindor mit aller seiner Divinationsgabe seyn.

Die ersten Wochen des Ehestandes giengen vorüber, wie sie vorüberzugehen pflegen, in Zerstreuungen, häuslichen Anordnungen, Festen, Besuchen, kurz was man nennt —

in dem Rausch des Vergnügens. In kurzer Zeit empfanden beyde Theile, was sie nicht vorhergesehen hatten, und was sie doch wissen konnten, daß es jedermanns Schicksal ist. Der jungen Frau ward übel, und dem jungen Mann nicht wohl. Sie hatten einander vorher nie in physischer Unbehaglichkeit gesehen, und der üble Humor, der daraus entsteht, überfiel sie wie ein Dieb in der Nacht. Sie konnten nicht begreifen, wie es zugieng, daß man einander herzlich lieb haben, und doch in so kurzer Zeit über gewisse Materien verschiedener Meynung werden könne, wie z. E. über dieß oder jenes Gerichte, über diesen Anzug, über die Annahme oder Wiedergabe dieser Visite rc. ob man jetzo zu Bett gehen oder aufstehen werde, ob Eins auf das andre mit dem Frühstück warten wolle oder nicht.

Die junge Frau suchte etwas, das sie nicht mehr fand. Es war verlohren, aber nicht gestohlen. Ihr Geliebter sollte es entwandt, und was das schrecklichste war, es einer andern gegeben haben. Es war nichts geringers als — die Sehnsucht nach dem Besitze, das rein weggetrunken war, und dem sie mit Wehmuth auf dem Boden der Flasche nachsah. Der Mann, der wußte, daß er nichts weggethan noch viel weniger verschenkt hatte, ward böse, und schlug am Ende ein Buch nach, das voller Reflexionen war, und wo geschrieben stand: es sey nichts häßlicher als eine eifersüchtige Frau.

Bey dem allen lehrte ihn die Erfahrung, daß doch jeder kluge Mann sein Glük nur innerhalb seinen vier Mauren suchen müsse, und daß ohne wahres Bedürfniß, und ohne viele Verhältnisse man selten in der Freundschaft nur so viel Consistenz finde, als unter Meßkaufleuten, die einander jährlich ihre Waare abnehmen. Sein Haus war angenehm, und doch war es beynahe verlassen. Die meisten Menschen beyderley Geschlechts hatten an Lindorn alles Intereße ver-

lohren. Es war wie ein Verlust, den er ihnen zugezogen hatte: er konnte nun ihrer aller weder Schwager noch Schwiegersohn werden. Seine Fehler die man ihm in Absicht dieser Hoffnungen bisher nicht angeschrieben hatte, wurden nun zu Buche gebracht. Sein Wiz war beleidigend, sein Herz böse, seine Eitelkeit unerträglich, sein Charakter unzuverläßig u. s. w.

Er hatte auf Seiner Seite übel gerechnet. Sein Plan war dieser: Niemanden vorsezlich zu beleidigen, jeden zu verbinden wo man kann, und denn sich zu zeigen, wie man ist, dieß sei genug, um ruhig in der Welt fortzukommen. So rein diese Moral klingt, so wird sie in der Anwendung manchen Cautelen unterworfen seyn. Wie oft hat ein nichtsbedeutender Mensch sich durch Beleidigungen anderer den Titel des Gefährlichen errungen, den man schonen müsse, und ist so durch Dick und Dünn seinen Weg fortgegangen? Seine Freunde zu verbinden ist eben so eine bedenkliche Sache. Wenn man rechnen könnte, daß jeder Freund, dem ein wahrer Dienst erzeigt worden ist, es sogleich vergessen könnte, so hätte es nichts zu bedeuten. Allein die meisten merken sichs, und der Anblik dessen, ders gethan hat, wird ihnen so unerträglich als die Erscheinung eines Menschen, der eine Schuldverschreibung in Händen hat, die man nicht bezahlen kann. Und weil man ihm diese nicht nehmen darf, so gehts über den Menschen selbst her.

Daß man sich den Menschen zeigen solle wie man ist, über diesen Punkt hätte der Verfasser dieser Geschichte noch das meiste zu erinnern. Ehrlich mags gehandelt seyn, aber nicht klug. Wenn man in betrübten Umständen ist, mags wohl angehen; wenn man aber kein Tropf und kein Bettler ist, so ists allzeit gefährlich. Denn heut zu Tage bey unsern aufgeklärten Zeiten gehört derjenige schon unter die Edlen Menschen, ders verzeiht, daß man sich besser befindet, als Er selbst.

Bey der lebhaften Einbildungskraft, die Lindor besaß, war er oft eines großen Enthusiasmus für Menschen und Dinge fähig, und das Resultat davon war, daß er sich meist betrogen fand. Nicht daß er eigentliche Fehlschlüße begangen hätte, sondern daß er gutmüthigerweise Voraussetzungen machte, die nicht erfüllt wurden. Die Welt, die ihn beurtheilte, hätte damit zufrieden seyn sollen, daß Er und nicht sie es war, die dadurch in Schaden gerieth. Allein sie gieng weiter, und behauptete ein kluger Mann hätte klüger seyn sollen. Und doch war der ganze Fehler nur dieser: weil er überzeugt war, Er würde in diesem Fall so und nicht anders gehandelt haben, so traute ers andern eben so gut zu. Ein Fehlschluß, dessen ein kaltblütiger Ehrenmann, der nur seiner eignen Haut wahrnimmt, freylich nicht fähig ist.

Dann irrte er sich aber am meisten, wenn er von den Handlungen und Entschließungen der Großen vorhersagte. Denn sie fielen immer gerade anders aus, als er berechnet hatte. Er traute ihnen einen Charakter zu, den sie nicht hatten, und da er gesehen hatte, wie sie gestern handelten, so glaubte er, es würde von heute eben so zu prädiciren seyn. Aber siehe da, sie waren über Nacht weder schlimmer noch besser geworden; aber heute wars ein andres Rohr auf das sie sich stüzten als gestern, — und der Lezte, der zur Thür hinausgieng, hatte mehr Recht als der Vorlezte.

Es konnte nicht fehlen, daß Lindor seinen Scharfsinn an tausend Objekten übte, und daß er diese Wißbegierde oft durch eine theure Erfahrung bezahlte. Projekte von Unternehmungen, die er oft einzeln, oft in Gesellschaft andrer auszuführen wagte, und die den Erwartungen schlecht entsprachen. Nur gehörte ein guter Kopf dazu, daß diese Erfahrungen seine Sinne nicht stumpf sondern scharf machten, daß sich freylich der Knäuel allgemeiner Begriffe täglich

abwand, aber dafür so viele individuelle Begriffe entstanden, die seine Schritte sicherer leiteten. Ob er gleich, besonders durch den bösen Willen der Menschen, tausendfachen Schaden gelitten hatte, so wurde er doch alle Tage toleranter gegen sie; und er behauptete immer, das ganze Unheil bestünde nur darinn, daß er ihnen das Facit zu spät gemacht hätte. Wenn man von ernsthaften Verbindungen mit den Menschen sprach: so behauptete er kalterweise, es sey damit wie mit dem Pferdehandel; etwas Glük gehöre dazu, aber man müsse doch die Augen dabey aufthun, und wers nicht verstünde, müßte es lernen.

Er ward zu verschiedenen Zeiten Schriftsteller, und füllte würklich durch seine Bemühungen verschiedne Lücken in seiner Lieblingswissenschaft, dem teutschen Staatsrecht, aus. Dem ohngeachtet aber blieb er ruhig auf seinem Stuhle, und wenn wichtige und einträgliche Commißionen von den Vätern des Staats zu vertheilen waren, so kam allzeit derjenige darzu, von dem man glaubte, daß er die Emolumente davon am nöthigsten brauchte. Und ihm war über diesen Punkt längst der Stab gebrochen. Dafür hatte er aber auch den Vortheil, daß man ihn viele Jahre lang ganz und gar vergaß, müde ward übels von ihm zu reden, und am Ende wirklich Gutes sprach, weil doch jeder fühlte, daß er an dem aerario publico am wenigsten mitnagte.

Endlich that das liebe Ohngefehr, das die Unglüklichen Schiksal nennen, einen Ausspruch zu seinem Vortheil. Es war ein Vergleich über eine Streitigkeit mit einem benachbarten Fürsten zu treffen, welche Jahrhunderte gewährt hatte, und wo die jetzige Conjunkturen versprachen, daß sie vielleicht sich glüklich beendigen würde. Er ward dazu ausgesucht, von Seiten seines Herrn zu traktiren, und ihm gefiel der Auftrag, weil die Schwierigkeit des Erfolgs seiner Perspicacität ein reiches Feld zu berechnen darbot. Es betraf die

Abtretung gewisser gemeinschaftlicher Güter des Einen Theils an den andern. Er glaubte, er hätte das Interesse beyder Häuser aufs schärfste gefaßt, würde also allen Einwendungen begegnen können, und that auch solche Vorschläge, die einem unpartheyischen Beurtheiler zu Hinwegräumung derselben mehr als hinlänglich hätten seyn können. Allein es war auf der andern Seite zum voraus beschlossen, daß nichts aus dem Vergleich werden sollte. Das Intereße des benachbarten Fürsten selbst sprach mit tausend Gründen dafür, allein nicht das Intereße derjenigen die das Geschäfte zu führen hatten. Ihnen lag daran, daß die Güter gemeinschaftlich blieben, damit sie von den Gebrechen der Administration Vortheil ziehen konnten. Während daß sich Lindor abwesend befand, dieses Geschäfte zu treiben, hörte er, daß man auch seine unschuldigsten Handlungen anschwärzte, daß man aus allem Gift sog, was er je gethan oder unternommen hatte. Er ward bestürzt darüber; er hätte es aber dem Publiko verzeihen sollen, das durch gewisse ungegründete Nachrichten von dem guten Erfolg seiner Negotiation war gereizt worden. Jeder glaubte, was jenem an seiner Größe zugesezt würde, würde ihm selbst angenommen, und also ward er als ein Mann angesehen, der auf Kosten dererjenigen zehrte, die nicht darum waren gefragt worden. Nach vielen Schriftwechseln und nach Lindors tausendfachen Bemühungen der Sache eine günstige Wendung zu geben, zerschlug sich das ganze Geschäfte, und Kosten, Mühe und Zeit waren vergebens angewandt. Lindor grämte sich, und fürchtete, man würde seiner Person die ganze Last des üblen Erfolgs aufbürden. Es geschah aber das Gegentheil. Jedermann war gegen ihn ausgesöhnt, ehe er zurükkam. Er hatte vollkommen mit dem Publiko saldiert, und man hielt ihn für einen fürtreflichen Mann, weil er mehr gelitten als gewonnen hatte.

Einige Zeit nachher starb ihm seine Frau, und nun ward er wie weißgewaschne Wolle. Jedermann konnte sich ihn nun wieder zueignen. Seine Vorzüge waren rein aufgescheuert, und er hätte auch eine ziemlich merkliche bürgerliche Makel tragen können, so blieb er doch, bey dem einzigen Kinde das er nur hatte, eine hübsche Parthie für ein jedes honnettes Mädchen, das bisher noch keinen Mann gefunden.

Lindor war alt und Lebenssatt; behielt aber bis an sein Ende den Hang über Menschen und Dinge zu raisonniren und zu weissagen. Nur ward in der späteren Zeit seines Lebens seine Entscheidung milder. Er sagte nicht leicht mehr etwas das auffiel oder merkwürdig schien, sondern seine Sprüche glichen ganz gemeinen Lebens-Regeln, und alles näherte sich bey ihm dem Köhler-Glauben. — Darüber aber äusserte er sich oft „es sey ein großer Irrthum, daß, wenn „nicht alles so gienge wie man berechnet hätte, man die „Schuld davon auf die Planlosigkeit der meisten Menschen „schieben wolle. Es schiene zwar Anfangs so: weil der „größere Theil, der uns immer unsre eignen Plane vereitelt, „so kleine Absichten und so kurzgespannte Endzwecke habe, „die man als ein minimum leicht übersehe. Jeder eminente „Mensch in der Welt seye wie ein Großhändler, der nicht „den Sinn für die Vortheile habe, die der Krämer durch „Ersparen, durch Betrug und Geschmeidigkeit, und die öfftere „Wiederkehr dieser kleinen Vortheile, ziehe. Alles dieses zu„sammengenommen aber mache den Krämer leben, und in so „fern seyen auch die kleinen Gratificationen, die jeder ge„meine Mensch seiner Eitelkeit und seinem Eigennuz bringe, „ein Quantum, das man wenigstens wissen müsse, wenn „mans auch zu seinem eignen Gebrauch viel zu verächtlich „finde.

(Merkur 1781.)

Herr Oheim der Jüngere,
eine wahre Geschichte.

Nicht weit von G. wohnte ein reicher Edelmann, der keine eheliche Kinder hatte, und im ledigen Stande beynahe grau geworden war. Da er Niemanden etwas schuldig blieb, so paßirte er überall für einen rechtschaffnen Mann; und weil er auch nicht leicht jemanden etwas gab das er nicht schuldig war: so war er in allem Verstande ein homme aisé, der immer mehr einzunehmen als auszugeben hatte. Dieß sezte ihn in den Stand das ganze Jahr hindurch einen sehr guten Tisch zu führen. Es war würklich eine Freude bey ihm zu essen. Denn er hatte sich allzeit vorher Mühe gegeben seinem Gast Vergnügen zu machen. Keine Speise kam zum Vorschein, die nicht von ihm angeordnet war, und deren Effect er auf seinem als den feinsten Gaumen nicht vorher scharf berechnet hatte. Er legte mit soviel Sorgfalt und Theilnehmung vor, und wartete mit solcher Sehnsucht wie bald man es gut finden würde, daß jemand der hartherzigste Mensch unter der Sonne hätte gewesen seyn müssen, der ihn nicht alsbald davon benachrichtigt hätte. Indessen geschah es doch, daß ihm seine gerechte Hoffnung fehlschlug. Er lud zuweilen Leute ein, denen dieß oder jenes Gerichte so fremd war, daß sie nicht wußten, ob sie es gut oder böse finden sollten. Andre wenn sie's auch gut fanden, schämten sich, es einzugestehen, oder sie wußten wenigstens nicht ob es selten und in dieser Jahreszeit kostbar war. Noch andre liessen sich durch die gute Art womit sie behandelt wurden, zum schwatzen verleiten, und vergaßen, daß sie da waren zu essen, und zwar mit Ueberlegung zu essen.

Im Ganzen aber hatte er doch meist das Vergnügen, daß Jedermann gerne kam, der geladen war, und daß er in

der ganzen Nachbarschaft auf sechs Meilen in der Runde, für denjenigen Mann galt, der am besten zu essen gebe, und ders würklich verstünde. Dennoch fügte sichs zuweilen, daß das Wetter schlimm war, daß dieser oder jener, der geladen war, selbst Gäste hatte, oder in Verrichtungen in der Stadt war, einige ins Bad gereist waren, oder zu bauen hatten u. s. w. Diesem Uebel, mit Niemand als mit sich selbst zu Tische zu gehen, hat er dadurch abzuhelfen gesucht, daß er sich einen Secretär hielt.

Der jetzige den er hatte, hieß Strephon. Ein sehr gutartiger junger Mensch, der vor ohngefähr sechs Jahren hübsche Studia auf Universitäten gesammelt, aber nur mit dem kleinem Fehler behaftet war, daß er alle neue teutsche Schriften las. Es hätte nichts zu bedeuten gehabt, wenn er sie als ein andrer ehrlicher Mann ohne Schaden zu lesen verstanden hätte, d. i. wie man eine schöne Gegend vorbeyreist, oder in ein gutes Wirtshaus einkehrt, und morgen nicht mehr daran denkt. Aber jede Lektüre war für ihn von der äußersten Wichtigkeit, und sie hatte Einfluß auf seine Art zu denken und zu handeln. Die Helden der Romanen dienten ihm wenigstens auf vierzehn Tage lang zum Vorbilde, nach dem er sein Leben einrichtete, und er machte sich ihre Schiksale zu eigen. Daher waren die Feen und Rittergeschichten am unschädlichsten, weil die Begebenheiten so wunderbar sind, daß sie nicht leicht ein erwachsener Mensch für wünschenswerth hält. Hingegen die moralischen Romane, wo der Stoff aus dem bürgerlichen Leben genommen, und die Sitten mit der Denkart des Decenniums tingirt sind, waren von großer Bedeutung, besonders wann die Scene mitten in Teutschland lag.

Es fehlte diesem jungen Menschen nichts was zu einem bequemen Leben gereichen kann. Er hatte wenig Verrichtungen bey seinem Herrn, und dieser war selten wunderlich,

als wenn er ein wenig zu viel gegessen hatte. Er setzte das Präsentatum auf die Briefe die ankamen, schrieb auch zuweilen einige Antworten darauf, heftete die Urkunden zu den Rechnungen des Verwalters und der Handwerksleute in Einen großen Band, und war übrigens immer nicht weit weg wenn man ihn brauchte. Er gieng in den Keller wenns verlangt ward, und auf den Boden wenn der Kutscher den Hafer faßte. Der Garten stund auch völlig unter seiner Direction, und er war im Oculiren und Pfropfen ein großer Meister. Abends las er seinem Herrn vor, auch wenn er im Fußbad saß und sich die Nägel abschneiden ließ; und wenn nicht gelesen wurde, so rauchten sie auch eine Pfeife Tobak zusammen. Der Patron erzählte alsdenn von seinen Reisen, von Paris und Geneve, von dem Hofe seines ehmaligen gnädigen Fürsten, auch oft von seinen Intriguen und Maitressen.

Dieser Herr besaß eine große Geschiklichkeit im Vortrag der sogenannten Contes à rire, besonders der Französischen. Wenn also zuweilen in dem tête à tête eine Bouteille Bourgogne oder Champagne extra unter beyden Theilen beym Desert vorkam, so erzählte der gnädige Herr ungemein gut, und der Secretär hörte eben so gut zu. Der Herr lachte immer zuerst ganz bescheiden, und der Diener lachte alsdenn so aufrichtig, als ob der Conte nie gedrukt gewesen wäre, oder ihm jezt zum erstenmal zu Ohren käme. In den langen Winterabenden war freylich die Parthie ein wenig zu ungleich. Denn der Herr hatte beständig vorzutragen, und der Diener durfte es nicht eher, bis es schlechterdings von ihm verlangt ward.

Indessen gewöhnte sich sein Herr nach und nach so sehr an ihn, daß er ihn beynahe nicht von seiner Seite lassen wollte. Zumal den Winter über, wo gar Niemand zum Besuche kam, das ganze Feldgeschäfte stille stund, und man

weder in den Garten noch auf die Aecker gehen konnte, mußte Strephon über jede Stunde Abwesenheit Rechenschaft geben. Sein Patron behandelte ihn zwar nach Maßgabe, daß er seiner nöthiger hatte, immer mit mehr Freundschaft und Vertraulichkeit: aber es war doch am Ende nicht auszuhalten, ohne Aufhören mit ihm in einer Stube eingesperrt zu seyn, mit ihm auf und ab zu spazieren, und sich von ihm vorlesen zu lassen, oder selbst vorzulesen.

In einem der Momente, wo Strephon das Elend der Sklaverey in seiner ganzen Stärke fühlte, fiel ihm der teutsche Merkur in die Hände: und er las die Geschichte des Herrn Oheims, der sich muthig entschlossen hatte, seine ganze Existenz auf die Cultur der Erde zu bauen, seine Bedürfnisse auf die natürlichsten einzuschränken, und zu erwarten, ob seine Glükseligkeit eher aus einer einzigen vollen Quelle herzuleiten seyn möchte, als aus so vielen Tausenden, die so leicht versiegen. Die Erzählung dieser Geschichte, sie mag nun wahr oder erdichtet seyn, würkte so mächtig auf Strephon, als ob er ein Augenzeuge davon gewesen wäre. Der Held ward alsbald sein Muster, und er fand daß weiter nichts dazu gehörte ihm ähnlich zu werden, als seinem Herrn aufzusagen, und von seinen Ersparnissen und dem Restgen seines väterlichen Vermögens sich das nächste beste Bauerngütgen anzuschaffen. Er trug diese Gedanken lange mit sich herum, und ward nach und nach so zerstreut dadurch, daß er oft nicht wußte was er that, oder was um ihn vorgieng. Sein Patron ward diese Veränderung nach und nach gewahr, und schrieb sie einer geheimen Inclination zu. In der Hoffnung diese zu entdecken, ward der Patron endlich auch so vertieft, daß er zu seiner innerlichen Beschäftigung nicht mehr als dieses bedurfte, und dadurch seinem Sekretär mehr Freystunden ließ, ohne es selbst zu wissen.

Der erste, zu welchem Strephon seine Zuflucht nahm,

um ihm sein Geheimniß zu entdecken, war der Pfarrer des Orts, den die Liebe zur Gärtnerey längst mit ihm verbunden hatte. Es war ein junger gescheuter Mann, der, weil er sein Leben beständig in der freyen Luft zubrachte, immer heiter und munter war. Zu allem was er unternahm hatte er Geschicke, und er war ein Tausendkünstler. Ohne sich durch Projekte zu ruiniren, hatte er alle vierzehn Tage Ein andres; denn er trieb sie nur bis auf einen gewissen Punkt, wo die Ausführung thunlich, und die Ausgabe nicht beträchtlich war.

Seine Liebhabereyen waren alle um ihn wie aufgestellt, und daher besuchten ihn die Leute gerne, weil man in sein Haus und in seinen Garten wie in einen Raritätenkasten gucken konnte. Er hatte die schönsten Tulpenzwiebeln auf zehn Meilen in der Runde, und er theilte jedem davon mit, weil es ihm nichts als seine Zeit und ein bißgen Sorgfalt gekostet hatte, die ersten, die er von dem Herrn Canonicus Spönla von Erfurt bekommen hatte, ins Unendliche zu vermehren. Er hatte sich auf dem Brandflecken eines elenden Weinbergs ein artiges Bosquet von ausländischen Nadelhölzern angelegt, die er abzulegen verstand; und den daranstoßenden Abhang von Flugsand hatte er durch Elymus arenarius und Quecken haltbar zu machen gewußt. Er hatte eine kleine Plantage von Berberizen-Stauden, durch deren Saft er jeden Obst-Eßig zu dem allerfeinsten acido erhob, womit er den Salat für den Gaumen eines Hofmarschalls anmachen konnte. Auf einer seiner Terrassen war eine große Sammlung von Eßig-Rosen, deren Blätter von den Materialisten so theuer bezahlt werden, um sie unter das Rauchwerk zu mischen. Durch diese Blätter allein führte er eine active Handlung zu Gewinnung seiner Sämereyen. Auf einem andern Parterre war eine Anlage vom Wunderbaum, dessen Oel so sehr in der Ruhr geschäzt wird.

Wanderte man weiter, so kam man zu ganzen Quartieren Abyßinischen Grases, nakten Hafers, türkischen Weizens, sechzeilichter Gerste, der verschieden Arten Ringgrases, u. s. w. Er säte alle Jahre in sein Mistbeet die ausländischen Sämereyen, und erhielt dadurch oft Pflanzen, die man nicht in hiesigem Clima gesucht haben würde. Er erklärte alle diese Dinge den Gästen sehr gerne und gut, so daß sie in wenig Minuten viel von ihm lernen konnten, und, weil sie sich klüger glaubten, höchst vergnügt von ihm weggiengen.

Dieser Mann umarmte unsern Strephon, sobald er nur von seiner Entschließung hörte, mit der innigsten Wärme und wünschte ihm Glük darzu. Dazu soll bald Rath werden, sagte er, wenn sie nur Stand halten in dem edelmüthigen Entschluße. Ich weiß in der Nachbarschaft ein Hufengut von 120 Morgen Landes, dessen Besitzer nach Amerika gegangen ist, weil ers nicht zu Handhaben verstand. Es wird jetzo Schulden halber verkauft, weil der Concurs erkannt ist. Sie sind ein glüklicher Mann, wenn sies bekommen. Sie können sich da ausdehnen nach Herzenslust. Beschlafen sies nur, und morgen wollen wir zu einem meiner Nachbaren, dem Johannes Steiber, gehen, der eben so ein glüklicher Gutsbesitzer ist, als ichs Ihnen zu werden wünsche, und der soll uns mit seinem guten Rathe dienen. Sie können alles pflanzen, was sie wollen. Sie haben alle mögliche Aspekten und Lagen. Ebenen, Thäler und Berge, und, was das beste ist, 24 Morgen Waldes, der Nadel- und Laubhölzer bringt. Sie können bauen wie sies nöthig haben. Sie haben Leimen, Sand, Bruch- und Sandsteine, und ihre eigne Fischerey an Krebsen und Forellen in ihren Bächen. Kurz, sie sind ein glüklicher Mann, wenn sie nur wollen. Wenn ich mich nur ausdehnen könnte, wie Sie alsdenn ohngestört vermögen, ich wollte bald die Gegend in ein Elysium umschaffen. Aber ich habe leider nichts gegen sie, als einige

Quadrat-Ruthen, und da bleibt alles klein, und unbeträchtlich. Der Nutzen muß erst im Großen sichtbar werden. Ich bin wie ein Edelmann, der, zum besten Teutschlands, den Fluß, soweit er in sein Dorf gemeinlich fließt, schiffbar zu machen unternimmt, oder durch seinen Schultheißen Placate über Aus- und Einfuhr anschlagen läßt.

Den andern Tag ward der Besuch zu Johannes Steiber unternommen.

Damit das Ganze eher einer Partie de Plaisir als einer andern Absicht gleich sehen möchte, so war der Oberschultheiß mit seiner Frau dazu eingeladen. Frauen und Kinder wurden zusammen ins Stroh auf einen Leiterwagen gesezt, und die Männer ritten neben her. Weil Johannes Steiber ein reicher Mann war, so machte man sich keine Bedenklichkeiten ihm mit so vielen Menschen ins Haus zu fallen, ohne ihn davon vorher benachrichtigt zu haben. Man war eben mit Grummtmachen beschäftigt, und der Hausvater kam mit seinen Söhnen und Knechten gegen vier Uhr nach Hause, als die Gäste anlangten. Es war ein langer schöner Mann, und gieng so gerade, als ob er gedient hätte. Er eilte herbey, sobald er sie gewahr ward, um ihnen alle die Schlagbäume geschwind zu öffnen, die den Weg zu seiner Hofreithe versperrten, welche mitten in seinen Wiesen und übrigen Besitzungen lag. Er gab jedem Groß und Klein nach Einander die Hand, und hieß sie von Herzen willkommen. Seine Söhne führten die Pferde ein. Seine Frau machte indeß die Honneurs vom Hause, oder vielmehr vor dem Hause. Denn in die einzige große Stube, die sie ausser einigen Schlafkammern hatten, wollte Johannes Steiber die Gesellschaft nicht eintreten lassen. Es wurde also der große schöne weisse Birnbaumne Tisch aus der Stube in den Hof unter eine herrliche Linde gestellt, und rundum waren Bänke, oder auch Schnizbänke, Stühle, und ein Pflugschaar, worauf

man Plaz nehmen konnte. Der Wirth war einige Zeit mit seinen Söhnen abwesend.

Indessen hatte die Mutter aufgetischt was das Haus vermochte, frische Butter, frische Nüsse, gute Käse, Birnen und Aepfel, saure und süße Milch. Die Gäste labten sich nach Herzenslust, fragten aber doch auch nach dem Hausvater. Dieser erschien bald wieder mit seinen Söhnen, und hatte seine Zeit indessen nicht übel zugebracht. Er hatte in seinem Bach Forellen gefischt, die seine Söhne in den Hamen brachten, und Er selbst brachte einen ganzen Honigwaben, den er eben zum Besten der Gesellschaft ausgenommen hatte, und frisch auffezte. Hierauf gieng er in den Keller, und brachte einen sehr trinkbaren Wein. Er handelte selbst damit, weil er Credit hatte, den Weinbauren ihre Vorräthe abnahm, ihn einzeln an die benachbarten Landwirthe verthat, und wenn er von diesen das Geld eingenommen hatte, erst seine Verkäufer bezahlte. So trieb er auch einen ansehnlichen Handel mit Nüssen, die er oft viele Jahre auffspeicherte, bis sie Geld galten, und verkaufte sie alle nach Schlesien.

Diese Patriarchalische Mahlzeit entzükte Strephon, und er ward so sehr gerührt davon, als ob er sie in dem besten teutschen Journale beschrieben gelesen hätte. Sein gnädiger Herr mit alle seinen Ragouts, seinem Cap Wein, und seinem Oeil de Perdrix schien ihm ein armer Sire gegen diesen wohlhabenden Landbauer, der alles hatte was er bedurfte, und es hohlen konnte, wo, und wenn er wollte, es mochte Krieg in Amerika seyn oder nicht. Er gieng in seinen Gedanken schon so gerade, wie Johannes Steiber, und nahm in seinem Enthusiasmus einen Heu-Rechen wie jener auf die Schultern, und spazierte damit in dem Hofe auf und ab. Mit unter erblikte er seine zwey Uhrbänder in seinen Beinkleidern, und die ungeheuren Schnallen an seinen Schuhen, und sie kamen ihm lächerlicher vor als jemals.

Der Pfarrer brachte die Unterredung auf das vacante Baurengut. Johannes Steiber behauptete, es habe meist guten Boden, vieles Quellwasser, das man noch besser zusammensuchen könne, einen hübschen Wald, und eine ansehnliche Anzahl Wiesen, die durch Wässerung eines weit höhern Ertrags fähig seyen. Nichts ist klüger, sagte er, als wir nehmen selbst den Augenschein davon ein, denn es liegt nur eine Viertelstunde von hier. Die ganze Gesellschaft machte sich also auf, und man langte bald vor der Hofreithe an. Es war ein aus tüchtigem Eichenholz gezimmertes Haus, das man leicht zu einem Zweystöckigen erheben konnte; Stallung und Scheure waren auch in ziemlichen Stand. Im Hofe stand ein Brunnenstock, der Wassers die Fülle gab, und fürtrefliches Wasser. Das Haus lag schon ziemlich hoch, aber es wurde noch rund umher mit einer Anhöhe umgeben, auf deren Spitze einzelne kleine Wäldchen von Tannen stunden. Dies gefiel hauptsächlich dem Pfarrer, und er wünschte sich dieses Terrein, um seine Idee von einem großen Bosquet auszuführen, und die Gegend bald mit lauter Edeltannen, Weimuthfichten, Lerchenbäumen, und so weiter zu verschönern. Rund um das Haus lagen in der Tiefe ohngefehr 25 Morgen Wiesen, die auf der einen erhabenen Seite mit einem Forellbach begränzt waren, der dem Eigenthümer gehörte, und dessen Wasser also zu allen Zeiten den Wiesen zu statten kommen konnte. Man besuchte auch den Wald, der auf der Nordseite die ganze Gegend beschirmte. Hier standen die schönsten Eichen und Buchen mit einander vermischt, und es verlohr sich hier eine Menge Quellwasser, dessen Ursprung zwar anderwärts zu suchen, aber dem doch von dem künftigen Besitzer die vortheilhafteste Leitung auf seine Wiesen gegeben werden konnte. Das Ackerfeld bestand meist aus Anhöhen, die aber doch wohl gegen die Sonne lagen, zu denen man gut kommen, und die

man ohne allzugroße Beschwerlichkeit mit Rindvieh bearbeiten konnte.

Strephon ward durch den Anblick dieser Ländereyen in eine solche Gemüthsverfassung gesezt, das er nicht mehr sah und hörte, und wenig Achtung auf dasjenige hatte, was Johannes Steiber zu ihrem Vortheile erzählte, sondern sich schlechterdings als den alleinigen Besitzer betrachtete. Wo er seinen Fuß hinsezte, da war die Erde sein; und wo er mit dem Finger hin deutete, da wurde schon ein Graben gezogen, oder der Wald gelichtet, oder ein neuer Weg angelegt. Die von der wahren Beschaffenheit des Guts als unterrichtete Personen weggiengen, waren nicht eigentlich Er, sondern der Pfarrer und der Oberschultheiß, die die Sache gar nicht weiter interessirte. Das, was ihm fest im Kopfe blieb, war ein dunkler Begrif von den Abgaben des Gutes, die ihm höchst mäßig schienen: und er rechnete ohngefähr, daß weniger als der halbe Ertrag einer Kuh überflüßig dazu hinreichte. Man brauchte also nur eine Kuh mehr auf das Stroh zu stellen, und so war der Landesherr befriedigt. So viel Ruthen Klee brauchten also nur mehr angesät zu werden, und so war das Catastrum gerade als wenn es gar nicht existirte.

Als er nach Hause kam, war ihm der Kopf so warm daß er sich das Essen verbat und sogleich zu Bette gieng. Die Bedienten im Hause erzählten es dem Herrn, und zwar nach ihrer Art, als ob Strephon ein wenig zu viel getrunken hätte. Dieser war aber sehr nüchtern, und seine Angelegenheit ließ ihn so wenig schlafen, daß er, als er kaum ein halbe Stunde im Bette gelegen, wieder aufstand, sich Feuer schlug und eine Pfeiffe anbrannte. Mit großen Schritten ward jetzo in der Stube überlegt, wie dieser Entschluß dem Patron beyzubringen wäre. Dieser schlief auch sehr schlecht; denn da er den Abend allein gegessen hatte, so hatte er in Gedanken so viel zu sich genommen, daß eine Indigestion

erfolgte. Die Bedienten waren also die ganze Nacht munter, und es gieng alles im Hause Trepp auf und nieder.

Nach langem Ueberlegen fand Strephon, die einzige schikliche Art der Bekanntmachung sey die schriftliche. Er sezte sich also hin, und schrieb folgenden Brief an seinen Patron.

„Ew. ꝛc. verzeihen, wenn ich Ihnen eine der wichtigsten Entschließungen meines Lebens bekannt mache, und sowohl um Dero Rath als Einwilligung bitte.

Wenn der Mensch dazu gebohren wäre, ewig müßig zu gehen, und dagegen von einem andern quartaliter richtig bezahlt und frey gefüttert zu werden: so wäre meine Lage die glüklichste unter der Sonne. Allein ich bin in dem Falle so vieler braver Hofleute manches Fürsten, von denen man nichts fordert als ihre Gegenwart, denen man alles reichen läßet was sie bedürfen, denen man für ihre Person so viele Taschengelder giebt als ein andrer Mann in der Stadt zum Unterhalt seiner ganzen Familie braucht, und die doch — höchst elend sind. Der Fürst, dem sie so vieles kosten, ahndet nichts davon, und solange sie den Fehler noch nicht begangen haben, ihm zu zeigen daß sie von ihm unabhängig seyn könnten, so spricht er zwar täglich von ihren Untugenden, aber er behält sie doch ewig bey. Indessen bey aller unüberschwenglichen Gnade, womit er sie überhäuft, hat er ihnen doch ein Gut geraubt, oder sie haben es ihm aus Uebereilung übergeben, weil sie seinen Werth nicht kannten; und dieses ist nichts geringers als die menschliche Freyheit. Ihm ist durch dieses Opfer an seiner Existenz nichts zugegangen, weil er so unendlich frey ist daß er keinen Maaßstab dazu hat: und von ihnen ist wieder bey ihm keine Vermuthung vorhanden, daß seine Diener auf so etwas Anspruch machen könnten.

Ew. ꝛc. erlauben, daß ich von diesem Falle, der voll-

kommen der Meinige ist, in tiefster Bescheidenheit die nothdürftige Anwendung machen darf.

Ich kann mit Zuversicht hoffen, daß Ew. meine Person beybehalten würden, so lange meine Aufführung keine gerechte Ursache an die Hand gäbe. Allein es ist doch der Fall möglich, daß Ew. meiner ohne irgend eine angebliche Ursache, nicht weiter zu bedürfen glaubten, und ich wäre immer ein fortgeschikter Diener, und zwar um desto mehr in den Augen der Welt fortgeschikt, weil sichs Niemand erklären könnte, warum. Gegen diesen Zufall wünschte ich mich durch keine Zusichrung einer hierauf beyzubehaltenden Pension gedekt zu wissen: weil die Erfahrung lehrt, daß die Dienste desjenigen, den man ohne Entschädigung nicht freywillig fortschicken kann, von der Stunde dieser Zusichrung an, anfangen stinkender zu werden.

Ich habe überdieß den sonderbaren Fehler, die Dinge dieser Welt Anders anzusehen als andre Menschen, und daher kommt es mir vor, daß die Dienste, die ich Ew. rc. leiste, mit der Belohnung in gar keinem Verhältnisse stehen. Und zwar in dem umgekehrten Verstand, daß wenn andere glauben sie seyn zu schlecht bezahlt, ich vielmehr glaube zu gut bezahlt zu seyn. Es steht nicht in meiner Macht dieser Disproportion abzuhelffen, und so lange mich Ew. rc. zu keiner wichtigern Beschäftigung anstellen, muß ich mich mit Besorgung des Kellers und Speichers begnügen, ob ich gleich die Ehre habe, Secretarius zu heissen. Ich verlasse Ew. rc. Dienste nicht, um in irgend andre zu treten. Die Aussichten, die ich auf der Canzley des Fürsten zu erwarten habe, können nach meinen Jahren nicht reizend seyn. Da alle diese Leute nur natürlichen Todes sterben, so ist das Avancement bekanntlich sehr langsam, und der Sold so beschaffen, daß man ohngefähr $\frac{3}{4}$ von demjenigen erhält, was unsre Vorfahren vor funfzig Jahren nöthig hatten. Nicht, daß man für das,

was man thut, nicht hinlänglich und selbst überflüßig bezahlt wäre: sondern daß man bey weiten nicht so viel hat als man höchst nöthig braucht, und daß man auf der Gottes Welt keinen Flecken sieht, wo man das Mangelnde hernehmen wollte.

Ich habe mich daher entschlossen, ganz der Dependenz eines Dritten zu entsagen, und die wenige Bedürfnisse, worauf ich meinen künftigen Unterhalt einschränken werde, schlechterdings nur der Erde abzufordern. Bey der einfachsten und nützlichsten Beschäftigung soll mein Geist, hoffe ich, hinlänglich unterhalten werden, ohne deswegen peinlich angespannt zu seyn. Ich stehe künftig unmittelbar unter der Vorsehung; und ob ich gleich manchen Tirannen von kalten oder hitzigen Winden zu fürchten haben werde; so weiß ich doch, wenn er mir Schaden thut, daß kein böser Wille dabey ist. Unter allen Potentaten ist es immer, für einen unbewafneten Mann wie ich, am unschädlichsten, sich mit dem Mächtigsten einzulassen: und also will ich es auch lieber mit den Elementen zu thun haben, als mit den Königen. Jene gehen, wenn sie incommodieren, wenigstens gerade zu; und wenn sie uns auch das Unsrige genommen haben, so machen sie doch keine ausdrückliche Verordnungen, worinn festgesezt wird, wie es immer so sollte und müßte fortgehalten werden.

Mein geringes Strohdach wird mich vor dem Neid und der Verläumdung schützen, und Ew. ꝛc. denken zu gerecht als mir dieses Glük durch Dero Einwilligung länger vorzuenthalten.

Ich bin u. s. w. . . .

Dieser Brief that bey dem Patron eine ausserordentliche Wirkung. Strephon erschien von dem Augenblik an, da er nicht mehr dependiren wollte, als infam, und er hätte können eher gestohlen haben, weil dieser Casus nicht so selten ist als

so ganz unsinniges Zeug vorzutragen. Der Herr deklarirte sogleich vor allen seinen Bedienten, dieser Mensch sollte sein Angesicht nicht mehr sehen! — eine der härtesten Strafe, die würklich bei allen Souverains, so gut als die Folter, abgeschaft werden sollte. Indessen ließ er Strephon gnädig grüssen, und ihm sagen, daß er eine sehr üble Nacht zugebracht hätte, deren Folgen ihn hinderten, ihn, so angenehm es ihm wäre, für heute zu sehen. Er mußte also für dießmal auf seinem Zimmer speisen. Zu gleicher Zeit wurde der Amtmann und der Oberförster zum Essen gebeten, um wenigstens aus diesen Leuten irgend eine Nachricht zu ziehen, die das künftige Etablissement Strephons näher aufklärte. Denn in dem Briefe war alles höchst unbestimmt angegeben.

Der Edelmann erwähnte nichts von dem Vorgang bis zum Desert, wo er eine trefliche Bouteille Capwein zum Besten gab. Auf einmal brachte er den beyden Herren mit herzlichem Lachen die Gesundheit zu: Es lebe die teutsche Freyheit! Es lebe der Ackerbau! Obgleich die Gäste den ironischen Sinn dieser Gesundheit nicht sogleich einsahen, so tranken sie doch rein aus, hielten die Gläser fest, und warteten auf die Erklärung. Der Casus ward nunmehr weitläuftig vorgetragen, und, wie man sich vorstellen kann, auf Seiten der Zuhörer höchst lächerlich gefunden. Der Amtmann entdekte endlich den Schlüssel zu diesem Briefe in einer Erzählung des Oberschultheißen, der aus der Schule geschwazt, und etwas von der Besichtigung des Guts verrathen hatte. So gehts, fieng der Amtmann an, so gehts mit den schönen Herren, die nichts gelernt haben, und denen nichts gut genug ist! Sie können dafür Schweinhirten werden! Wie sich der Mensch übers Sportuliren aufhalten konnte, wenn er zuweilen in mein Manual gukte! Wie ich mir jede Feder voll Tinte könnte bezahlen lassen, wie ich keinen Schritt umsonst thun wollte! Ich fürchte, er wird

viele Schritte thun müssen, die ihm nicht bezahlt werden. — Der Oberförster, der etwas besser mit Strephon stund, fand doch unbegreiflich, wie er den guten Tisch habe verlassen können; er sey doch Secretarius gewesen; jedermann habe ihn dafür respektirt; jetzo seye er nichts, und stehe künftig unterm Schultheißen, der ihn schlechtweg als Gottlieb Leberecht Strephon würde citiren lassen; er werde mit Ehren keinen bordirten Hut mehr tragen können, und dergl.

Ich fürchte, fieng der Amtmann an, er wird künftig auch ein Manual führen müssen, wo die Butter- und Käseheller drinne stehen. Er macht die Rechnung vor dem Wirth. Da hat er die Schriften der Pfälzischen Akademie zu Lautern von dem Ertrag drey ganzer Morgen Landes gelesen, und schwört nun Stein und Bein drauf. Er wirds aber gewahr werden! In den Büchern ists gut pflügen und säen. Da regnets und schneyts nicht hinein. — Es lebe die schöne Natur! brachte der Edelmann, als eine neue Gesundheit, in Capwein aus. Die Gäste stuzten, und erwiederten, als Chorus: Es lebe der klare Born!

Es fehlte zur Freude der interessirten Personen nichts weiter, als daß Strephon unsichtbar in ihrem Mittel gewesen wäre, und gehört hätte was für Anmerkungen fielen. Man hätte gern erlaubt, wenn er an der Thür gelauert, oder wenn ihm die Bedienten alles Wort für Wort zugetragen hätten. Diese stiessen sich einander in die Ellenbogen, und, mit der Aufmunterung eines gnädigen Bliks, that einer zulezt den Ausfall: Herr Strephon würde wohl künftig das seidne Strümpfetragen einstellen müssen. — Die Gesellschaft war so lustig geworden, daß sie auch den Nachmittag beysammen blieben, und beschlossen ward im Garten eine Pfeife Tabak zu rauchen. Der Edelmann kam immer wieder auf den Ersten Discurs, und wollte hauptsächlich wissen, wer eigentlich dem Strephon die tollen Gedanken in Kopf gesezt

habe? Der Amtmann meinte, es käme von dem verdammten Bücherlesen. Der Oberförster behauptete auf seine Seele, es sey niemand schuld daran als der Pfarrer. Der junge Mensch, fieng er an, will alles verstehen. Weil er Raupen ziehen und Vögel ausstopfen kann, so meint er, er seye ein Forstmann. Er sollte bey seiner Bibel bleiben, und den Bauren den Text lesen. Sie sagen, er verstünde die Nadelhölzer einzulegen. Das mag der T..f.l glauben! Wenn ers würklich kann, warum machte er ein Geheimnis daraus? Neulich war er so naseweis, und wies mir einen Tannenbaum in seinem Garten, und fragte mich, was das für ein Baum wäre? Als wenn ich nicht wüßte, was ein Tannenbaum ist! Was gehts mich aber an wie sie's in England nennen? Er sagte mir darauf mit großer Zufriedenheit, es seye die Hemloks-Tanne. Meinethalben mags die Heinrichs-Tanne seyn! Es ist ein Baum wie ein andrer, und durch die Namen, wenn wir sie zu Tausenden lernen, kriegt mein Herr keine Staude mehr ins Land.

Strephon saß indessen in seinem Stule, und zog ein richtiges Inventarium von allem, was er an bereiten und unbereiten Vermögen besaß, um zu überschlagen, wie weit er im Stande seyn möchte das vorgeschlagne Gütchen sogleich baar zu bezahlen. Sodann machte er die Berechnung was er an Pferden, Geschirr, Rindvieh, bäurischem Hausrath, Winterfutter und Stroh, für ein Duzend Kühe nöthig haben dürfte: und was ihm zu Ausbauung und Erweiterung seiner Hofreithe, zu Wiesenbesserungen, und auch zu Geschenken und Kleidern für seine künftige Gehülfin übrig bleiben dürfte. Er sah voraus, daß er im ledigen Stande seiner Wirthschaft nicht vorstehen könnte; und wenn auch dieses möglich wäre, doch ein einsames Leben dieser Art, ohne Plan und ohne Aussicht in die Zukunft, für ihn eine schwere Last werden dürfte. Die Person die ihm dazu tüchtig schien, war nicht weit zu

suchen; denn er fand sie in der ältesten Tochter des Oberförsters des Orts, der schon bey uns als ein Antipode dieser neuen Lebensart aufgetreten ist. Er war ein ziemlich guter Freund Strephons gewesen, und hatte es gerne gesehen, wenn dieser, während daß er im Walde war, seiner Frau und seinen Töchtern die Zeit hatte vertreiben helfen: Es war aber auf beyden Seiten nie an eine Neigung vielweniger eine ernsthafte Verbindung gedacht worden. Jetzo fiel ihm dieses Mädchen, das gut zur Wirtschaft erzogen war, vor andern als eine Person ein, die sich zur Frau für ihn schikte. Er gieng kurz und gut selbst hin, zu freyen, und that bey der Mutter und Tochter seinen Vortrag. Allein wie erstaunte er nicht, als man ihn kalt empfieng, und ihm besonders zu verstehen gab, daß man nicht einsehe, wie er seine künftige Frau standesmäßig zu ernähren vermögen würde. Als er hierauf versicherte, daß er im Stande seye das vacante Gütchen baar zu bezahlen, und ihm zu seinen übrigen Einrichtungen noch ein schöner baarer Pfennig übrig bleibe; so fragte man ihn, ob er denn ganz ohne Dienst leben wolle? Er bekannte frey, dies sey der eigentliche Plan seines Lebens und der Stolz seines Herzens, von Niemand als sich selbst abzuhängen. Darinn sehe ich eben keine große Glükseligkeit, fieng die Mutter an. Also meynen Sie, meine Tochter soll künftig noch weniger seyn als des Oberschultheißen Frau, deren Vater ein Oelmüller ist, und vielleicht gar des Schulmeisters Frau beym Abendmal nachgehen? Das wäre doch schlimm, wenn man seine Kinder dazu groß gezogen hätte! Ich habe nichts gegen ihre Person, Herr Strephon, aber lassen sie sich doch um Himmelswillen einen Charakter geben als Fähndrich oder Lieutenant beim Ausschuß. Sie werden sonst wahrlich als ein gemeiner Mann zur Cent commandirt, und ich sehe sie schon mit den andern Bauren in Reihen und Gliedern vor das Amtshaus auf die Wache ziehen.

Die Tochter gieng zur Thüre hinaus, und kam mit verweinten Augen wieder herein. Sie hatte im Herzen Strephon lieb, ohne daß dieser das geringste davon gemerket hatte. Sie hätte sich ihm auch schon längst in die Arme geworfen, wenn er ein schönes Aemtchen in der Stadt gehabt hätte. Aber hier ewig im Gebirge zu sitzen, wo ihr schon die Zeit so lange geworden war, wo man kaum alle zwey Monate einen Galanteriehändler anklopfen hörte, und wo die Chaisen mit den gepuzten schönen Leuten aus der Stadt nur von weiten schnell durchfuhren, das war ihr unerträglich.

Strephon verließ das Haus seines Patrons ohne ihn weiter zu sprechen, und die schrekliche Drohung die ihm jener geschworen hatte, gieng also wörtlich in Erfüllung. Er nahm schriftlich in den höflichsten Ausdrücken Abschied, und die Antwort war, daß man ihm die Schlüssel abfordern ließ, die er noch in Händen hatte. Er logirte sich indessen zum Pfarrer, bis der Tag der Versteigerung des Gütchens eintrat, und da Er der einzige war, der darauf bot, so erhielt ers unter sehr leidlichen Bedingungen. So bald es ihm zugeschlagen war, ließ er seine erste Sorge seyn, wie er sobald als möglich Besitz davon nehmen wollte. Er kaufte von der Frau des Hauses was ihm an tüchtigem Rindvieh anstand, und da Schiff und Geschirr auch noch in ziemlichen Stande war, so kam er auch hierüber mit ihr überein. Er dingte sich Einen Knecht und Eine Magd, und fieng noch vor Winter seine Haushaltung an. Der Pfarrer half ihm in allem, und rechnete schon zum Voraus, was er hier vor eine Menge Landes vor sich fände, seine Pflanzungen weiter auszubreiten. In den ersten Tagen hatte dies neue Besitzthum einen außerordentlichen Reiz für Strephon. Er war wie ein König der Erde, wenn er sein Vieh im Stall blöken hörte, wenn er seine Lampe auf dem Tisch brennen, und sein Feuer auf seinem Herde lodern sahe. Die Magd indessen,

die er gemiethet hatte, verstand sehr gut fürs Vieh, aber etwas schlechter für Menschen, zu kochen. Er mußte auch, wie alle seine Nachbaren, sein eigen Brod in seinem Ofen backen. Hierzu gehörte nun eine große Routine, oder etwas mehr Chymische Principia als die Köchin besaß, um nicht für acht Tage ungenießbares Brod vor sich zu sehen. Er reducirte sich, so oft dieser Zufall vorkam, auf abgekochte Erdäpfel, und trank seinen klaren Born dazu, der mitten in seinem Hofe nie ausblieb. Zuweilen fiel es ihm doch ein, daß es besser sey, mit den Gliedern der menschlichen Gesellschaft in näherer Verbindung zu stehen; und lieber diejenigen, die eine gewisse Handthierung von Jugend auf gelernt hätten, für sich sorgen zu lassen, als alles selbst bestreiten zu wollen, und mit Unbehaglichkeit unabhängig zu seyn. Das Brod vom Becker gebacken schmekte doch besser, als das was in seinem eignen Ofen mißrathen war.

Er glaubte noch Zeit zu haben, sein Winterfeld vor Eintritt des Frosts zu bestellen, und das Wetter war auch sehr günstig dazu. In der ganzen Gegend war man damit beynahe gänzlich zu Stande gekommen. Der Amtmann hatte darüber seinen Bericht erstattet, weil man in der Stadt von seiten der Chaussee-Commission gerne wissen wollte, ob die Bauren noch die zur Winter-Reparatur nöthige Steine fahren könnten. Das ganze Amt war also aufgeboten worden, und Strephon stand mit auf der Liste, auf dessen besondere Umstände kein eigner Bedacht war genommen worden. Er erschien nicht, weil er nach dem Rechte der Natur sich selbst der nächste schien, und der Schaden, der ihm aus Mangel der Wintersaat entstünde, mit dem wenigen Nutzen, den er auf der Chaussee stiften könnte, in gar keinem Verhältniß stand. Man hatte des Mißbrauchs wegen eine sehr weise Verordnung gemacht, daß keine solche Landfrohnden mit Gelde abgekauft werden sollten. Er mußte also die Hälfte

der Saat einstellen, und für die Bestellung der übrigen Hälfte so und so viel Execution wegen seiner Nichterscheinung bezahlen. Seine Ochsen und sein Knecht kamen hungrig zu Hause, ohne viel auf der Chaussee verrichtet zu haben. Das schlimme Wetter trat ein; es regnete unaufhörlich, und also war die Hälfte der künftigen Erndte, die auf dem Papier gestanden hatte, bereits durch einen Landesherrlichen Befehl verlohren gegangen.

Inzwischen dachte Strephon auf ein Mittel, wie er künftig seinen Viehstand vermehren, und seine Wiesen verbessern könnte. Ihm kamen die Quellen in seinem eignen Walde in Sinn, die er in den Bach leiten könnte, der neben seinen Wiesen floß, und wie er dadurch viel lebendiges Wasser mehr erhalten würde. Er besprach sich mit den Teichgräbern, kam mit ihnen überein, und gieng sodann zum Feldmesser, der ihm das Terrein abwägen sollte. Aber, wie groß war sein Erstaunen, als er von eben diesen Feldmesser hörte, daß diese Quellen nicht mehr sein wären, sondern daß man von Herrschafts wegen darüber als über eine Regale disponirt hätte. Im Cammer-Collegio war ein Mann, der das besondre Departement der Verbesserung der Landwirthschaft hatte, und dieser sann beständig auf Mittel, wie er den Nahrungsstand der Unterthanen und also dadurch auf eine erlaubte Art die Landesherrliche Einkünfte vermehren könnte. Er hatte schon lange bemerkt, daß der Herrschaftliche Beständer auf einer Mahlmühle, die eine halbe Stunde davon gelegen war, deswegen nicht zurechte kommen könnte, weil ihm zu gewissen Zeiten das Wasser ausgieng. Er hatte also darüber nachgedacht, wie man diesem Uebel abhelfen, und vielleicht auch neuen Nahrungszweig für diesen brauchbaren und nüzlichen Lehnträger erfinden könnte. Bei diesen Ueberlegungen war ihm jenes verlohrne Quellwasser in die Augen gefallen, und mittelst dieser, und einiger andern Stellen, die er noch

genauer untersuchen lassen wollte, hatte er die Absicht, eine Schlag- und Schneidemühle neben dem Mahlwerk zu errichten. Sein Vortrag war von dem Collegio genehmigt, und nächstens sollte Hand ans Werk gelegt werden. Der Feldmesser rieth Strephon an, von seinem Vorhaben abzustehen, versicherte ihn auch, daß das Wasser nach seiner Gegend ungleich schlimmer zu führen seyn würde, als nach jener, wohin es die Cammer bestimmt hatte. Ueberdieß sey es für einen Anfänger wie Er eine bedenkliche Sache, einen Proceß mit der Cammer zu führen. — Im Grunde aber gefielen dem Feldmesser die Herrschaftlichen Diäten bey diesem Geschäfte besser, als Strephons Anerbietung, die nichts anders als höchst dürftig ausfallen konnte.

Da Strephon sah, daß sein jetziges Haus, zumal wenn er eine Frau und Kinder hätte, viel zu klein und unbequem seyn würde, so machte er einen Plan, wie ers mit einem zweyten Stocke versehen könnte. Er dachte hierinn sein eigner Baumeister zu seyn, ließ die verschiednen Handwerksleute kommen, und kam auch mit ihnen, nach sehr billigen Ueberschlägen, überein. Ueber die Materialien war keine große Berathschlagung nöthig, denn Holz, Leimen, Sand und Steine hatte er alle selbst auf seinem Boden in Ueberfluß; nur den Kalch mußte er aus der Nachbarschaft hohlen. Ueber dieser Beschäftigung kam Weynachten herbey. Er gieng in seinen Wald, besah selbst die tüchtigsten Bäume, und fand, daß er, ohne sich zu schaden, noch drey solche Häuser bauen könnte. Allein fällen durfte er sie nicht, bis er die Erlaubnis und die Anweisung dazu von dem Oberförster hatte. Als er zu diesem kam, um ihn darum anzusprechen, fand er ihn nicht zu Hause, sondern er war im Amte herum, den gewöhnlichen Forst- und Bußsätzen beyzuwohnen. Nach den Feyertagen bat er ihn verschiednemal inständigst; allein der Oberförster fand immer Mittel es auszuschlagen. Indessen

wurde er nach der Stadt abgerufen seine Rechnung abzu-legen. Als ihm Strephon nach seiner Rükkunft anlag, das Geschäfte vorzunehmen, so erhielt er den kurzen Bescheid: daß seit vierzehn Tagen der Saft ins Holz getreten seye und daß es jetzo gegen seine Pflichten laufe, die Anweisung zu ertheilen.

Nun kam allgemach der Frühling herbey. Die Tage wurden länger, die Luft heiterer. Die Hecken und Sträucher fiengen an in ihren Spitzen grün zu werden, und unter ihnen zeigten sich die ersten Blümchen. Strephon hatte auf dem Gipfel seiner Scheuer ein Storchsnest, dessen Bewohner, zu seiner großen Freude, auch seit kurzer Zeit mit seiner Gattin wieder angekommen war. Diese Gäste und einige Schwalben unter seinem Vordach waren jetzo in Stunden der Ueberlegung seine einzige Gefährten und Gesellschafter. Er las von ohngefähr einige Beschreibungen des Lenzes, die er in den Dichtern seiner Büchersammlung aufschlug, und fand sie meist alle von müßigen Zuschauern und Spazier-gängern verfertigt. Keiner von diesen ehrlichen Leuten schien ihm mitten auf dem Lande gewohnt zu haben: denn nirgends war unter allen ihren ländlichen Farben nur eine von den eigenthümlichen Hoffnungen und Beschäftigungen des Land-manns ausgedrükt. — Es müßte denn Virgil seyn, der aber, weil er Lateinisch geschrieben hat, jetzo nicht viel in Teutschland gelesen wird.

Ihm war der Anfang des Frühlings nicht so hoffnungs-voll, als ihm der Anfang des Winters gewesen war. Viele von seinen Planen, die er sich damals vorgemahlt hatte, waren bereits unausgeführt geblieben, und manche von seinen Rechnungen hatten fehlgeschlagen. Er hatte sich in seinem Wintervorrat betrogen, der weit früher aufgefüttert war als er vermuthet hatte. Es war überall Mangel an Fütterung im Lande, und er mußte nun alles um das doppelte theurer

anschaffen. Seine Scheuer und sein Futterboden waren ihm also ein lästiger Nachbar, und er wäre ihn gerne vorbeygegangen wie einen andern Glaubiger, wenns möglich gewesen wäre. Seine Baarschaft, die er zum Hausbau bestimmt hatte, mußte zur Unterhaltung des Viehes angegriffen werden, und die Zeit, wo das Vieh sein Futter draussen finden würde, war noch lange hinausgesezt.

Er fieng nun an über seine neue Lebensart nachzudenken. Nichts war ihm noch begegnet, über das er sich eigentlich zu beklagen Ursach gehabt hätte. Kein Unglück, kein offenbares Unrecht, kein Betrug, und keine Gewaltthätigkeit hatte ihm geschadet, und doch war er, wie es ihm schien, um so vieles zurükgekommen! Er ertrugs wie ein jeder kluger Mann zu thun pflegt, mit dem Troste, daß es noch weit schlimmer hätte seyn können.

Er hatte den Winter über nichts von seinen Steuern bezahlt, und man hatte ihn auch höflicherweise nicht darüber gemahnt. Sie giengen indessen alle Tage fort, und wuchsen, noch schneller wie das Gras auf dem Felde, jeden Abend um ein Beträchtliches höher. Strephon gieng also zu dem Einnehmer, um mit ihm abzurechnen. Dieser empfieng ihn freundlich, machte ihm einen Auszug aus seinen Registern, und präsentirte es ihm. Hier fand sich abermals daß er sich verrechnet hatte. So wie sein Futter gegen das Frühjahr zu kurz geworden war, so waren hingegen die Register zu lang. Von dem Ansaz der ordinären Steuern, die sein Gütchen ertragen sollte, war er gehörig unterrichtet: nur auf die Reihe der ausserordentlichen Steuern, die wie Kinder aus den Lenden der ordentlichen entspringen konnten, war bey Ausbietung des Guts kein Bedacht genommen worden. Und diese betrugen zufälligerweise dieses Jahr gerade so viel als die ordentlichen. Es war vor einigen Jahren ein Landtag ausgeschrieben worden, und hier hatten die verschiedenen

Stände zum Theil neue Steuern verwilligt, zum Theil die alten ausserordentlichen bestätigt. Man hatte sie aber bis jetzo noch nicht ausgeschrieben. Dem Landmann kam also davon nichts eher zu seiner Notiz als bis mans ihm wirklich abforderte. So hatte ein benachbartes verwandtes Fürstliches Haus nach und nach sechs Prinzessinnen verheirathet, und an diesen Dokalgeldern, daran, nach Hausverträgen, dieses Land ein — Gewisses jedesmal zuschiessen mußte, war seit vielen Jahren von dort aus nichts gefordert, folglich auch hier nichts bezahlt worden. Strephon fühlte also die Fruchtbarkeit dieses Fürstlichen Hauses in diesem Jahre Sechsfach, und die Fruchtbarkeit seines Feldes, das dafür bezahlen sollte, war noch höchst unentschieden. Er that aber seine Schuldigkeit, berichtigte alle seine Register von A bis Z und sahe nach und nach ein, daß viel dazu gehörte wenn man ein rechtschaffner Bauer seyn und bleiben wollte. Er hatte zwar ehedem zuweilen flüchtig darüber nachgedacht, wie nüzlich der Landmann sey, und wie schwerlich die übrigen Stände des Staats ohne diesen bestehen könnten: allein er war doch nie so lebhaft davon überzeugt gewesen, als seitdem er zum Wohl des Staats so viel von dem seinigen hatte entbehren müssen.

Er hatte aber kaum Zeit darüber nachzudenken, indem ein Gerüchte entstanden war, es hätten sich Spizbuben sehen lassen, die sich hierher ins Gebürge geflüchtet hätten. Die ganze Cent-Mannschaft ward also aufgeboten, und so mußte denn auch Strephon sehen wo sein Degen geblieben war, seine Jagdflinte auf die Schultern nehmen, und morgens in aller Frühe vor dem Rathhaus erscheinen. Hier wurde die Mannschaft gemustert, und unter Anführung eines Sergeanten, der ein ehrlicher Leinweber war, ward er mit einem Trupp seiner Nachbaren einen gewissen Weg durch den Wald hin detaschirt, wo sie Posto fassen mußten. Der Herrschaftliche

Befehl lautete, daß man, bey Strafe der Execution, drey Tage streiffen sollte. Diejenigen, die schon mehr dabey gewesen waren, hatten ihre Futtersäcke mit troknen Victualien mitgenommen. Allein dem Strephon als einem Anfänger fehlte diese Vorsicht. Gegen Mittag also mußte er sich aufs Bitten legen, und gegen Abend änderte man glüklicherweise den Standpunkt um etwas, wo sie sich einer Köhlerhütte näherten. Hier fanden sie wenigstens Obdach, und auch zur Noth etwas fürs Geld.

Der Köhler, der wohl selbst zuweilen die Spizbuben aufnehmen mochte, hatte sich zu einer Art von Wirthschaft eingerichtet, und also gieng ihm Bier, Brandwein, geräuchert Fleisch u. s. w. selten aus. Bey einem tüchtigen Küchenfeuer ward die Gesellschaft laut, und der allgemeine Wunsch war, daß man — keinen Spizbuben fangen möchte. Dafür hats keine Noth, fieng Einer an; denn sie sind um ein Gutes gescheuter als unser ganzes Gericht. Meyntet ihr, sie würden sitzen bleiben bis wir kommen? Da behüt uns Gott vor, rief ein alter Mann aus, daß sie uns in die Hände fallen, denn wir müssen am Ende doch alles allein bezahlen, und das peinliche Gerichtsgeld steht so schon hoch genug.

Strephon fiel, da er auf dem Stroh lag, auch zuweilen ein, daß die Soldaten in der Stadt sich doch besser zum Streiffen schiften als die Bauren. Allein diese Betrachtungen wurden von andern verdrungen, wenn er sah, wie, ohngeachtet des Druks den alle Stände gegen den einzigen Baurenstand ausübten, dieser bey dem allen doch noch besteht — sich mitten im Mangel so zahlreich fortgepflanzt, und wie an Troz und Muth, und kühner Vorstellungsart der geringste Bauer, wenn er seinen Herrn bezahlt hat, dem ansehnlichsten Bedienten nicht aus dem Wege geht.

Alles was er hier hörte, war ihm, wenigstens der Verbindungsart nach neu, und man sprach von Nichts auf eine

ungereimte Weise, weil man von Nichts sprach, als was man würklich verstand, und was ganz nahe lag. Einer von der Gesellschaft schien schlechter zu sein als die andern, und die Ursache davon war leicht zu finden, weil er ein Proceß-krämer war, und sich durch allerley schiefaufgefangene Ideen den gesunden Menschenverstand um ein merkliches verdorben hatte. Die lezten zwey Tage giengen unter vergeblichem Hin- und Hermarschiren vorbey, ohne daß man Etwas anders gesehen hätte als Bäume und Wildpret; und nachdem der Vorrath, den jeder an Lebensmitteln und Gelde ohngefähr zu sich gestekt hatte, verzehrt war, kehrte man ruhig nach Hause.

Als Strephon in seine Thüre trat, sahe er eine Nummer darüber, und da er sich näher erkundigte, so betraf es die neue Brand-Assecurations-Casse. So sehr er ehedem dieses gute Werk gegen Jedermann vertheidigt hatte, so fand er doch jezt, wie sehr jede neue Auflage, und wenn es auch eine noch so nüzliche und billige ist, denjenigen drücken müsse, der schon so vieles geben muß, wovon er den Nutzen nicht einsieht. Zugleich lag eine Citation auf dem Tisch, vermöge welcher er morgenden Tages auf dem Frohndquartal erscheinen sollte, wo das Vieh ab- und zugeschrieben, und das verflossne Quartal an den Renthmeister bezahlt werden sollte. Einen halben Monat hatte sein Vieh und Geschirr diesen Winter über auf Landes-Frohnden verwenden müssen, die nicht im Contrakte begriffen waren; und also konnte man auf das andre halbe Jahr wieder einen halben Monat rechnen. Das Wohl des Ganzen absorbierte also ein Zwölftheil seines Lebens und seiner Wirthschaft, ohne daß der Landesherr nur im mindesten aus den Schranken des Contraktes getreten war. Dieses Zwölftheil, worauf gewöhnlich nicht gerechnet wird, machte wenigstens so viel aus als die ordinäre Steuern, und also war sein Beytrag nicht dupplirt,

sondern triplirt. Er hatte sich 20 Thaler Steuern geschäzt, es waren aber deren noch einmal so viel ausserordentliche, und nun betrugen die 30 Tage Frohnden, an die Niemand gedacht hatte, gewiß zwanzig Thaler weiter. Er gieng in der Beklemmung seines Herzens zum Oberschultheißen, um sich hier zu erkundigen, ob das alle Jahr so fortgehen würde, oder ob eine Erleichterung statt fände?

Der Oberschultheiß, ein lustiger Kauz, ließ sogleich eine Flasche Wein hohlen, ehe Strephon seine Jereminade beginnen konnte. Dieser hatte, für Heu und Stroh, nicht daran denken können sich selbst etwas zu gute zu thun so lang es seinen Kühen fehlte; er fand daher dieses Gläschen rauhen neuen Wein delikater, weils ihm seltner geworden war. Sie kamen aber bald auf die Materie, weswegen er sich unterrichten wollte, und die Erläuterungen waren immer von einem Argumente hergenommen, das im Grunde keins von den tröstlichsten war. „Haben Sie über Gewaltthätig„keiten, oder Drückungen zu klagen, fieng der Oberschultheiß „an: hat man Ihnen die Justiz verweigert? Hat man Ihnen „etwas von Ihrem Eigenthum entzogen? Genießen Sie „nicht des allgemeinen Schutzes und des langen theuren „Friedens, der nun schon so viele Jahre lang unser liebes „Vaterland beglükt? Haben wir nicht die gnädigsten Herr„schaften? Geniessen wir nicht die höchste landesväterliche „Vorsorge in Allem was nur zur Aufnahme der Wissen„schaften, des Gewerbes, der Industrie, der Landwirthschaft „gereichen kann? Werden unsre Kinder nach Amerika ver„kauft, und mit unserm eignen Gelde montirt und armirt, „damit sie recht hoch können verkauft werden? Haben wir „Opern, wovon Eine Dekoration vierzig tausend Thaler kostet? „Sehen Sie sich nur Einmal in der Nachbarschaft um, wo „die Unterthanen Ein Viertel-Jahr auf dem Treibjagen „liegen, und die übrige Drey Vierteljahre dieselbigen Hirsche

„und Schweine bey Nacht hüten müssen, damit ihnen das
„tägliche Brod nicht eher gefressen wird, ehe sie den Zehnten
„davon gegeben haben? Haben wir Kopfgeld zu bezahlen? Wird
„uns jeder Bissen Brod für Weib und Kind zur Accise repartirt,
„und müssen wirs versteuern, wenns auch nicht alle gegessen
„worden ist? Ich kann doch Gottlob alles frey einführen,
„was ich will, meinen Wein, Caffee und meinen Tabak, ohne
„daß man mir alle Minuten die Taschen visitirt. Bey uns
„ist doch nichts gestempelt als das Papier, und nicht die
„Schuhsohlen, wie in andern Ländern. Ich kann doch meine
„wollene Mütze aufsetzen, und meine Strümpfe anziehen,
„und weiß, daß ich nicht 25 pro Cent dafür an den Acciß-
„Pachter bezahlen muß. Das sind gewiß göttliche Wohl-
„thaten, und sie gehören wie alle andre zu den Unerkannten.
„Trinken Sie einmal, Herr Strephon, es wird Ihnen nachher
„besser werden. Neue Schuhe, und wenn sie auch noch so gut
„gemacht sind, drücken oft anfangs; das giebt sich in der
„Folge. Freylich wärs bequemer, Sie wären Pfarrer oder
„Amtmann bey uns geworden; indessen ist die Unabhängig-
„keit auch ein Gut, das man nicht theuer genug erkauffen
„kann."

Behüte Gott, fieng Strephon an, daß ich über meine Landesherrschaft klagen sollte! Ich sehe sie als Diener des Allerhöchsten an, und sie sind von ihm selbst eben so gut bestellt wie Sonnenschein und Sturmwind. Das ist allerdings eine glorwürdige Regierung, wo es ungleich schlimmer hergehen könnte. Ich beschwere mich über Nichts, was von Obenher geschieht, sondern — ich fühle nur was ich leide. Ich habe diesen Winter über Vier Kühe und Zween Ochsen zu meinen großen Schaden gefüttert, und für die Erlaubniß diese Spekulation zu machen habe ich zwanzig Thaler ordinäre und extraordinäre Beyträge zum allgemeinen Wohl abgegeben. Eben so habe ich ein Zwölftel meines Lebens an auffer-

ordentliche Landes-Frohnden verwendet, und bin an Bestellung meines Winterfeldes, obzwar in Regula, dadurch gehindert worden, wodurch mir auch ohngefähr ein Schaden von hundert Thaler erwächset. Ich habe also ans Publikum statt zehn Thaler die ich dazu bestimmt hatte, hundert und dreißig abgegeben, die ich nie zurückfodern kann, die mir aber dem ohngeachtet am Ende des Jahres in Cassa fehlen werden. Hierdurch wird das Aerarium so wenig wie der Rhein durch eine Tonne Wasser reicher und mächtiger, und ich als Individuum gehe dabey zu Grunde.

Nehmen Sie mir nicht übel, versezte der Oberschultheiß, Sie sehen durch ein gefärbtes Glas. Nach Ihrer Berechnung gienge das ganze Land zu Grunde; und ich denke, wenn das Jahr um ist, werden wir alle bestehen, und Sie mit uns. Sie müssen sich nur ein wenig rühren, und auf etwas sinnen, um Ihre Scharte auszuwetzen. Ein einziger Morgen Rübsen- oder Mohnsamen kann das alles wieder gut machen. Trinken Sie nur: Es lebe der Kayser! Der macht doch jetzo herrliche Anstalten: Wenn nur erst alle Mönche und Nonnen geheurathet sind, wie wird nachher alles so wohlfeil werden! Denn in der Menge der Menschen besteht allein der Reichtum und der Wohlstand eines Staates.

Strephon konnte sich jezt nicht auf die Aussichten einlassen, die in unaussprechlichen Zahlen bestehen, weil sein Kopf mit ganz kleinen aber bestimmten Verhältnissen angefüllt war, die ihn selbst nahe angiengen. Daher rührt wohl auch die Dumpfheit aller Landleute für politische Einrichtungen; und das Ewige Leben ist wohl das Einzige Projekt, das sie sich noch aus der Rechnung des Unendlichen gefallen lassen.

Strephon befragte sich, ob es noch lange mit der Chaussee-Frohnde währen würde? „Mein Gott klagen Sie nicht „über die Chaussee fieng der Oberschultheiß ein. Es ist eine

„herrliche Einrichtung und giebt sogleich einem Fremden bey „dem Ersten Eintritt ins Land die Nachricht, daß hier Vor„sorge und Uebersehung herrscht. Warum haben die Fran„zosen Teutschland für ein barbarisches Land gehalten, worinn „man nicht fortkommen könnte, als weils uns an öffentlichen „guten Strassen gebrach? Danken Sie Gott, daß es so „lange dauert. Denn wenn man die Unterthanen nicht „hätte schonen wollen, so wäre die Chaussee längst fertig. „Jetzo klagen Sie nur nicht. Es wird ganz anders werden, „wenn sie uns erst drey Stunden weiter weggerükt ist. „Alsdenn müssen wir, unsre angewiesene Ruthen fertig zu „machen, drey Stunden weiter fahren, so wie es bisher „Andre haben thun müssen. Dafür aber hat man von Obrig„keitswegen bisher die Einsicht gehabt, den Unterthanen andre „Lasten zu erleichtern. Der Wildzaun hätte schon vor fünf „Jahren sollen umgestekt und ausgebessert werden, und unsre „Landbach, die uns für Ueberschwemmung im Gebürge rettet, „ist auch so viele Jahre lang nicht ausgehoben worden. Das „wird man nun aber, wills Gott, vornehmen, wenn erst „dieses vorbey ist."

Bey dieser Erklärung ward Strephon das Herz nicht um sehr vieles leichter. Er demonstrirte dem Oberschultheiß, daß Er sein Gut alle Jahre vollständig nach der Morgenzahl versteuern müsse, ohne daß ers ganz benützen könne. Das ist eine Fallacia im Schliessen, fiel ihm dieser ein. Auf alles dies ist im Ansatz des Steuer-Capitals Bedacht genommen worden. Wenn Ihr Gut würklich in der Lage wäre, alle Jahre durchaus gebaut und benuzt zu werden, so müßten Sies auch dreyfach höher versteuern. So aber geben Sie nur ein höchst Weniges.

Ich wünschte Sie redeten wahr, antwortete Strephon gelassen. Das was ich gebe, mag wohl gegen das Ganze nicht viel bedeuten, und in dem Ansatze der Bedürfnisse des

Staates müssen wohl hundert Familien meines Gleichen arbeiten, damit so viel heraus kömmt, daß ein capabler Hofmarschall davon kann aufgestellt und erhalten werden.

„Genug Sie müssens geben, dafür ist gesorgt, fiel der Oberschultheiß ein, und also kann mans Ihnen nicht nehmen, wenn Sie überschlagen, wie viel Bauren dazu gehören ein Kutschpferd zu erhalten, oder eine Kuppel Hunde zu füttern. Das Denken ist sogar im Brandenburgischen umsonst, so sehr sie auch dort auf alles rafinirt haben. Wenn erstlich die große Renovation eintritt, so werden Sie sehen daß keinem Menschen Unrecht geschieht. Man hat sich bisher noch immer vor den Kosten gescheut, weils auf einen Morgen gegen zehn bis zwölf Groschen zu stehen kommen möchte: dafür ist aber auch Jedermann im Besitz des Seinigen auf ein Ganzes Jahrhundert gesichert, und er weiß nachher, daß, wenn der Staat fordert, er nicht Mehr giebt als er geben soll. Ich fürchte aber, Sie insbesondere werden alsdenn nicht damit zufrieden seyn. Denn vor fünfzig Jahren, da die alte Renovation geschah, war dies Gütchen lange nicht so im Bau wie jezt; man wußte damals nichts von Ribs und Klee; die Brache war noch nicht abgeschaft, und die garstige Schafweyde stand noch. Das ist doch alles Gottlob zum Besten der Unterthanen abgeändert."

So werde ich also künftiges Jahr, vielleicht, fieng Strephon seufzend an, vierzig Thaler in fixo an die Renovation abgeben, damit ich künftig versichert bin, ohngefähr ein Drittheil oder die Hälfte mehr zu geben? Er trank schwermüthig sein Gläschen das vor ihm stand, aus, nahm seinen Hut, und gieng aufgeklärter, aber nicht zufriedner nach Hause.

Bey müssigen Stunden, deren Strephon viele hatte, fieng er indessen an, seine Oekonomische Bibliothek zu nutzen, die in Systemen, Compendien, Dictionarien, Catechismen, Aka-

demischen Aufsätzen, Preißschriften, Accessits, Uebersetzungen, Auszügen, Reisebeschreibungen, und so weiter, bestand. Er fand, wenn er ohne Endzwek laß, fürtreffliche Abhandlungen: sobald er aber etwas suchte, worüber er sich in specie berichtigen wollte, so wars nirgends zu finden. So suchte er z. B. vierzehn Tage lang über den wahren Werth von der Unterhaltung einer Kuh, und fand zum Theil die lächerlichsten Verhältnisse. Besonders in Büchern, die vortheilhaft auf Akademien recensiret worden, waren nicht immer die besten Berechnungen — Z. E. daß zwey Malter Kartoffel in der Fütterung so viel betrügen wie ein Malter Korn, u. s. w. Er verfiel am Ende auf die Alten, und entdekte in den Scriptoribus rei rusticä, daß sie im Ackerbau weit über uns hinausgegangen seyen. Zu seinem großen Erstaunen sah er auch, daß das Gipsstreuen, das vor zehen Jahren als eine nagelneue Erfindung von dem Herrn Pfarrer Meyer zu Kupferzell war angepriesen worden, schon im Plinius stund, der es schon zu seiner Zeit als eine alte Sache erwähnte, die von den Griechen nach dem Untern Italien wäre gebracht worden.

Zuweilen besuchte Strephon seine Nachbarn, und aus diesen lebendigen Autoren lernte er mehr als aus den Todten. Die Erfahrungen waren aber nicht immer die aufmunterndesten. Er begriff nun auch nach und nach, wie die Bauren, die selbst alles thaten, doch zum Theil zu Grunde gehen mußten, sobald sie ein ausserordentlicher Unglücksfall gedrükt hatte. Die Regierung hatte von jeher die weisesten Maaßregeln eines Creditors ergriffen um nichts an ihren Schuldigkeiten und Zinsen zu verliehren; denn das Land kann, wie man sagt, nicht — davon lauffen. Allein ob das Land, dessen Quantität nun einmal im Cataster stand, zweyfältig, oder zehnfältig trüge — darnach hatte man so wenig Lust zu sehen, als ob der Bauer Brühe oder Brocken in der Schüssel hatte.

Die Landesväterliche Vorsorge war in den Händen der Schultheißen, der Gerichtsleute, der Rentsecretarien und des Amtmanns. Diese Personen sämtlich hatten ein Einziges Principium: sie musten leben, und dies Principium gieng über alle andere. Die Reichen auf dem Lande kamen hier so gut fort wie die Reichen in der Stadt. Gute und schlechte Jahre waren allein zu Ihrem Vortheile. Alle Fehler, Verbrechen und Unglücksfälle ihrer Nachbarn kamen Ihnen zu Gute. Gegen Weihnachten hatte meist der Arme und Mittelmann kein Korn mehr. Er gieng also zum Juden, oder zum Reichen, oder zum Rentsecretarius, und borgte Brod und Saatfrucht. War die Frucht beym Zahlungs-Termin wohlfeil, so muste er Capital und Zinsen in Gelde, war sie theuer, in Natura entrichten. Kam ein Mann in Bezahlung seiner herrschaftlichen Gelder in Rückstand: so gieng er zum Amtmann, der ihm Vorstellungen gegen die Gebühr machte, und ihm Ein Moratorium über das andre von der Regierung verschaffte — oder er sprach mit Schultheiß und Gericht, die es auch nicht so genau nahmen, sondern warteten, bis die Summe ansehnlich genug war, daß man ihm einen Acker dafür wegschätzen konnte, den Einer von ihnen oder ihren Kindern um ein Billiges bekam. Indessen war eine vortreffliche Justiz, und Jeder gelangte am Ende zu dem Seinigen: nur aber nicht anders, als auf dem Wege Rechtens, den der Beamte sehr gut kannte, weil er ehedem Advokat in der Stadt gewesen war. Niemand konnte sich beklagen, daß Etwas überschnellt worden wäre; und die Termine waren so ordentlich eingetheilt, daß die Bauern gelehrt dabey wurden.

Strephon hatte den Gedanken noch nicht aufgegeben, sich in dem Hause des Oberförsters eine Frau zu suchen, ob er gleich nur halb gut aufgenommen wurde. Das Mädchen war zwar nahe genug an der einfachen Natur erzogen, es hatte aber doch einen lüsternen Gaumen. Sie schäzte die

Italienischen Blumen über die natürlichen, und die Bauernmädchen in den Operetten, mit ihren rosenfarbnen Schürzen und großen Falbalas, gefielen ihr besser, als die Mädchen mit den großen weißen Hauben und dichten muslinen Halstüchern, die in der Kirche vor ihr saßen. Strephon, der sich nicht alle Tage puderte, und keinen Purschen hatte der ihm Weißzeug und Kleidungs-Stücke in Ordnung hielt, bekam immer ein rostigeres Ansehen in ihren Augen; und wenn ein Advocat aus der Stadt oder ein Hof-Jäger in gewixten Stiefeln durch das Dorf ritt, so war das eine ganz andre Figur. Zudem hatten diese Leute alle ein gewisses frisches Ansehen, das dem Strephon abgieng, der, nach seiner Mine und Farbe zu urtheilen, die Geheimnisse des Staats trug. In seine ehrliche und redliche Absichten war kein Mißtrauen zu setzen. Allein die Probität eines Individui ist, wie schon Helvetius sagt, nicht immer das, wornach man fragt. Der Oberförster aber war nicht gleichgültig dabey, sondern dachte ernstlich darauf, ihm seine Tochter zu geben, vorher aber ihn von dieser seiner neuen Lebensart zu einer andern zu bringen. Er bediente sich dazu bald gelinder bald schärferer Mittel, je nachdem er glaubte, daß die Abänderung der Methode nöthig wäre. Anfangs als Strephons Ideen noch strenge an der häuslichen Glückseligkeit, an den Vortheilen der Independenz, der einfachen Lebensart u. s. w. hiengen, waren ihre Unterredungen höchst interessant, und ein wahres Muster, wie Wahrheit pro und contra behandelt werden kann. Nach und nach aber schwand das hohe Colorit in ihren Dialogen, und Strephon hatte gegen die Erfahrungen seines Gegners, deren Stärke jener noch geschickt aufzustutzen wußte, nicht viel aufzustellen. Als Strephon eines Abends sehr mißvergnügt über die Uebermacht der Beweisgründe des Oberförsters weggehen wollte, nahm ihn dieser bey der Hand und sagte: „Nur guten Muths bis nach der Erndte, oder

„auch bis Michaelis, wo Sie Ihr Facit machen können! Sie „sollen mir jezo nicht auf mein Wort glauben. Aber alsdann „sind Sie vielleicht meiner Meynung, daß es besser ist sich „füttern lassen, als füttern. Sie müssen schlechterdings wieder „in die Stadt, es mag gehen wie es wolle. Meynen Sie „denn, die Herren in den Collegiis hätten nicht auch Bücher „gelesen wie Sie? Aber sie wissen besser was dran ist, an „der schönen Natur zu hängen. Davon kommt blutwenig „auf den Tisch und in den Magen. Die wissens anderswo „zu hohlen, als aus der Erde zu kratzen! Wenn einer Vor„mittags ein paarmal seinen Namen schreibt, und sich zwey „oder drey Stunden auf den blauen oder grünen Stuhl „sezt: so ist das Malter Korn verdient, und der Hafer für „die Pferde darzu. Das laß ich gelten, daß ein solcher Herr „ein paar Löffel frische Milch vor der Stadt ißt, wenn er „sich eschauffiert hat, oder daß er im Grünen ein Quadrille „spielt oder ein Pfeifchen raucht. Aber das gute Geld in „Erdschollen zu verwandeln, und Mist daraus zu bereiten — „da bedenkt sich Mancher, und lehnts ruhiger zu 6 p. C., „wo er sein tüchtiges Unterpfand hat, und wo kein Mißwachs „in die Interessen kommt. Da kan man ruhig schlafen, und „braucht nicht immer nach der Wetter-Fahne zu sehen, und „um Regen zu seufzen, wie Sie thun. Gedult! ich weiß es „soll noch etwas aus Ihnen werden, aber Sie müssen folgen. „Schnell gehts nicht. Man muß abpassen, und hauptsächlich „muß Einer seyn von den Großen, der sich Ihrer annimmt. „Denn wenn man Geld machen könnte, und man hat keine „Protektion in der Stadt, so ist man halb infam."

Die Saat stand im Monat May fürtrefflich, und man versprach sich eine gesegnete Erndte. Diese Aussicht rührte indessen Niemanden, als den Armen, der Becker-Brod aß; und die Herren, die noch alte Frucht zu verkauffen, und ihre beständigen Zinsen, Pächte, oder Fruchtbesoldungen einzu-

nehmen hatten, hätten lieber gesehen, wenn das Korn in einen hübschen Preis gekommen wäre. Das Schiksal, das immer da zulegt, wo schon etwas ist, wußte es auch zum Besten der Leztern dahin zu verfügen, daß den dritten Junius ein May-Frost fiel, der an vielen Orten solchen Schaden that, daß man das Korn schlechterdings als Fourage, oder gerade als Wirrstroh abschneiden mußte. In dem Lehrbegriff sämmtlicher Cameralwissenschaften, der selten von Strephons Tische kam, stund kein Wort von Nachtfrösten, die den dritten Junius einfallen könnten, und man kann sich also die Bestürzung dieses Theoretikus ohne weitere Beschreibung denken. Der Schaden war ungleich. Nach der Höhe und Tiefe der Ländereyen, nach der Lage der Berge und Wälder, war der Frost zum Theil mehr oder weniger gebrochen worden. Diejenigen die am wenigsten gelitten hatten, klagten am lautesten, und stürmten den Amtmann, daß er einen vortheilhaften Bericht um Nachlaß der Steuer an die Regierung für sie einschicken sollte. Der Amtmann, der alles, was ex officio geschehen mußte, nicht überschnellte, wartete mit seinem Bericht, bis man ihn von der Regierung forderte; zumal da der Vortheil gnädigster Herrschaft nicht directe erfoderte, daß berichtet wurde, und diejenigen, die das Recht zu reden hatten, schwiegen. Die unruhigen Bauren aber gingen ans Ministerium, und fanden einen rüstigen Advocaten, der ihnen für doppelte Bezahlung eine meisterhafte Klage gegen ihren Amtmann aufsezte. Diese ward jenem communiciert, und Er zur Exculvation aufgefordert. Der Amtmann zauderte nicht mit seiner Antwort, und bat um eine Commission zur Untersuchung der Sache gegen ihn, die auch höhern Orts bewilliget wurde. Die Hauptfrage ward nun verlassen, die Untersuchung des Wetter-Schadens obiter behandelt, und von den Insinuationen, zu denen die Bauren in ihren Schrifften Winke gegeben hatten, Gebrauch gemacht. Die meisten dieser

Artickel waren so, daß sie nicht bewiesen werden konnten. Es ward also einträglicher gehalten, die Sache zum Injurien-Proceß einzuleiten. Zum Schein ward der andere Theil der Indemnisation auch vorgenommen, und Mann für Mann zum Protocoll gefordert. Strephon stand auf der Liste der Verunglückten, und er ward kurz nach Tische citirt, nachdem sich die Herrn Räthe benebst dem Actuarius ein rothes Kämmchen getruncken, und sämtlich ihre Pfeiffen angesteckt hatten.

Der Actuarius las. 10) „Erschien der Einwohner und Gemeinds-Mann, Gottlieb Leberecht Strephon, und stellt vor . . .

Sind Sie nicht, fragte der Regierungs-Rath, der das Präsidium führte, der Herr Sekretarius Strephon? Ich glaube, ich habe die Ehre gehabt, Sie bey dem Hrn. Baron von ** zu sehen. Und Sie wohnen jetzo hier?

Ja — war die Antwort.

„Und gefallen sich in den angenehmen Land-Leben?

Str. Aller Anfang ist schwer.

„Haben Sie gesundes Wasser hier? Sie sehen etwas bleich. Es wird doch nicht noch vom Studieren herkommen? Haben Sie Viel gelitten bey dem lezten Nacht-Frost?

Str. Ich kann es so eigentlich nicht bestimmen, das meiste, hoffe ich, soll sich noch erhohlen.

Der Aktuarius las: „und zeigte an, daß er keinen Schaden bey dem lezten Nacht-Frost erlitten hätte, und nahm seinen Abtritt.

Ihm folgte 11) Johann —

Gut, sagte der Regierungs-Rath, das kann stehen bleiben. Ich empfehle mich Ihnen, Herr Sekretarius, und wünsche wohl zu leben. Strephon stürzte zur Thür hinaus, und wußte nicht wie ihm geschah. Als er noch in der Thüre war, hörte er ein lautes Lachen von den Herrn Commissarien, die ihn als einen Pinsel zu behandeln sich berechtigt gehalten hatten.

Gegen Abend kam gewöhnlich der Ober-Förster zu den Herren, den sie alle wohl leiden mochten, und spielte eine Parthie Quadrille mit ihnen. Dieser war, den Tag vorher, bey dem Cammer-Präsidenten gewesen, und hatte Gelegenheit gefunden, ein Wort für Strephon zu reden. Se. Excellenz hatten geäussert, daß Sie einen Menschen nöthig hätten, der Ihre Privat-Correspondenz führete. Sie hatten es sich zum heiligen Gesetz gemacht, jedem, der sich an Sie wandte, eben so schnell, wie Se. Preussische Majestät, zu antworten, doch so daß der Supplicant den Brief ohne Gefahr aus der Tasche verliehren konnte. Sie hatten die Gabe, mit einer anscheinenden Wärme eines Jeden Wohl und Weh zu beherzigen; allein, wenn mans genau betrachtete, so waren es schöne Variationes Casuum. Ob man gleich nur in der Hälfte des Jahrs stand, so klagten doch Dieselbige, daß Sie, vom 1sten Januar an, gegen das zweyte Tausend in Ihren Antwortschreiben gekommen wären.

Der Oberförster versicherte, daß Strephon alle hierzu nöthige Talente hätte, und daß auch ihm hiedurch eine besondere Gnade geschähe, da er ihm seine älteste Tochter zu geben gedenke. Der Cammer-Präsident, der, als ein lediger Herr, das Mädchen bei verschiedenen Treibjagen schon ganz artig gefunden hatte, wandte nichts gegen diesen Plan ein, sondern versicherte, daß ihm nichts angenehmer sey, als die Erinnerung eines Tages, wo er einem armen Schelm zu Brod geholfen hätte.

Als die Rede von Strephon bei den Herrn Commissarien fiel, erzählte der Ober-Förster etwas von seinem Anschlag, und fürchtete nur, der Mensch würde nicht dazu zu bringen seyn, das Land zu verlassen. Brsch! rief der Aktuarius, das hätten wir wissen sollen, ich hätte nicht sobald geschrieben: „Und nahm seinen Abtritt" — Der kans uns wieder bey'm Cammer-Präsidenten reichlich vergelten! Was meynen Sie,

wenn man ihn morgen ein wenig auf seinem Gute besuchte? — Meinethalben, antwortete Einer von den Commissarien — der Teufel könnte freylich sein Spiel haben.

In dem Hause des Oberförsters war nichts als Jubel. Mutter und Tochter fielen Strephon um den Hals, erzählten ihm das Glück, das auf ihn wartete, und baten ihn, um seinet- und ihrentwillen, dem Plane des Oberförsters zu folgen. Dieser hatte würklich eine Herzstärkung nöthig, und vielleicht war die lezte Scene, die er erlitten hatte, der stärkste Beweggrund, der ihn von der Liebe zur schönen Natur abmahnte.

Es wurden ernstliche Anstalten überlegt, ihn sobald als möglich Sr. Excellenz zu präsentiren. Er war aber schon leutscheu geworden, so wie seine Schuhschnallen und sein Degen nicht mehr blincken wollten. Es mußten ihm auch neue Schuhe angemessen werden; denn von den Alten war nichts producibel. Man sagte ihm, er solte nur seine Kleider schicken, die nachgesehen werden mußten, und wie's mit seinen seidnen Strümpfen und Manschetten-Hemden stünde. Bey Tische trank ihm der Alte ein Glas guten 75ger zu, und hieß ihn das Vergangne verschmerzen. „Gedult, rief er aus, aus Ihnen muß noch ein Mann werden, der die Leute ins Boxhorn jagt. Nur frisch getrunken: Es lebe Se. Excellenz! — Was meynen Sie, die Leute sollen schon in vier Wochen bey Ihnen antischambriren, und so gut, als Sie's jetzo thun müßten, wenn Sie nach der Stadt kämen. Es ist doch besser, reiten, als geritten werden. Sie müssen nur Muth fassen. Der Herr Cammer-Präsident sind ein trokner Herr. Sie meynens aber doch redlich mit ihren Clienten.

Strephon folgte in ein paar Tagen seinem Schwiegervater, der ihn bey seinem Gönner vorstellte. Es ist eine allgemeine Regel: daß man, um sein Glück zu machen, nicht einfältig

genug aussehen könne. Dieß bestätigte sich auch hier. Die viele Demüthigung, die Strephon erlitten hatte, hatte den lezten Zug von Selbstheit in seinem Gesichte verwischt, und er stand da, wie ein wahrer Knecht. Die Großmuth Sr. Excellenz ward rege, und, ohne ihn weiter zu examiniren, befahlen Sie sogleich, daß Er und der Ober-Förster für heute zum Essen bleiben sollten.

Bey Tafel sprachen Sr. Excellenz von einer neuen Verordnung, die Sie zu machen gedächten; von den großen Gebrechen der Landes-Administration vor Ihren Zeiten, und von der allgemeinen Trägheit der Dienerschaft, die ohne Peitsche nie ihre Schuldigkeit thun wollte.

Nach Tische wurden Strephon ein Dutzend Briefe zur Beantwortung gegeben, wovon das Resultat der Beantwortung mit zwey Worten oben angemerket war. Es ward ihm anbefohlen, jedem Menschen in den Curialien lieber etwas mehr, als etwas weniger zu geben, allein sich auf die höflichste Weise in keine Art von Innhalt einzulassen. Bey den meisten ward nur der Empfang bemerket, und daß man das Gesuch an die Behörden befördern würde. Schlüßlich war die Regel: hübsch gerade und weitläuftig zu schreiben, und auf die Interpunktion wohl acht zu haben: Denn Se. Excellenz sähen auf Accuratesse. Glüklicherweise gerieth der Erste Versuch so, daß Hochdieselben gestanden, Sie seyen für diesmal wohl zufrieden, und fänden nichts auszustreichen. — Er sollte sich ferner derselben Sobrietät befleißigen, und nie zuviel avancieren.

Es ward bald in der Stadt ruchtbar, daß Sr. Excellenz einen Sekretair angenommen hätten. Man fragte, wer er wäre, wie er aussähe, besonders, ob er noch unverheurathet wäre. Einige hatten ihn gesehen, andre nicht gesehen. Nun ward seine Geschichte erzählt: wie Er bey den Herrn Baron gewesen, nachher das Gütchen gekauft, und nun wieder dies

Glück gemacht, und wer ihn dahin befördert hätte — Die Sache wurde verschieden erzählt. Einige sagten, er sey ein guter Mensch; andere, ein sehr verständiger Mensch; andere, ein sehr verschwiegener Mensch. Einige glaubten, er würde bald befördert werden; andere, daß es nicht so bald geschehen würde, zumal, wenn ihn Sr. Excellenz wohl brauchen könnten. Darinn kam aber jedermann überein: daß es ein wichtiger Posten sey; daß ein solcher Mensch, wenn er nicht nützen wolle, doch allezeit schaden könne, und folglich höchst zu menagiren wäre.

Man glaubte, daß er sein Gütchen jetzo verkauffen würde, und es fand sich bald ein Mann dazu, der als Falsarius bey der Kammer einen bösen Proceß hatte. Dieser ließ durch einen Juden darum handeln, doch aber seinen Namen nicht ganz verschweigen, mit dem Bedeuten, daß er, weil ihm das Gütchen wohl gelegen sey, auf eine Kleinigkeit nicht sehen würde.

Strephon ward überall als der Abglanz seines Herrn behandelt. Man invitirte ihn zu Piqueniks, auf Bälle, zu Dejeuners, u. s. w. Der Hofgärtner hatte gehört, daß er ein Liebhaber von Pflanzen sey; es wurde ihm also mit einem Dutzend der rarsten Gewächse aufgewartet. Auch wars Einerley, ob man eine Melone oder eine Ananas mehr in des Herrn Präsidenten Haus bringen sollte. Die Handwerksleute schäzten sich glüklich, wenn der Herr Sekretär was bey ihnen bestellte, und versicherten, sie würden die Rechnung nachbringen. Wo er von seinem Herrn in ein Haus geschikt wurde, wußten es die Nachbarn, und sagten sichs einander. Nur wars immer noch nicht entschieden, ob es ein Besuch, oder eine Commission gewesen war. Wenn man eine wichtige Begebenheit in Politicis ahndete, so wartete man auf die Augen des Herrn Sekretärs. Wenn er auch nichts davon wußte, und also nichts davon sagte, so

war doch das Stillschweigen vieler Auslegung fähig. Noch wars nicht entschieden, ob er heurathen würde, ob er eine Inclination oder keine hätte, an welche Familie er sich wohl wenden würde. Ein allgemeiner Donnerschlag aber war es, da man hörte, daß er ein Mädchen von Lande hohlte. Nun roulirte auf kurze Zeit die Geschichte vom Oberförster und seiner Patronanz in der Stadt. Die Advokaten, die immer am freyesten raisonniren, hatten gar in Entdeckung gebracht, daß der Herr Cammer-Präsident kein Kost-Verächter wären, daß Sie die Frau Sekretärin nicht erst seit gestern kennten, u. s. w. Allein auch das ward bald vergessen.

Madame Strephon kam in die Stadt, und jedermann fand, daß man ihr keine Land-Manieren anmerkte, und daß nur wenige Zeit dazu gehören würde, um sie in den völligen Bon-ton zu initiiren. Im Hinterhause des Herrn Präsidenten ward ein artiges Quartier für die junge Familie zurechte gemacht. Madame schikte sich nach und nach recht gut darein, alles anzuhören, und manches zu rapportiren. Das Publikum merkte, daß sie Einfluß hatte, und ward dadurch um ein doppeltes biegsamer. Es ward allgemein gerühmt, daß man sich bey dem Herrn Sekretär sehr wohl amusire, daß alles elegant und anständig sey, daß er sich überall als ein Mann von Geschmack zeige, daß er sogar gut zu essen gebe, u. s. w. Man zog ihn und Madame in die beste Gesellschaft. Selbst der Oberförster, wenn er nach der Stadt kam, ward an allen Fenstern angehalten, und zum Essen gebeten. Strephon schlief, ohngeachtet er manchmal gehudelt wurde, doch ruhiger, als vorher. Alle seine Westen wurden ihm in kurzer Zeit zu enge, und er sah bald ein: daß es ungleich seliger sey zu nehmen, als zu geben.

Merkur 1781/82.

Vermischte Aufsätze.

Ueber die Landschaft-Mahlerey,
an den Herausgeber des Teutschen Merkurs.

Sie müssen aus langer Erfahrung wissen, daß bey dem litterarischen Handel und Wandel noch etwas mehr und besseres herauskomme, als daß man sich an Ehre und Lob, kaufmännisch zu reden, den Sack fülle. Die Freude zur Circulation des ganzen Staatsvermögens etwas beygetragen zu haben, ist doch auch zu rechnen, und dies ist eigentlich, was den Großhändler vom Krämer unterscheidet. Ihre Entreprise von Fuhrwerk, das wir den Teutschen Merkur nennen, muß Ihnen auch darum lieb bleiben, weils einmal im ganzen Reiche durchgeht; und wenns auch nicht allzeit, da es wie andre Postwägen zur bestimmten Zeit abgeht, vollkommne Fracht vorfindet, so bringt es doch zuweilen Rückfracht mit, die einigermaßen für die erste leichte Ladung entschädigt. Eine Idee erweckt die andre, und oft brauchts keiner andern Magie, als von einem Dritten gedruckt zu lesen, was wir selbst längst dunkel über eine Materie gefühlt haben, um uns zur Entwicklung dieser Ideen zu ermuntern. So gieng mirs mit dem Briefe eines Ihrer Freunde, den Sie im Monat Julius über den Geschmack Teutschlands an der Kunst, oder wie es heißen mag, einrückten. Es liegen, deucht mich, in den paar Seiten manche Ideen in Windeln gewickelt, die einer nähern Beschauung werth wären. Der Mann hat alle seine Desideria, weil er deren viele hatte, gedrungen und kurz ausgeschüttet, und es dünkt mich nicht sehr unrecht, wenn man einige davon dem lieben Publiko teutscher Nation näher zur Beherzigung vorlegte. Dasjenige, was der V. von dem Studio der Landschaft sagt, scheint mir äußerst wahr, und kann nicht oft, und nicht nachdrücklich genug gesagt werden. Es gehört unendlich mehr poetisches Gefühl dazu, als zu andern Theilen der Kunst, eben gerade des-

wegen, weil so alles beynahe nur dem Geschmack und Gefühl überlassen, oder wie der Thor sagt, willkührlich ist, und die wenige Regeln so trockne Axiome sind, daß sie längst als höchst wahr anerkannt, und eben deswegen so wenig erwogen werden. Die meisten unsrer Kunstbücher sind in diesem Stücke nichts weiter als Aesthetik, Redekünste, Institutiones styli, Poetiken, u. s. w. Es ist nur immer die Rede davon, wie man die Verse machen müsse; aber wie der Poet, der sie machen soll, gebildet werde, kein Wörtchen, das instructiv wäre! Eben darum, weils so leicht scheint, ein Ding zu komponiren, das (wie Hagedorn sagt) einer Landschaft so ähnlich sieht, wie der Affe dem Menschen, so wagt sich mancher daran; und da, dünkt mich, wäre Verdienst genug, wenn man mit wenigem zeigte, wie schwer das Ding wäre, das so leicht aussieht.

Fürs erste gehört wohl eigentlich das große poetische Gefühl dazu, alles was unter der Sonne liegt, merkwürdig zu finden, und das geringste, was uns umgiebt, zu einem Epos zu bilden. Dies Hängen am Alltäglichen, am Unbedeutenden, wie's so viele Leute nennen, das Bemerken, was so viele andere mit Füssen treten, die botanische Jagd, wo so alle nur Gras sehen, und das Auffassen desselben — was den Charakter von Ihres Freundes Göthe Schriften und Denkart ausmacht — dies ist wohl die erste und distinktive Grundanlage des Landschafters. Wenn der Jüngling nicht in ewigen Träumen von Helldunkel gewiegt wird, wenn er nicht Stundenlang an einem Bache ruhn, oder von Wollust trunken das hohe Gewölbe des Waldes mit allen Gespenster-Erscheinungen von Streiflichtern und Schlagschatten anstaunen kann; wenn er nicht, von Spähsucht befallen, die dunkeln Gewölbe der Brücken und Kreuzgänge durchwandelt, oder nach der Dämmrung läuft, die so alles was von Licht und Schatten zerstreuet war in einen Bündel bindet — so ist er

wohl zu seinem Beruf verstümmelt, und weg mit ihm zu einer andern Beschäftigung!

Das zweyte Merkmahl, das den Landschafter charakterisiert, ist wohl dieses: wenn er sich lange an Einem Gegenstande nähren, ihn mit Liebe umfangen, und sich auf viele Monate oder Jahre seine Hütte darunter bauen mag. Bloße flüchtige Entwürfe von einem gewissen Moment der Beleuchtung, oder einer Ansicht aus einem Fixen hohen oder niedern Augenpunkt geben nur grobe Ideen von Haltung an, und verführen leicht den Compositeur, nachher die Natur ohngefähr mit drey Tinten darzustellen. Zufrieden mit dem Ausdruck des Hauptgedankens denket er den Zuschauer durch Effekt zu blenden; allein der Kenner, der mehr sucht als Dekoration, forscht bald nach der Wahrheit des Detail, ob dieses nicht mangelt. Wird aber ein Gegenstand, und auch der dürftigste oft und lange besucht, von allen Entfernungen und Augpunkten betrachtet, zu allen Tag- und Jahrzeiten umgangen, so merket man bald, was an ihm abstrakt, und was zufällig ist. Das einzige Mittel, das Auge für Luft- und Linienperspektiv schnell und sicher zu bilden! Alle Geheimnisse und feste Gesetze der Natur werden enthüllt, und man lernt alsdenn beleuchten wie sie, Mannichfaltigkeit und Magie über schon tausendmal gesehene Dinge verbreiten, und dadurch den Ekel des Einförmigen vermeiden. Ausserdem welche Einsichten in die Gränzen der Kunst, von dem was darzustellen und nicht darzustellen ist, wenn man hartnäckig bey Einem Gegenstand ausharrt! welche Uebungen für die Hand, welcher Schritt zur festen Manier, und zur Erkenntniß der Wahrheit, und des Charakters jedes Dinges! Auch der sogenannte Fleiß in der Ausarbeitung, der so vielen Nicht-Kennern oft das schätzbarste ist, ohne daß sie wissen warum, wird dadurch mit Weisheit zum Zweck geleitet, durch die Gesetze der Haltung genährt, und in Schranken gehalten.

Denn durch das öftere Wiederkommen und Versuchen hat man schon manches weg, worauf jetzo nicht mehr Acht zu haben ist, und der Eindruck und Ausdruck des Ensemble entsteht also natürlich. Die meisten stellen sich aber thörichter Weise die Entstehung dieses Begriffes als vorgängig vor allen Studiis vor, da er doch nichts als eine Folge davon ist. — Indessen hindern ihn diese umständliche Studia nicht, zuweilen flüchtige Entwürfe zu machen, oder eigentlicher zu reden, den Contour jedes Dings mit nakten dürren Linien ohne alles Clairobscur zu packen zu suchen. Und gewiß muß ihn dieses Gelüsten oft genug anwandeln, wenn Muth zur eignen Manier bey ihm entstehen will. Nur sey dies eine Frucht seines Fleißes, und eine Kenntniß, die ihm jedes Werk der Natur nach einem langwührigen Studio desselben eingeflößt hat.

Auch wär ihm zu wünschen, daß er oft, satt von der Natur, ganze Zeiten lang ruhen könnte, ohne nachzubilden; daß er wie die Biene sammle, ohne Honig zu liefern, wenn ihm der Crajon zu schwer wird, und ihm zum arbeiten so zu sagen Hände und Füsse gebunden werden. Nur das Non-Genie hat immer das Jucken zum Zeugen, oder sich Spaß zu machen. Wer aber produktive Kraft besitzt, dessen Seele ruht, und sammlet ohne zu wissen wie, wie die Natur im Winter. Und dann so däucht mich dies eine glückliche Vorbedeutung in seinem Studio zu seyn, wenn anfangs seine Thaten dasjenige haben was man unbestimmt nennt. Dies heilige Gefühl für die sanften Uebergänge der Natur, das ihn überall leitet, da keine Gränzen und Linien zu ziehen, wo die Natur sie nicht abgeschnitten hat, bestärkt ihn immer weiter in dieser Ehrfurcht, hindert ihn aber, so bald, besonders dem profanen Auge, etwas Sehenswürdiges zu liefern. Denn die Erhaltung des Moments der Beleuchtung, was die Aussicht oder den Gegenstand zu dem macht, was er ist,

ist mehr werth, so implicit sie auch ausfallen mag, als die lügenhafte deutliche Composition. Wer Wahrheit liebt und verehrt, ist nicht immer der fertigste Scribent, und in dessen Kopfe eine Welt von Ideen sich untereinander wälzt, kann oft kein Muster des Styls, aber wohl ein Mann seyn von der Art, wie Freund Hamann. Reichthum von ungeordneten Ideen ist wohl also hier, wie überhaupt, ein sicherer Prognosticon des Genies als Ordnung. Das Bestimmte findet sich gewiß nach und nach, und man muß nicht daran verzweifeln, wenn man nur treu und fleißig gewesen ist. Derjenige, der das Studium des Jünglings dirigirt, muß nicht ein Gärtner seyn, der dies Gefühl im Treibhause erziehen will: sondern er muß warten bis es unter Gottes Händen gedeyhen will. Dies ewige Vorschlagen und Ermuntern zu einer gewissen Manier, das unzeitige Vorhalten so vieler Andern, die auf ihrem Wege glücklich gewesen sind, hat uns schon manchen jungen Künstler verstümmelt, weil man ihn zwang zu fliegen, ehe ihm die Schwingen gewachsen waren. Dies Auffordern bildete Künstler à la Weirotter, die alles mit einer gefälligen leichten Schreibart darstellen, alles aber auch in einerley Art sagen, und in 200 Blättern, wie das Oeuvre dieses beliebten Meisters, nicht so viel vorbringen, als in einem einzigen Blatt der ältern Landschaften enthalten ist. Manier soll und muß werden, aber spat, wie bey Jean Jaques Rousseau, der im 40sten Jahre zu schreiben anfieng. Wo sie zu früh entsteht, ist's Selbstbetrug, verkleidete Armuth unter reichem Ameublement, und Fertigkeit ohne Wissenschaft. Wer viel nach dem Blatt und der Leinewand studiert hat, ist wie der, der viele Bücher gelesen hat. Er mag sie dann erst lesen, wenn er selbst was ist, und wenn er auf eignem Wege versucht hat, das zu werden, was jene Meister auf dem Ihrigen geworden sind. Dann weiß er das Wahre der Mittel- und Hinter-Gründe zu betrachten; dann sieht er die Kunst das

Würkliche zum Dramatischen umzubilden; und hat er erst sein Portefeuille mit ausführlichen Studien des Einzelnen angefüllt, dann beurtheilt er auch, ob die Arbeit der Vordergründe nur angereihte Compilation, oder schöpferische Bildung zum Ganzen sey.

Das lezte und sicherste Merkmal ist dieses, wenn der junge Künstler es sich lange sagen läßt, ehe er ein Gemählde seiner Composition ausführt und aufstellt. Diese Sucht brilliren zu wollen, ist, was die allgemeine Schreibsucht werth ist. Studieren ist einem Jeden erlaubt, aber nicht schreiben. Ein ausgeführtes Gemählde ist ein so edles Ding wie ein Buch. Eben weil's so leicht scheint einen Raum Leinewand oder Papier nach seinen Quadratzollen mit so etwas zu füllen, das wie Wolken, Bäume, Wasser, Kraut und Gras aussieht, und weil da nicht jeder Kenner sein Lineal von Verhältnissen anschlagen kann, so ist die Versuchung sehr groß. Aber wer nur einmal versucht, einen Eichenstamm mit aller seiner individuellen Wahrheit nachzubilden, nur einen einzigen Zug Wolken mit allen ihren Reflexen, ein Felsenstück nach seinen Schichten und Brüchen, einen Baumgipfel nach allen Lichtern und Schatten und Widerscheinen, die sich durch Aeste und Zweige schleichen, und dadurch Form und Charakter bilden, nur die ewigen Gesetze der Haltung inne wird, die alles bindet, und auf so verschiednen Wegen, nach Tagen und Jahrszeiten: für den wird das Willkührliche nach und nach verschwinden. Er wird zittern, wenn er verkleistern, ausfüllen, verschneiden und anpappen soll, weil er jedes Dings nothwendige Verbindung mit dem andern innigst fühlt. Er wird daher auf nackte Felsen keine Kräuter setzen, die er in fetten feuchten Thälern gezeichnet hatte, keine Sandhügel neben Leimboden, wenn sie auch in der Natur verbunden wären. Jeder Baum in seinen entblößten Wurzeln ist ihm nicht gleichgültig, sondern schon charakteristisch, jeder

Wurf von Aesten individuell; und so wird sein Gemählde voll von dem, was die Kenner schöne Natur nennen. Dieses Finden der schönen Natur entsteht aber nicht dadurch, daß man, ohne zu studieren und sich daran zu üben, schon zum voraus auswählt, was schöne Natur ist, und das andre aus dem Studio wegläßt; sondern der Begriff derselben entspringt eigentlich aus der Kenntnis aller Theile. Denn Charakter oder Wahrheit ist nur ein andres Wort für schöne Natur, und der Ausdruck desselben wird nur durchs Forschen hervorgebracht.

Verzeihen Sie ꝛc.

Merkur 1777.

Ueber den Mangel des Epischen Geistes in unserm lieben Vaterland.

Es war vor ohngefähr 10 Jahren eine allgemeine kritische Klage, daß wir lieben Teutschen allen andern Völkern des Erdbodens darinn nachstünden, daß wir unter unsern Produkten der Einbildungskraft so gar nichts hätten, das wir einen guten Romanen nennen könnten. Große und kleine Meister beherzigten diese Beschwerde, und man beschenkte uns bald mit einer ziemlichen Anzahl dergleichen Wesen, die man erfundne Geschichten vulgo Romanen betitelt. Selbst bey den besten ihrer Art, die wir mit Ehre den Ausländern an die Seite setzen können, zeigte sich indessen gar bald, daß der Boden worauf sie gedeihen könnten, entweder ausländische, oder antik, oder utopisch seyn müßte. Man stellte darüber Betrachtungen an, fand den Mangel des Produkts bald in unsrer Constitution, Organisation, u. s. w. Da hatten wir keine Hauptstadt, wo sich die Sittenmasse sammlen, und zum epischen oder dramatischen Extrakte reiffen konnte; da war unser Charakter zu einschichtig, unsre Regierungsform zu despotisch; tausend Dinge, die, halb wahr und ganz wahr, neben einander entstehen und bestehen können, ohne daß eins die Quelle des andern ist. Kurz, das Ding war nicht da; und weil das Kunstwerk nicht gelang, so waren Pinsel, Palette, und Cannevas schuld daran — ohne daß man an den Künstler dachte. Man verglich die Charaktere in der Natur bey uns mit dem was sie in der Nachbildung bey den Ausländern waren, und da fand sich freylich, daß die Scene in Teutschland nicht wie bey Fielding in der Küche vorgehen konnte, daß wir keine Parlamentsglieder, wenig Priester mit 20 Pfund jährlicher Einkünfte, keine Marquis, keine Abbees hatten, daß bey uns Conversation und Umgangs-freyheit eines andern Schnitts war, daß unsre Köpfe sich

um andre Ideen, und unsre Herzen um ein ganz andres Interesse drehten. Eben das, was uns hätte aufmuntern sollen, machte uns muthloß. Die Bemerkung, daß unser eigenthümlicher Charakter so unterschieden von andrer Völker ihren wäre, zeigte uns eine neue Fundgrube an, wo wir Gemählde, Situationen, Theater-Coups, Charaktere, und wie all der Episch-dramatische Hausrath heissen mag, mit leichter Mühe aufgreiffen konnten. An Aufforderung dazu hat es nicht gefehlt. Alle unsre Kritiker, sie mochten Aussichten über das ganze Feld der Litteratur oder wöchentliche Zeitungen schreiben, ruften zu: teutsch, teutsch, teutsch müssen Eure Produkte seyn.

Allein wie gelangs? Man hatte dem Schriftsteller lange vorgebetet: nichts sey so elend und fade, als eine Anreihung wundersamer Begebenheiten und Avanturen, die, in einem flüchtigen Ton erzählt, eben so ermüden, als wenn man gewaltsam durch eine Bibliothek oder Gallerie geführt wird, wo man viel sieht, und nichts genießt. Man hatte ihnen auf der andern Seite vorgestellt, nichts sey mißlicher, als die Festsetzung eines gewissen Charakters, den man durch alle Situationen durcharbeite. Sie hatten gehört, es müsse viel Detail in der Darstellung ihrer Gemählde seyn; überdieß sey es nöthig, daß der Autor in einer gewissen Stimmung sey, die dem Ganzen Farbe und Ton gäbe, wie man sichtbarlich an allen Meisterstücken wahrnehme u. s. w. Sie nahmen diese Warnungen zu Herzen, hüteten sich Charaktere auszuarbeiten, schuffen sich ein Detail das sie nie gesehen hatten, und setzten sich in eine Stimmung, die weder Krankheit noch Gesundheit, sondern eine gemachte Indisposition war. Daraus entstanden denn alle die neuern Episch-dramatische Werke, wo unter 10 nicht Eins an die Güte der Schwedischen Gräfin reicht, die sogar für keine Leser gemacht sind, denen man so deutlich die Aengstlichkeit ihrer Entstehungsart an-

sieht, daß die asiatische Banise selbst in einer consistentern Manier gearbeitet ist. — Niemand kann die Dinge lesen, ausser junge Leutchen, die sich mit der Tradition der neuern schönen Schriften schleppen. Dem Publiko der Weltleute, für die man eigentlich zu schreiben hätte, ist's, wie billig, das eckelhafteste Gerichte, weil aus der ganzen Reminiscenz ihrer Erfahrungen nichts dem ähnlich sieht, was man ihnen hier auftischen will. Die verfeinerte Welt der höhern Stände, die man mit der teutschen Litteratur aussöhnen wollte, sieht sich geäfft, und wird nicht so bald dahin zurückkommen, wo man sie so sublim ennuyirt hatte. Die meisten dieser Herrn helfen sich mit dem Mantel der Anonymität, wann ihre Paillassestreiche übel aufgenommen werden. Es wäre daher zu wünschen, daß man ihnen diesen Mantel abnähme, und daß sie in kurzer Kleidung erscheinen müßten, wie wir andre ehrliche Leute, wenn wir etwas thun wollen. Auf diese Art wären sie doch selbst dabey wie die schlechten Akteurs, und müßten zusehen, wie sie ausgepfiffen würden.

Man hat noch nie so viel vorgegeben, daß man die Alten studiere, als jetzo, und doch hat ihr Beyspiel, die Sobrietät ihrer Empfindungen, die Keuschheit ihres Ausdrucks, die ganze Kunst ihrer Composition so wenig Einfluß auf unsre Schriftsteller. Fühlen diese Herrn wohl in ihrem Vater Homer den ganzen großen Umfang seines Mährchens, die beständige Gegenwart des Subjekts, daß alles vor ihren Augen entsteht, und die Handlung mit eben der Langsamkeit und Zeitfolge fortrückt wie in der Natur; nichts vergessen wird, was da seyn sollte, nichts da ist, was nicht dahin gehörte, niemand zu viel noch zu wenig sagt, alles vom Anfang bis zu Ende ganz ist, niemand den Erzähler hört, nichts von seinem eignen Medio zum Vorschein kommt, sondern alles gerade weder größer noch kleiner erscheint, wie es jedermann mit seinen Augen gesehen zu haben glauben würde?

Dieser große Charakter des Dichters wo ist der, und wie erwirbt man sich den?

Die jungen Herrn wollten wie gewöhnlich nicht anfangen von unten auf zu dienen. Daher gings hier, wie in allen Verrichtungen des Lebens: sie waren nicht zu brauchen. Hätten sie ihre Meister gefragt, durch wie viel vorläufige Studia, vergebliche Versuche, durch wie viel Ausharren, und nach wie viel vernichteten Werklein, endlich das entstanden ist, was man jetzo mit Recht in ihren Produkten allgemein bewundert: so würden sie gesehen haben, daß eine Frucht, die der Reiz aller Gaumen ist, von fürtreflichem Keim seyn, und doch nur langsam gedeihen könne.

Zum epischen Wesen gehören wackre Sinnen. So sehr man jetzo von Liebe zur Natur schwatzt, sie sind doch wenig der Herren Poeten, die so ganz von Natur durch die Gegenwart eines lieben Baums zur Serenade erweckt würden, wie Freund Asmus. Bey den meisten ist's garstige Tradition, und sie lieben die schöne Natur, weil sie ist beschrieben und besungen worden. Ausser dem trennt sie die Sekte der Empfindsamkeit und des Geniewesens von allen ihren Brüdern. Was sollen sie an Menschen sehen können, deren ganzes Spiel von Leidenschaften ihnen zu alltäglich, allzuphilisterhaft vorkommt, als daß es aufgenommen zu werden verdiente? Ehedem glaubte man, um seine Kunst in Schilderungen zu zeigen, man müßte alles in der Farbe des Lächerlichen mahlen. Man wählte sich also seine Personage, behieng sie mit allen Schellen der Karikatur, führte sie durch allerley Situationen durch, erhöhte was da war, verbarg was man wollte, und so entstand das pikante Produkt, das man Satyren nennt, die aber niemand heutzutage mehr mag. Der Grund davon ist deutlich einzusehen, weil alles übertrieben, und nichts zum Menschlichen oder zum Momentanen herab gemildert ist.

Jedermann schwatzt von der Gutmüthigkeit Shakespeares, als dem ersten und wesentlichen Ingredienz seines großen dramatischen Charakters: und vielleicht ist diese Qualität doch nie noch recht erwogen worden, wie sie seyn sollte. Gewiß derjenige, der ein Gemählde menschlicher Sitten liefern will, muß eine große Dosis davon haben, wenn er ihnen überall nachschleichen, sie in allen Masken und Verkleidungen doch immer als menschlich und nicht phantastisch aufgreiffen will, Er muß den Glauben haben, überall etwas merkwürdiges aufzufinden, ehe er darnach ausgeht: und so wird ihm bey jedem Schritt etwas aufstoßen, das er, in seiner Manier erzählt, darstellen kann. Ueberall ist Spiel menschlicher Leidenschaften, wie überall Spiel Schattens und Lichts; nur gehört der Hohlspiegel und die Camera obscura dazu, den Unachtsamen zu überführen, daß es würklich da ist.

Aber was sieht die kränklende Intoleranz des gemeincultivirten Kopfs auf seiner Reise durch die Welt? Grade so wie der Mann von Stande, der sich überall incommodirt fühlt, in seinem bequemen Wagen schläft oder ankommen will, nichts findet wie zu Hause, und deswegen nichts des Anblicks würdigt. Man vergleiche damit die Naivetät des gemeinen Mannes, des würklich sinnlichen Menschen. Seine Gabe zu sehen macht ihn zum beredtsten Erzähler. Seine Einbildungskraft ist roh, durch Vergleichungen ungebildet. Das Gegenwärtige ist ihm daher immer groß und anziehend, weils von allen Seiten Eindruck auf ihn gemacht hat. Man höre ihm nur zu, wenn er die geringste Stadtbegebenheit, einen Todesfall, eine Familiengeschichte erzählt. Er eilt nicht schnell zum Schluß, wie der philosophische Erzähler; er drängt keine Begebenheiten, er mahlt aus. Jeder einzelne Eindruck ist ihm kostbar, er sucht ihn wieder zu geben. Daher das Umständliche das den Gelehrten so lästig ist, und das doch eigentlich das Ding zu einer Begebenheit macht. Man höre

nur auf die Conversation eines Weibes, eines Jägers, eines Soldaten, und man wird eine Gabe zu erzählen finden, die dem Scribenten nachzuahmen ohnmöglich fallen wird.

Die Brocken kleiner Begebenheiten, die, unter den seltsamsten Sprüngen der Laune, Yoriks Werken eingewebt sind, bleiben sie nicht für den Liebhaber die kostbarste Reste seiner Erfindungskraft? Was ist an allen diesen Geschichten der Werth, wenns nicht das Umständliche ist, das alle Geschöpfe seines Hirns beynahe zu lebendigen Personen macht? Wer giebt eine einzige solche Scene, wo sich die Arme und Füße Trims oder der Madame Wadmann bewegen, gegen eine Schatzkammer der herrlichsten Sentiments?

Man frage doch unsre jungen Herrn, die uns so freygebig mit Dramen und Begebenheiten beschenken, wie weit sich ihre Reise durch das Leben erstrecke, wie viel sie davon durchgeschlendert, wie vieles sie besucht und begafft haben! Obs nicht alles von Hörensagen, obs nicht alles gelesen ist! Sie sollen sich nur üben Einen Tag, oder Eine Woche ihres Lebens als eine Geschichte zu beschreiben, daraus ein Epos, d. i. eine lesenswürdige Begebenheit zu bilden, und zwar so unbefangen und gut, daß nichts von ihren Reflexionen und Empfindnissen durchflimmert, sondern daß alles so dasteht, als wenns so seyn müßte. Alsdann wenn sie darinn bestehen, wollen wir ihnen erlauben, uns mit größern Werken zu beschenken; dann sollen sie Befugniß haben, ihre Prinzen und Prinzessinnen zu produciren, und sie mit allem auszustatten, was ihnen gut deucht. Bis dahin aber wollten wir uns ihre Erscheinung noch verbitten.

Ausserdem wäre zu bedenken, daß unter dem nichtschreibenden Publiko zuweilen Personen mit auf den Bänken des Parterre sitzen, die selbst das gethan und gewürkt haben, was hier vor ihren Augen von den Marionetten des Verfassers tragirt wird, und daß diese Zuhörer noch weit mehr zu respek-

tiren sind, als die gemeinen Feld- und Feuerschreyer des gelehrten und schreibenden Theils. Sie haben bisher mehr zu thun gehabt, als dieß müßige Handwerk zu treiben, und von ihnen gilt daher was der treuherzige Berlichingen von sich in seinem hohen Alter prädiciert: daß er nun zu schreiben anfange, weil er zu sonst nichts mehr tauge.

Merkur 1778.

Aus einem Schreiben an den Herausgeber des teutschen Merkurs über die Frage: Wie eine Kupferstichsammlung anzulegen sey?

Sie verlangen von mir einige Kautelen, wie man mit Nutzen eine Kupferstichsammlung anzulegen habe. Grundsätze helfen hier nicht: allein das Gefühl des Schönen, ein durch eignes Zeichnen geübtes Auge, thuts auch nicht allein. Es gehört schlechterdings Zeit- und Geldverlust mit darzu. Auch hier heißt es: ohne Schaden lernt man nichts. Es giebt leider sehr viele Sammler, die schlechte Kenner sind; allein ich habe noch wenige Kenner gesehen, die nicht Sammler gewesen wären, es sey nun auf ihre eigne, oder großer Herrn Rechnung. Um das Beste in jeder Art zu haschen und habhaft zu werden, gehört ein sehr eifersüchtiges Auge dazu, um nach und nach das Verdienst nicht allein jedes einzelnen Blatts, sondern jeder einzeln Qualität von Abdrücken nachzuspähen; und dies ist, ohne eignen Besitz, beynahe nicht möglich. Wie viele alte und junge Kenner streifen jährlich nicht die Kunstkabinete von Europa durch, und wie wenige kommen mit erleuchteten Augen zurück? Es sind wenig Reisende, die nicht die Sammlung des Hrn. v. Leyden und Vlaardingen in Leyden gesehen haben, die in den Artikeln Rembrand und Berghem alle Kabinete der Könige und Fürsten beschämt; und doch scheints wenig edlen Geschmack verbreitet zu haben. Freylich bleibt auch in schlechten Abdrücken der großen Meister noch so viele wahre Schönheit zurück, daß sich leicht ein warmer Liebhaber damit befriedigen läßt. Der ganze Umfang ihres Genius, die höchste Stärke ihres Ausdrucks, und gerade das Individuelle in den kleinsten Theilen, worauf jeder Compositeur so stolz ist, daß er Blut weinen möchte wenn das geringste Jota davon verkannt wird — dies ist nur in ganz wenigen Exemplaren zu finden

— und es vorher errathen ist ohnmöglich, wenn man's nicht gesehen hat. Allein um es sehen zu lernen, muß man die ganze Litaney der Kopien und schlechtern Abdrücken durchgegangen haben, sonst wird man nicht aufmerksam darauf.

So wenig man sammlen soll, ohne zu studieren, so wenig läßt sich studieren ohne Sammlen, weil dieses so zu sagen der Zunder oder das Zeug ist ohne den das Feuer keine Nahrung hat.

Es ist allerdings eine Thorheit, wie Hr. Fueßlin sagt, blos ein Blatt haben zu wollen, weil es selten ist. Allein kennen muß ich die seltnen Blätter so gut wie die Münzsorten, weil sie eine Waare sind, die ihren einmal angenommenen Werth hat. Man besitzt oft etwas lange, dessen imaginairen Werth man nicht kennt, vertauscht es endlich an einen Händler gegen etwas wesentlich Besseres, und verliert doch 2 bis 300 Procent vom Kapital, wenn's als Waare auf den Markt gebracht wird. Es ist dem wahren Kenner freylich sehr gleichgültig, ob in Rembrands Hochzeit des Jason und der Creusa die Dame ein Häubchen oder eine Krone aufhat, wenn nur der Abdruck gut ist: allein der Eine gilt oft 7 und der Andre 70 fl. und das ist nicht gleichgültig. Ein guter Abdruck von Rembrands großem Coppenol ist mit dem schwarzen Grund für oft 3 Ldor zu erhalten; allein derselbe Coppenol mit dem weißen Grund ist schon mit 4 bis 500 fl. bezahlt worden, und in dem Februar dieses Jahrs legte ein Kenner in Paris 1400 L. dafür auf den Tisch, damit er nicht in den öffentlichen Ausruf kommen möchte. Johann Lutma ohne Fenster und mit dem Fenster ist sehr verschieden im Preiß. Ob der Pferdeschwanz im Samariter weiß oder schwarz ist, darüber müssen ebenfals die Ducaten entscheiden u. s. w. Es wäre sehr zu wünschen, daß ein Liebhaber, der die gehörige Kenntnisse hätte, ein Verzeichniß ans Licht gäbe, worinn dasjenige was in den Kunstwerken

jedes berühmten Meisters das Seltene ist, angemerkt wäre; so wie eine Scala der verschiedenen Preiße, zu verschiednen Zeiten, in verschiednen Ländern. Manche Kunstwerke sind in ihrem Preise gefallen, manche sind gestiegen, und manche steigen noch. So sind wenige Blätter von Lucas v. Leyden ehmals in Amsterdam, wie man noch die Urkunden davon hat, zu einem unglaublichen Preiß bezahlt worden, die jetzo bis auf ihren natürlichen Werth gefallen sind. Albrecht Dürers Werke haben in England noch vor kurzem im Preiß ausserordentlich gewonnen. Rembrands Blätter steigen täglich, und das Hundertgulden Blatt, dessen gute Abdrücke 1750 nur zu 20 bis 39 fl. standen, ist bis zu 40 Ducaten gestiegen; eben so Berghems Blätter. Wille hat bey seinen Lebzeiten noch zuweilen die Befriedigung, daß ihm selbst sein Zeitalter Gerechtigkeit widerfahren läßt, indem er seinen Comte de S. Florentin, den er für 12 L. weggab, jetzo mit 100 Livres und mehr für die Liebhaber aufzukaufen genöthigt ist. In Holland stehen die Berghems im Preise am höchsten. Die kleinen und unbeträchtlichen Blätter von Rembrand bezieht man von daher um ein sehr billiges: allein die Kapitalblätter dieses Meisters sind dort am theuersten, hingegen von einer ausserordentlichen Güte. Die Marc Antonio's und alle Italiänische Meister sind in Paris gegen Amsterdam in hohem Preiß, die Berghem aber von daher billiger, und auch zuweilen gute Rembrands um ein mäßiges Geld zu erhalten. Die Callots sind in Amsterdam beynahe für nichts geachtet, wenn man die Pariser Preise dagegen hält. Ueberhaupt scheint in Holland das Verdienst der Haltung, und in Paris so wie in Italien mehr das Talent des Ausdrucks geschäzt.

Das sicherste Mittel sich für Schaden zu wahren, ist ohnstreitig dieses: daß man anfangs auf nichts als auf die Erhaltung von Probdrücken streng halte. Es ist wahr, die ersten Abdrücke nach den Probdrücken, oder die sogenannten

Anciennes Epreuves auch mit der Nummer und der Unterschrift bezeichnet, geben den erstern an Güte nichts nach. Allein ehe man die ganze Kraft und die höchste Schönheit eines Blatts genau kennt, darf man sich mit unsichern Exemplaren nicht abgeben, zumal bey auswärtigen Commißionen, wenn man die Treue und Ehrlichkeit der Leute noch nicht erprobt hat, mit denen man zu thun bekommt. In gewissen Werken, wie bey dem Artickel Vischer und Suyderhof circuliren gemeiniglich unter den Händlern nichts als gemeine Abdrücke, die nicht einmal des Platzes, geschweige des ungeheuren Gelds werth sind, so dafür gefordert wird. So wird für einen ersten Abdruck des Münsterschen Friedens von Suyderhof nach Terburg oft bis auf 100 fl., für den Leyermann von Vischer nach Ostade 40 fl., für den Bal von J. Vischer nach Berghem 30 fl. u. s. w. bezahlt, da die guten Abdrücke mit Nummern nur das Drittheil und die schlechten gar nichts werth sind. Auch sind die meisten von dieser Künstler Werken in die Hände oft des dritten Verlegers gerathen, wo immer Einer, so wie auch bey den alten Italiänischen Stichen, die Platte um 25 fl. verdorben hat. Das Werk von Ostade mit den seltnen Exemplaren ohne Nummer und Namen steht oft zu 400 fl., da dieselbige 25 Blättgen in der gewöhnlichen Qualität zu 5 - 6 Ducaten verkauft werden. Das Werk vom Ritter Hondt ist von 250 fl. bis auf 30 zu haben. Berghems und Potters Blätter, auch die geringste, werden in Amsterdam mit Gold aufgewogen, so lang sie keine Nummern und Namen haben.

Was sind die alten Abdrücke von Edelink und Masson gegen die neuern, deren Fabrike ohne Ende fortgeht, und die am Ende nichts zeigen als den Schatten des Künstlertalents? Indessen gehören Augen dazu, den Unterschied wahrzunehmen. — Man kann von diesem einzigen Zweig der Kunstkenntnisse, wie von allen andern sagen: Es ist ein

Ocean, und wer sich ohne Steuermann darauf begiebt, verunglückt leicht. Die wahren Kenntnisse circuliren nur wie Hausmittel und Geheimnisse unter den Liebhabern, weil jeder nicht gerne das unentgeltlich wiedergiebt, was er sich mit Schaden und Zeitverlust so theuer erworben hat. Auch das ganze Gewerbe der Händler erhält sich dadurch, daß diese Kenntnisse Geheimnisse bleiben. Denn es giebt sogar einige darunter, die falsche Münzer sind, und Kopien für Originale verkaufen. Indessen vertreiben doch auch die gewissenhaftern unter ihnen gern gewisse Raritäten, die nichts minder als selten sind, sondern die alle Tage wieder aufgeprägt werden, wie z. E. der Ecce Homo von van Dyk, und die H. Katharina von Rubens, oder die Magdalena von Biscaino, radiert.

Hier haben Sie, theurer Fr., einige wenige flüchtige Bemerkungen und Fingerzeige. Wenn Ihnen daran gelegen ist, mehr ins Detail zu gehen, so erhalten Sie bald Kautelen über einzelne Werke, oder auch über einzelne Blätter. Wenigstens muste ich Ihnen hier zu Anfang in Zahlen und Ziffern andeuten, wie viel und mancherley Qualitäten es von einer Waare giebt, um die sich so viele Leute bekümmern, und die doch so wenige kennen rc.

Merkur 1778.

Ueber den engherzigen Geist der Deutschen im letzten Jahrzehend.

Es hat nicht allein jedes Jahrhundert, sondern jedes Jahrzehend seinen besondern Geist, der das ganze Meer menschlicher Meynungen und Neigungen bewegt, und entweder macht, daß alles tobt oder stockt. Politik, Religion, Moral, Litteratur, Industrie, Komerz, Kultur, hängen alle so genau zusammen, wie die ganze Kraft der menschlichen Seele, ob man sie gleich dem Namen nach trennen muß, um verständlich zu seyn, — so wie man von Geist und Leib, Verstand und Willen, höhern und niedern Seelenkräften als verschiedenen Dingen spricht. Keins von allen kann seine besondere Richtung nehmen, vorzüglich bearbeitet oder vernachläßigt werden, ohne daß das Ganze eine Veränderung leide.

Wie es in Ansehung des Intellektuellen mit uns stehe, ob die dermalige Menschen-Race der andern auf die Schultern steige, ob wir vor- oder rückwärts gehen, oder ob wir beständig beschäftigt sind, ohne etwas zu produciren, diese Frage bedarf Erörterung. Sie ist nicht so leicht entschieden; allein über die Zusammentreffung gewisser Phänomene in der jetzigen intellektuellen Welt, lassen sich wohl einige Worte verliehren.

Es scheint sich ein Cynischer Bonsens des Ganzen bemächtigt zu haben, der alles Verhältniß von Groß und Klein zerstört, im Empyräo des allein Nützlichen wandelt, über alle Theorien spöttelt, nichts glauben will, was er nicht mit Händen greifen kann, und alles Edle als unnütze angrinzt.

Der Strom der Wissenschaften scheint nicht mehr in einem sichtbaren, tiefen und sichern Beete fortzufliessen — man hat ihn gedämmt, und durch Encyclopädische Bemühung in tausend Kanäle und Rinnen abgeleitet, so daß jeder seinen Antheil an der Gemeinheit hat, — allein dafür ist er bis auf den Namen im Sande versiegt, und fürs Ganze verlohren.

Vor ohngefehr 50 Jahren spintisierte man über Religion. Die Hallische und Wittenbergische Schule erregte Aufsehen. Fürsten und Grafen waren aufmerksam auf das, was Spener oder Franke decidiren würde. So klein uns dieses vorkommt, so klein ist aber doch nicht der Eifer und das Forschen nach Wahrheit und Gewißheit im Guten, das damals alle Gemüther beschäftigte. Es hatte Einfluß auf Sittenmasse und Gewissen, und so lange Groß und Klein über alle Festucas der Dogmatik spintisierte, glaubte auch Groß und Klein an eine Allgegenwart Gottes. Jetzo haben wir immer die Freyheit, öffentlich nichts zu glauben, als was erwiesen werden kann. Man hat der Religion alles Sinnliche, das ist, das Genießbare genommen. Man hat sie in ihre Bestandtheile zerlegt, Farbe und Licht daran skeletiert, und weil man nun weiß, wie viel Acidum und Alcali sie enthält, so steht sie oben in einer Büchse und kein Mensch will davon kosten. Zum Glück daß der Theil der Welt, der dadurch verschlimmert ist, bey weiten den Kleinern ausmacht, nicht in die producierende, sondern in die verzehrende Klasse des Herrn Schlettwein gehört, und deswegen weder Pflug noch Rad stille steht.

Indessen bey allgemeinen Weltbegebenheiten, bey Umwandlungen ganzer Völker, bey innern neuen Einrichtungen einzelner Staaten bemerkt man deutlich, daß der Geist der Independenz dictiert, und daß man so ziemlich versichert ist: qu'on peut tout oser. Vor Zeiten zog man noch ein lächerliches Ius gentium & Naturae zu Rathe, und man würde sich vor hundert Jahren erst erkundigt haben, was Pütter dazu sagen würde, ehe man eine offenbare Ungerechtigkeit begieng. Es muste allerdings respectiert werden, nicht wie die gelehrte Arbeit eines einzelnen Mannes, sondern wie die laute Stimme der Menge, die durch diese Gründe ihr allgemeines Interesse vorgetragen fand, und Nahrung für ihr

Wohl und Weh, für ihre Zu- oder Abneigung saugte. Da es uns aber jetzo weder wohl noch wehe ist, niemand weder Thatsachen noch Gründe prüfen kann oder mag, so hilft man sich durch einen Locus communis, und glaubt, es sey zu allen Zeiten nicht viel besser gewesen.

Der Geist der Ordnung, der in allen innern Einrichtungen herrscht, hat zwar einen geschwindern Umlauf der Geschäfte hervorgebracht, und das bewürkt, daß jeder es ohngefehr so macht wie der andre, und das ganze Departement, so gut wie das Bataillon, sein Gewehr in einer Linie, und in einem Tempo präsentiert. Allein der tabellarische Geist hat hingegen den individuellen verdrängt. Und da es jeder gleich gut machen soll, so macht es nicht leicht einer besser als der andere. Jedes Mannes Gewalt und Redlichkeit ist so enge controlliert, und jeder so subaltern von dem andern, daß es kaum der Mühe lohnt, das Zutrauen zu verdienen, das man ihm zum voraus versagt hat. Man glaubt auch hier nicht an das Unsichtbare, nicht an alle Hinderniß und Fortgang, den guter und böser Wille bewürken, nicht an das, was weder bestraft noch belohnt werden kann: allein dafür ist der Erfolg der Einrichtung auch so sicher, wie die Bilanz einer Preußischen Populations- oder einer Russischen Zolltabelle. Dazu kommt die edle Sparsamkeit des Staats, wo jeder Thaler, der ausgegeben wird, nur mit einem sichtbaren und attestierten Dienste in Ausgabe passiren soll. Auf große Einrichtungen, die erst eine späte Ausbeute geben, wird nicht leicht etwas verwandt, und auf den Fortgang einer Wissenschaft, oder auf das Aufkommen eines einzelnen eminenten Kopfs nicht geachtet. Wie klug würde man bey uns, in unsern kleinen Staaten darüber gelacht haben, wenn einer dafür bezahlt werden sollte, daß er Mayerische Mondstabellen oder Eulerische Courben berechnet, indeß daß England nach den Formeln dieser Müssiggänger seine Marine einrichtet,

und die ganze bewohnte Welt, den wohlthätigen Einfluß ihrer Nachtwachen verspürt.

Noch nie hat man sich so sehr über Systeme ereifert, und lustig gemacht, als jetzo, — da keine mehr gemacht werden, — so sehr man izt die Toleranz erhebt, da keine mehr nöthig ist. Wär es Leibniz und Newton nicht um Festsetzung einiger Wörter, nicht um neue Bezeichnung einiger Ideen zu thun gewesen, sie würden das nicht geleistet haben, was man an ihnen bewundert. Dank sey es den Systemen und Hypothesen, daß wir so viele nüzliche Beobachtungen und Versuche kennen! Und wo ist der große Mann, der je Epoche und Umwandlung bewürkte, dessen ganze Seele nicht an einem Ariadnischen Faden irgend einer goldnen Hypothese durch das Labyrinth menschlicher Meynungen sich durcharbeitete. Unsre heutigen Philosophen aller Stände, die so gar nichts nöthig haben — den ganzen Schatz menschlicher Kenntniße so vieler Jahrhunderte als bekannt oder unnütz bey Seite legen — was werden sie wohl am Ende hervorbringen? Vor Zeiten war Wissenschaft und Kunst das Eigenthum Weniger. Man hielt es für eine Art Zauberey, und der Nimbus, der die Gelehrsamkeit umgab, brachte ein stilles Anstaunen hervor, das in eine thätige Bewunderung und wohlthätige Dankbarkeit der Welt übergieng. Jetzo aber ist der Tempel ein öffentliches Haus geworden, wo jeder aus- und einlauffen kann, jeder Trepp auf- und abgeht, — aber dafür wenige darinn dienen und wohnen. In der frühen Jugend hören Menschen von allen Ständen das Geklimper von Kunstwörtern, ihre Lehrer erklären sie, thun ab und hinzu, zeigen das Mögliche und Würkliche jeder Kunst, die Entstehung jedes Genius, und die Analyse jeder Schönheit insbesondere. Die Charakteristik wiegt jeden eminenten Menschen bis auf ein Loth ab, zeigt die Revolutionen, die er bewürket hat, und bewürken hätte können, entdeckt die

ewige Kette zwischen Ursach und Würkung, und richtet in der Literar-Geschichte mit ihrer pragmatischen Behandlung dasselbe Elend an, worunter die politische seufzt.

Hierzu ist die Menge der Journale eine ewige Fundgrube, wo jedes kleine und große Ereigniß, mit der wahren Behendkeit einer Commère, von Haus zu Haus fortgetragen wird. Keine Nation ist so kritisch wie wir, keiner wird von ihren Vorschreyern die Meynung, die sie haben soll, so vorgekaut, aber auch keine hat so wenig eigne Meynung, wie die unsre. Mit stillem Bedauern bemerkt man so oft, wie beynahe alles verkannt wird — das mittelmäßigste Produkt wird mit eben dem Willkommen empfangen, wie das treflichste seiner Art, und das Tragen und Triumphiren dauert so lange, bis es irgend einem Schreyer gefällt, die Sache zu verbieten. Alsdenn legt sich der Tumult, und jeder sieht wieder gutmüthig ein, daß er sich geirrt habe.

Jede Nation hat in Wissenschaft und Kunst eine Art von Naturqualität, unter der nichts gearbeitet werden darf. So haben in Frankreich und England die Schriften, die zur Lektüre dienen, daher immer eine gewisse Art von Werth. Dieses zeugt von einer Kultur der Nation im Ganzen, und von einer Homogenität der Empfindung. Wir haben aber hierinn noch nichts Bestimmtes, und es erscheinen alle Tage Produkte, die nirgendswo nur in die Hand genommen würden, als bey uns. Die Drama's und Monodrama's und Romane der Jahre seit Anno 1773 sprechen hierinn mit tausendfachen Zungen Beweises genug. Und wie mit weniger Unterscheidung wird hingegen den Edlen begegnet, die dem Gefühl und Geschmack der Nation eine wahre und bessere Richtung gegeben haben! Wird wohl je die Anekdotensucht in einem Lande weiter getrieben als bey uns? Leute, die sich Einsicht und Beurtheilungskraft zuschreiben, hören mit Wollust den ersten Verläumder und Taugenichts an, der durch irgend eine

Lüge oder ein verdrehtes Faktum das Publikum zu bereden sucht, es sey mit dem Manne, dem man nun einmal so viele Talente anerkennen müsse, doch im Grunde schlecht beschaffen. Welcher edeldenkende Mensch wird nicht zum voraus dem Verläumder das Maul stopfen, so bald er ihm beweisen will, der ehrliche Mann sey ein Schurke? Denn gewisse Dinge müssen schlechterdings als unwahr verworfen werden, so bald es den Leumund eines anerkanntwürdigen Menschen angeht, oder es bleibt weder Glaube noch Liebe in der Welt.

Und denn wie betragen sich unsre Geschäftsleute bey dem ganzen Werk der Literatur? Sind die Reichen und Mächtigen des Volks in ihren so vielen müßigen Stunden — wahre Dilettanten und Beförderer der Wissenschaft? Haben wir viele Ducs, Grafen und Mylords unter den Schriftstellern der Nation? Candidaten der Theologie schreiben bey uns über Staats-Interesse, Commerz, Industrie; und Studenten erkühnen sich die Tableaux unsrer sittlichen Welt auszufertigen, indeß daß ihnen noch kein gutes Haus offen stand, sie keinem Manne von Werth, und keinem Frauenzimmer von Verdienst nahe gekommen sind. Man prätendiert von uns Stern's, Richardsons, Fieldings, Shakespeares, und, Gott weiß, was für Etres mehr — und mancher Mann vom Stande würde erröthen, wenn es auf ihn herauskommen sollte, daß er diesem oder jenem Literator einen Stuhl gesezt hätte.

Und ganz Unrecht haben die Leute vom Stande nicht, denn in der schrecklichen Menge des schreibseeligen Volks, was sind da nicht für falsche Prätendenten an Wiz, Welterfahrung, Laune u. s. w., die dem Weltmanne darum so viel ekelhafter vorkommen müssen, weil sein ganzes thätiges Leben ihn hierinn zum feinsten und strengsten Richter geübt hat. Es schreiben daher diejenigen meistens, die keinen Beruf hatten; und hingegen schweigen viele von denen, die die

Natur mit allem ausgerüstet hatte, was nöthig war, ihre Zeitgenossen zu belehren, oder zu vergnügen — weil sie es bedenklich finden, die bequeme Lage der Unbekanntheit zu verlassen, und sich dafür der Gefahr auszusetzen, von jedem, ders unternehmen will, im Guten oder Bösen verurtheilt zu werden.

Die Undankbarkeit, womit verdiente Genien, deren Werke zuversichtlich auf die Nachwelt kommen müssen, noch bey ihrem Leben behandelt werden, ist darum bey uns eine bedenkliche Erscheinung, weil man den Grund davon nicht so leicht einsieht. Würde die Saite des Enthusiasmus anfangs zu hoch gespannt, so müßte man sichs gefallen lassen, daß sie mit der Zeit nachgäbe. Aber so wie die Dinge bey uns stehen, giebt jeder von seinem Bißgen Achtung so wenig her, als er kann; und er fürchtet, so viel von seinem eignen Werthe zu verliehren, als er dem andern an dem seinigen zusetzt. Daher ergreift man auch die erste Gelegenheit, die sich vorfindet, den Vorschuß wieder einzuziehen, sobald sich irgend ein Bube findet, der öffentlich ausruft, es sey im Guten zu viel geschehen.

In England würde bey der Vorstellung eines Lieblings-Drama mancher edle Mann erröthen, wenn einer entdeckte, daß er aus Liebe zur Kunst auf einmal so viele hundert Billets habe holen, und zernichten lassen. Bey uns hingegen erinnert man sich noch Jahre lang, wie viel ein einziges Billet vor Zeiten gekostet habe, und sieht den Autor, der durch sein Talent längst saldirt hat, als einen Menschen an, dem man ein paar Thaler habe zufließen lassen.

Steht er endlich in einer politischen Verbindung (und wo ist bey uns ein Apostel, der nicht zugleich Teppichmacher seyn müßte?) so wird ihm nicht allein das Wenige aus dem gemeinen Schatze, woran so Viele nagen, höchst sparsam zugemessen: sondern er darf auch sicher rechnen, daß seine ganze

Art zu seyn und zu leben, die ohnmöglich förmlich seyn kann, mit dem Richtscheid des Lächerlichen abgestrichen wird. Groß und Klein erkennt bey uns keine andern Virtuosen, als Geiger und Tänzer, denen man ihre große Pensions und ihre Abschweifung von der gemeinen Linie verzeiht. Die Wohlthat einer neuen Vorstellungsart, eines einzigen praktischen Grundsatzes, oder was das Unschätzbarste ist, die gute Laune, die ein Schriftsteller über sein ganzes Zeitalter ausgebreitet hat, wird bey uns nur als Beytrag zur Lektüre geschätzt, und man spricht davon, wie von einer Cadenz — und deswegen erlaubt man sich auch, das Talent von dem Manne zu trennen, und entblödet sich nicht, den Charakter, der doch eigentlich die Quelle von dem allen war, zu hudeln, oder wenigstens in der Achtung zu vernachlässigen.

Die Dichterey verhält sich ohngefähr wie der Wein. Die meiste Nachfrage darnach ist immer da, wo er nicht mehr wächst. Die nordischen Völker sind von jeher dafür bekannt gewesen, daß sie dieses fremde Produkt zur Herzstärkung nöthig hätten, da man hingegen in den Ländern, wo man von Natur lacht und singt, sich mit Wasser behelfen kann. Bey uns muß die Stirne von Weingeist warm seyn, wenn man ein Vorübergehen von Sorglosigkeit und Heiterkeit darauf bemerken will. Der arme Franzose und Savoyarde ist aber den ganzen Tag über so gestimmt, und sein poetisches Leben fängt an, wenn er aus dem Bette springt. Bey uns ist die Sinnlichkeit ein Rausch, und wir schämen uns ihrer, wenn sie vorüber ist. Ist es also ein Wunder, wenn wir die Existenz eines Menschen, dessen ganzes Leben ein Rundtanz solcher Empfindungen ist, schief beurtheilen? Daß wir das Müssiggang und Zeitverlust nennen, wenn bey ihm das Saamenkorn zu künftigen herrlichen Erscheinungen schläft und erstirbt? Er soll sein Tagewerk verrichten, und zeigen, wie er seine Zeit angewendet hat!

Wir Teutschen sind zu allen Zeiten rechtliche Menschen gewesen, und wir sind zufrieden, wenn man uns nichts nachsagen kann. Wir erlauben wohl die Liebe zur Kunst, wie (in den Leiden des jungen Werthers) jener Vormund seinem Mündel ein Mädchen; nur in gehörigem Maaß, und daß nichts wichtigers darüber versäumt werde! — Zu gehöriger Zeit gegessen, getrunken, gearbeitet, und gegen Abend das Mädchen besucht. — Aber nur daß kein Mißbrauch daraus entsteht!

Merkur 1779.

Briefe über Mahler und Mahlerey an eine Dame.

Gnädige Frau,

Sie schicken mir Ihren D'Argenville zu, mit dem Bedeuten, daß ich Ihnen auszeichnen soll, was sie aus diesen vielen Hundert Leben von Mahlern und Künstlern zuerst lesen sollen, um sich in der Kunst zu bilden. Verzeihen Sie mir: Sie können alles lesen, ohne allen Schaden und Nutzen, von vorn bis hinten, und es wird, wie ich zu Gott hoffen will, mit Ihrem Geschmack in der Kunst stehen, gerade, wie es stand, ehe Sie die Lektüre begannen. Diese Art von Büchern, worinn die Legenden von den Fehlern und Tugenden berühmter Männer enthalten seyn sollen, sind nicht durch dasjenige schädlich, was sie enthalten, sondern durch dasjenige, was sie nicht enthalten. Diese Geschmackslehrer dreschen ewig Stroh, und also kanns keine Körner geben; allein unterdessen wird mancher abgehalten, sein wahres Korn auszudreschen, weil es im Publiko verlauten will, man habe schon überall gedroschen. Derweile daß ein Mengs, der selbst einer der größten Meister ist, mit Ehrfurcht und Bescheidenheit zu Werke geht, wenn er von seinen Freunden um Rath gefragt wird, wie ihm das Verdienst eines oder des andern großen Künstlers durch sein Medium erscheine: nimmt dieser Franzose seines Ahnherrns des De Piles Schnellwage, die jener bloß zum Spaß erfand, und wägt Menschen der Ersten Größe durch alle Jahrhunderte und Nationen durch; und damit es ihm nicht an Ruf der Sagacität gebreche, bemerkt er weislich ihre Fehler und Gebrechen nach a) b) c). Jedes raschgesprochne Urtheil eines Kunstrichters, oder des Partheygängers einer entgegengesezten Schule wird ausser dem Zusammenhang ausgehoben, und in ein abstraktes Axiom verwandelt, das nun bey Fürsten und Bauern Jahrhunderte gilt und cirkulirt. Diese Entdeckung

von Gebrechen und Hökern berühmter Menschen schmeichelt der Trägheit und Eigenliebe eines Jeden, und er glaubt, er habe den Conturn gefaßt, weil er sehe, wo sich die Linie des Verdienstes schließt. Allein bey anfangenden Liebhabern schadet dieses dem Vergnügen und Genuß mehr als man glaubt, und aller Hunger, Schönheiten aufzuspüren, wird im Keim erstickt. Wer wird sich an das Studium des Homerus wagen, wenn er Voltaire's Artickel sur le Poeme epique mit Vertrauen und Zuversicht gelesen hat? Zum Spaß kann man sichs indessen wohl erlauben; und wenn Ew. Gnaden nur erst sechs Wochen auf der Dresdner Gallerie gelebt, und sich dabey des Raths einer der dortigen Künstler, wie z. B. Casa Nova, u. a. bedient haben; alsdenn lesen Sie wohl auch den D'Argenville zur Erhohlung, wie man des Hrn. Prof. Christ. Heinr. Schmidts Literatur der Poesie liest.

Ich habe mich so oft bey Besuchung der Gallerien und Kunstkammern überzeugt, daß Liebe zur Kunst ein Ding ist, wie das gute Gewissen, das jeder zu haben wünscht. Allein in keinem Stücke giebts auch mehr Heuchler, und es geht hier wie mit der Ehrlichkeit; diejenigen, die sie am meisten im Munde führen, haben am wenigsten davon. Zuweilen sieht man indessen noch aufrichtige Menschen, die, bey einem sehr aufgeklärten Verstand und Geschmack in andern Dingen, geradezu bekennen, daß sie hier gar nichts sehen, und daß sie nicht begreiffen können, wie man das Nachahmung der Natur, und zwar in einem so hohen Grade nennen könne, was sie oft höchst mittelmäßig, oft gar abscheulich finden. Der Kenner und der Unwissende haben beyde gleich Recht, wenn dieser sagt, er sehe nichts, wo jener so Vieles sieht.

Die Schöpfung bleibt immer eben dieselbe, es mag nun dem Betrachter an Licht oder gar an Augen fehlen. Es ist Hieroglyphe, Chinesische Sprache, voller Weisheit und Verstand — für den der sie entziffern kann. Die Kunst ist ein-

mal, wie das Werk des Homerus, griechisch geschrieben, und derjenige betrügt sich, der da glaubt sie sey teutsch. Zwey Augen gehören dazu, allein Augen, die Griechisch lesen können.

Und das lernt sich nicht so bald; manche lernen's ihr ganzes Leben nicht. Man will es sogar von ganzen Nationen sagen; allein das klingt zu hart. Dies aber kann man sicher behaupten, daß viele Menschen dazu verdammt sind, nie wahres Gefühl für Kunst zu besitzen; wie so viele nie es für die Natur haben werden. Ich kenne Menschen genug, von denen ich dreiste behaupten will, daß sie nie das trifft, was wir andere so oft erfahren haben, wenn Ew. Gnaden in einem grossen Zirkel erscheinen. Mit ihren beyden Augen sehen sie weder Grazie in Ruhe noch in Bewegung, weder einzeln noch im Ganzen, und es bleibt für sie Jargon, was für uns das tiefste und zugleich bewußtseynvollste Gefühl ist.

Haben Sie wohl je darauf gedacht, daß Sie Wirkung auf Taube und Stumme machen würden, wenn Sie eine Welt von Empfindungen Ihrem Fortepiano abzulocken wissen? Soll jeder im Saal, der auf zwey Beinen steht, die ganze Präcision ihres Vortrags fühlen? Jede Nuance von Forte zu Pianissimo nachempfinden, die Kunst der Deklamation, sowohl in der Farbe des Ganzen, als in dem Detail der kleinsten Manier, zu schätzen wissen? Ich glaube das alles ist ein Mahl, das Sie nicht den Krüppeln und Lahmen am Wege bereiten, sondern das einer kleinen runden Tafel von Freunden bestimmt ist.

So haben alle große Künstler zu allen Zeiten nur für wenige Menschen gearbeitet, ohne es zu wissen, ungeachtet ihr Werk für Kirchen und Paradesäle bestimmt war.

Der Franzose Des Piles war so ehrlich einzugestehn, daß er in den Sälen des Vatikans nach den Werken des Raphaels gefragt habe, da alle Wände davon voll waren. Und der Fall wäre vielleicht möglich, daß Sie in der Werkstätte eines

Bildhauers den Vatikanischen Apoll, oder den Antonius anträffen, ohne an ihnen etwas mehr als die Gestalt eines schönen jungen Menschen zu sehen, und daß meine Gegenwart nöthig wäre, das zu thun, was man in der Welt nennt Einen an den Andern zu präsentiren. Sie, deren Form vielleicht Raphael allen seinen Werken mitgetheilt hätte, wenn Sie ihm zu seiner Zeit auf seinem Wege begegnet wären, haben jetzo nöthig Schriften nachzulesen, und mündlich anzufragen, wo diese Form sey, wenn man sie Ihnen auf der Tafel darstellt. Und von Correggio, dem Mahler der Grazie, sehen Sie jetzo weiter nicht, als was Sie irgend auf Treu und Glauben, aber ohne Bewußtseyn zu sehn glauben. Einer von den Mahlern, die man Treffer nennt, kann Ihnen Ihren ganzen Arm verzeichnen, ohne daß Sie's gewahr werden, und Ihren Kopf auf einen ganz fremden Körper setzen, ohne daß Sie's sogleich übel finden werden.

In der Kunst ist so viel Conventionelles, das man alles wissen muß, und ohne welches der Meister und der Betrachter ewig auseinander bleiben. Jedes Format hat seine eigne Behandlung, jeder Stoff oder Material, wodurch der Künstler seine Ideen ausdrückt, seine eigne Gränzen, die nicht überschritten werden können. Jedes Ding hat seinen eignen Aspekt und seine eigne Beleuchtung, unter der es am vorteilhaftesten erscheint. In diesem conventionellen Zustande sieht der Künstler beständig die ganze Natur an, und trägt's auf seine Tafel über. Dadurch wird das unerheblichste Ding in der Natur zu etwas Merkwürdigem in dem Kunstwerk. Der Laye aber hat diese Augen nicht, und es gehen viele Jahre hin, ehe man sie sich erwirbt; und doch ists nothwendig, ehe man sich an die Betrachtung auch der niedrigsten Art von Mahlerey wagt. Kohlhäupter, Blumen, Gläser, Bouteillen, Tischtücher, Früchte, kurz alles, was zum sogenannten Stillleben gehört, hat sein besondres Conventionelles, das

der Ungelehrte nicht bemerkt, obgleich jeder glaubt, er könne sehen, wenns getroffen wäre oder nicht. Zur Zeichnung einer Schüssel gehört Wissenschaft des Augen- und Distanzpunktes, und Sie dürfen in dem einfachsten Fruchtstücke dem Künstler nur eine einzige Localfarbe verändern, und er ist nicht im Stande, Wirkung hervorzubringen. Der Effekt ist oft groß, und die Ursache scheint klein, ob sie gleich sehr zusammengesetzt ist; alles aber ist immer die Frucht von vielen eignen und fremden Studien, die der Künstler entweder sich, oder dem Unterricht andrer zu danken hat.

Der Genuß der Kunst ist wie der Genuß des Weins; jeder trinkt, allein nicht jeder kann sagen, was er getrunken hat. Die Layen sollen daher, wie Falconet mit Recht sagt, schweigen und nicht erklären. Aber zu dieser Erklärungssucht führen alle die Theorienschreiber, wie D'Argenville und seines gleichen, die ohne alle Erfahrung den Lehrling zu einem Papagayen abrichten. Ohne daß man weiß, wie sich auf dem Blatt ein Nasenloch, ein Augenwinkel verschiebt, oder wie ein Lichtstock ins Perspektiv zu bringen ist, wird von den Verkürzungen des Correggio geplaudert; und ohne eine einzige Muskel zu kennen, von der Reinheit des Conturns. Leute, die in der Natur keinen einzigen, auch den gröbsten Reflex nicht zu finden wissen, reden von Clairobscur, und so viele, die auch in einem Frescogemählde die Halbtinten nicht unterscheiden würden, verhandeln etwas vom Colorit Titians und Van Dyks.

Ich muß aufrichtig gestehen, daß ich, wenn ich meinen Mann nicht genau kenne, zu allen diesen Ideen keine Worte finden kann, um nur fünf Minuten lang mit einigem Nutzen zu reden.

Man hört überall so viele Klagen über den Kaltsinn gegen Werke der Kunst, über die Nachlässigkeit, womit das Genie gepflegt, oder dem Verdienst gehuldigt wird. Ich

gesteh, ich wundere mich nicht darüber, daß man so wenig für die Kunst thut, sondern beynahe darüber, daß man so viel für sie thut. Wer da weiß, wie viele Wissenschaft, Studium und Kenntniß dazu gehört, um nur ein mittelmäßiges Werk zu schätzen, der wird vollends einsehen, daß es den Reichen und Großen nicht verliehen sey, sich das Maas davon zu erwerben, das hinreichend ist, das Sublime und höhere Verdienst anzuerkennen. Und doch wird so viel auf Treu und Glauben gehandelt, so große Summen werden ausgezahlt, um das Werk eines berühmten Mannes habhaft zu werden, wozu, wenn es ankömmt und noch so sehr Original ist, doch der Besitzer innerlich den Kopf schüttelt. Bey den meisten wälschen Gemälden ist dies der Fall, und sie bleiben nur da, um den einsamen Künstler zu trösten, der sich jenseits der Alpen den Gaumen für diese ernsthaften Schönheiten geschärft hat.

Ich glaube, die Liebe zur Kunst ist zu ausgebreitet, und die Tradition von ihr hat sich zu sehr allen Ständen mitgetheilt. Eine encyclopädische, superfizielle Theorie kann am Ende jeder Müßiggänger fassen. Allein der Knäuel aller der praktischen Erfahrungen ist so verworren und mannichfaltig, daß es wohl demjenigen, der nicht arbeiten will, bald dafür grauen soll. Man gebe ihnen nur einmal die trocknen Praecepta des Da Vinci in die Hände, und sie werden sich säuberlich bedanken, weiter zu gehen. Da es nun zur Lebensart und zur Erziehung gehört, von Mahlerey zu urtheilen; so haben sich die Reichen einfallen lassen, man dörfe nur sammlen, um zu verstehen; man dörfe nur bezahlen, und man habe studiert. Weil Edelmuth nicht immer ihre Sache ist, so fallen sie oft aufs Mittelmässige, weils wohlfeiler ist; oder weil sie's nicht verstehen, bezahlen sie das Mittelmäßige zu theuer. Dieser allgemeine Geschmack am Schönen erzeugt daher oft in großen Städten eine Lustseuche

unter den Künstlern, daß sie gerne viel arbeiten, um oft bezahlt zu werden; und man hat zu allen Zeiten bemerken wollen, daß wenn die lebenden Künstler am meisten geschätzt worden, es immer weniger Menschen vom Ersten Range unter ihnen gegeben habe. Vielleicht wäre Correggio, der sein Kupfergeld für seine Arbeit nach Hause tragen mußte und darüber sein Leben einbüßte, in Paris jetzo ein mittelmäßiger Mann geblieben, und sein Name wäre längst versiegen, wie Mr. Boucher's seiner. — Sie werden herzlich gelacht haben, meine gnädige Frau, mich, in dem Ton eines Predigers in der Wüste, der Heuschrecken und Wildhonig ißt, meine Strafpredigt über die Kunsttheorieen abhalten zu hören. Haben Sie Langeweile bey meiner Predigt gehabt, so muß sie doch die bonne Foi erbaut haben, mit der ich mein Ridicule exponierte. Und dies ist doch immer eine Erscheinung, nach der es in dem Zirkel Ihres Standes so viele Leute hungert, als nach dicker Milch und Erdäpfeln. Sie überreden sich wenigstens auf kurze Zeit, daß sie einen so guten Magen hätten, diese derbe Speise zu vertragen. Vielleicht sind wir für itzt noch nicht an der Nutzanwendung; und, so wie der Prediger nach der Strafe und dem Fluch, aus der andern Tasche die Verheißung emporhebt, so sollen Sie in meinem nächsten Briefe vielleicht irgendwo eine Ritze sehen, wo durch alle diese Schwierigkeiten durchzukommen ist. Vielleicht giebt es noch Mittel, etwas von dieser Götterspeise kosten zu lernen; nur soll Mr. D'Argenville der Ganymed nicht seyn, der sie reicht. Ich bin u. s. w.

Zweyter Brief.

Gnädige Frau,

Sie verzeihen mir, wenn ich noch immer in dem Strafton gegen Theorie und Charakteristik der Kunst fortfahre. Die Bücher dieser Art haben uns das todte Geschwätz

erzeugt, das nach dem Andachtsgeschwätz das unerträglichste von allen ist. Ich werde Ihnen zwar immer nur negativ predigen können, und der Unterricht selber, der geradezu lehrt, ist kein Werk, das in Einem Briefe vorgetragen wird. Es ist die Frucht von vielen jahrelangen Bemühungen bey dem scharfsinnigsten Geiste, und bey dem fürs Schöne gefühlvollsten Herzen. Und wie schwer wird es uns allen, wenn wir mit Worten deutlich sagen sollen, was jene große Männer mit dem Pinsel dargestellt haben! Sehen Sie die besten Schriftsteller, selbst Hagedornen, nach, und sein Unterricht wird nie, aus Furcht unbestimmt zu werden, in etwas anderm, als kurzen Winken bestehen. Enthusiasmus zu haben, ist uns allen erlaubt; allein die deutlichen und bestimmten Begriffe, und die daraus entstehende Gabe, sie Andern mitzutheilen, ist eine ganz eigne Sache. Man lacht so oft über den Geschmack unsrer teutschen Sammler, wenn sie sich, wie man sagt, an nichts als niedrigen Gegenständen ergötzen, vor einem Krebs, einem Römerglas, einer wohlgemahlten Serviette, einer Traube oder Pfirsich erstaunt dastehen. Und doch haben die guten Leute Recht. Sie freuen sich über das, was sie verstehen. Die Form des Trinkglases können Sie beurtheilen, und an dem Conturn des Pfirsichs konnte ihnen auch nichts entwischen, das irgend unrichtig gewesen wäre. Wodurch freylich der Künstler sie täuschte, die glückliche Zusammenstellung der Lokalfarben, die Beobachtung der Perspektiv, die vortheilhafte Beleuchtung, die erhöhten Reflexe, die stärker angegebnen Schatten, die Tockirung des Pinsels, alles dies entdecken sie nicht in seinem Zusammenhang, und das wars doch, was es eigentlich zu einem Kunstwerk machte.

Indessen thun sie recht daran, da ihr Vergnügen zu suchen, wo sie es finden können, und sich nicht an Gegenstände zu wagen, zu denen ihnen der innere Sinn noch nicht aufgeschlossen ist.

Das Gefühl des Schönen, so wie alles Intellektuelle, wird zwar der Anlage nach mit uns gebohren, aber es schläft ewig bey dem gemeinen sinnlichen Menschen, bis es nach und nach durch Wissenschaft und Kenntniß geweckt wird. Unsrer heutigen Erziehung nach werden wir wenig darauf aufmerksam gemacht. Wir sehn von dem Menschen nichts als das Gesicht, und auch hier werden wir beständig durch Farbe, Jugend, Leidenschaft, Ausdruck u. s. w. von der Form abgeleitet, daß oft der lächerlichste Streit über Schönheit entsteht, wo gar keine ist.

Diejenige Schönheit, die aus dem Ebenmaaß der Theile, aus der Vollkommenheit des Knochen- und Muskelgebäudes entsteht, fühlen wir nicht, weil uns das Abc davon nicht ist gelehrt worden. Man sieht es ganz deutlich bey dem Anblick der Antiken, wie sich auch sogar die sogenannten Kenner mit Deklamation behelfen, wenn sie von ihrem Vergnügen Rechenschaft geben wollen, und die ganz Unwissenden für Dumpfheit nicht wissen wo sie hin sollen. Und doch wäre es hier leichter über die körperliche Schönheit einer Statue etwas Bestimmtes vorzubringen, als über eben diesen Gegenstand, wenn er nicht rund da steht, sondern mit allen Kunstgriffen der Verkürzung und Beleuchtung auf die Leinwand getragen ist. Ueber Länge, Kürze, Dicke und Dünne der Gliedmaaßen ist hier behender zu urtheilen.

Welch ein Sprung in der Wissenschaft ist daher gethan, wenn man aus dem Glückstopf der Terminologie eines Theoretikers, wie D'Argenville oder jeder Anderer, den Zettul zu greiffen sucht, worauf Raphaels, Correggio oder Titians Verdienst zu entziffern stehen soll! Man darf nur bey jeder Gallerie Acht haben, wie eilfertig die Anschauenden vor den meisten Gemälden der Italienischen Schulen vorübergehen. Auch bey der vorteilhaftesten Beleuchtung rührt diese ernsthafte Schönheit der meisten historischen Sujets nicht so ge-

schwind, als ein Niederländisches Bäuerchen, das an die Wand pißt, oder ein andres, das den Bierkrug ansezt. Vielleicht wären indessen die Werke Raphaels vor allen andern am leichtesten zu unterscheiden, wenn sie nur so häufig bey uns angetroffen würden. Die meisten sind höchst verdächtig, und, ausser einigen wenigen Gallerien in Teutschland, haben wir nichts von ihm aufzuweisen. Seine Formen sind äusserst bestimmt und umschrieben, ohne allen überflüssigen Zusatz in der höchsten Reinheit gezeichnet, sein Ausdruck vor allen der bedeutendste, seine Drapperieen groß und deutlich angegeben. Wer also dieses einmal gefaßt hätte, hätte einen großen Vorsprung zum Lesen und Verständniß seiner Werke. Von seinem Verdienst bleibt vieles in der Zeichnerey und dem Kupferstich sichtbar, wenn wir nur sehr gute Kupferstiche nach ihm hätten. Die verwerflichsten von allen sind unstreitig die meisten von Dorigny. Eine schändlichere Maskirung des Ausdrucks und des Charakters, eine unwissendere Zeichnung der Hände und alles Bedeutenden überhaupt ist wohl nicht anzutreffen, als in der Geschichte der Psyche von diesem Meister gestochen. Man halte die meisten Sujets nur gegen die Marc Antonio's, und man wird nicht glauben, daß es dieselbigen Köpfe seyen, wenns nicht die Unterschrift bezeugte. Was sind die Kupferstiche der Cartons, wenn man die Köpfe nach einzelnen Zeichnungen beurtheilt, die vom Original genommen sind. Ueberhaupt sind seine Werke meist zu groß, und das Verdienst jedes einzelnen Charakters und Kopfs so bedeutend, und so voll von Schönheiten, daß man dessen Uebertragung in den Raum eines kleinen Kupferstichs beynahe nicht fordern darf. Durch die Bilderbibel Raphaels von Lanfranc und Chaperon erhält man zwar überhaupt eine Idee von seiner Größe, ein Sujet mit Würde und Bedeutung zu behandeln; allein alles Einzelne ist auf ewig verlohren. Eben so ist es mit den

Vatikanischen Gemälden von Aquila u. s. w. beschaffen. Es sind dürftige Charten und Register seiner Ideen. Man erstaunt, wie so alles im Kupferstiche zu Grund gegangen ist, wenn man nachher einzelne Köpfe von geschickter Hand auf der Mauer nachcalciert, oder auch nur mit wahrem Studio ins Große gezeichnet zu Gesichte bekömmt. Wer keine Zeichnungen hat, behelfe sich indessen mit der Köpfesammlung des Fidanza. Wenigstens ist die Grösse der Form im Ganzen beybehalten, wenn auch noch so vieles Detail zuschraffiert ist. Aber wie schlecht unterrichtet wird der Lehrling seyn, wenn er in seinen D'Argenville ließt, Raphael sey ein schlechter Kolorist, und er nachher Werke von ihm in der fleißigsten Ausführung sieht.

Da indessen Raphaels höchstes Verdienst der Ausdruck, die Zeichnung und Zusammensetzung ist, so bleibt sein Charakter auch für dasjenige Auge, das nicht in die tiefsten Geheimnisse der Kunst initiiert ist, immer am sichtbarsten.

Allein wie werden wir es anfangen, wenn wir einen Correggio kenntlich machen sollen? So sehr seine Werke die Bewunderung eines wahren Kenners vor allen andern reizen, so wenig habe ich öfters bemerkt, daß sie dem Ungeübten zuruffen. Die trefliche Verschmelzung mit dem Grunde, die Rundung der Figuren, die geschickte Verkürzung, alles scheint so leicht und natürlich zu seyn, daß es eben deswegen nicht schreyt. Wäre der seinen weiblichen Figuren eingedruckte Liebreiz und seine fleißige Behandlung nicht, seine übrige Talente, die ihn zu einem der größten Künstler machen, würden ewig so fort auf Tradition angenommen werden. Es muß einer würklich sehr viel wissen, wenn man ihn mit Nutzen von einem Gemälde dieses großen Meisters unterhalten will.

Aber was soll das Auge dessen, der nie den Pinsel geführt hat, Vortrefliches an den Gemälden Titians finden?

Sehen kann er sie mit leiblichen Augen, und auch sagen, daß sie beynahe ganz Natur sind. Aber wenn er aus der Theorie vom Kolorit weiß, daß Van Dyk und Titian die größten Meister in diesem Fache sind, wie muß er erstaunen, wenn er die große Verschiedenheit der Wege betrachtet, die beyde eingeschlagen haben, zu ihrem Zweck zu gelangen. Ueber die Anordnung der Lokalfarben und deren Wirkung läßt sich noch allenfalls etwas bey Titians Werken plaudern: aber die große Würkung des reinen Auftrags, wo die ganzen Farben in seiner Einbildungskraft sogleich zu Tinten wurden, die großen Pinselstriche, womit er uns den unterlegten Fleiß zu verbergen sucht, die anfangs mit so vieler Zuversicht übertrieben angegebnen Lichter, Schatten und Reflexe. — Welches Studium von vielen Jahren sezt dies selbst bey einem Künstler voraus, und wie wenige Künstler verstehn die Elemente dieser Sprache? Wodurch ward Van Dyks Anordnung von Kolorit zu Haut, Fleisch, Artikulation auch der geringsten Theile, und wodurch ward Titians Farbengebung zu solcher Gesundheit, Blüthe, Glut und Leben? Die Zeit hat uns bey beyden alle Tinten längst verschmolzen; aber wer wird ihnen nachspähen, und diesen Sonnenstrahl in seiner Einbildungskraft wieder in alle Farben spalten, wie er war, eh ihn das Alter wieder in Eins gesammlet hat!

Ich behaupte schlechterdings, daß alles Studium für den bloßen Kenner und Liebhaber nur bey dem Mittelmäßigen stehen bleiben, und nie die Kunst in dem Heiligthum des Sublimen berühren soll. Lairesse wird ihm immer mehr Unterricht und Vergnügen gewähren, als Correggio, und Paul Veronese mehr als Titian. Guido's und Guercini's Köpfe haben mehr Bedeutung für ihn als Raphaels, und Raphaels Charakter mehr als die Antike. Sobald Künstler sich einen neuen Weg zu bahnen, und dazu eine neue Manier zu erfinden gesucht haben: so ist gerade dieser

Abweg dasjenige, was das ungelehrte Auge am ehsten fassen kann. Peters von Cortona Art zu zeichnen, Spagnolets Medium und Ton, wodurch er alle Gegenstände gesehen hat, sind geschwinder gemerkt, weil es Fehler und keine Schönheiten sind. Rembrands Einförmigkeit in Beleuchtung hat ihm immer Aller Augen zugezogen, weil sie von weiten als schwarz und weiß schreyt; allein die Menge von Schönheiten, die er dadurch im Detail hervorbringt, sind schwerer zu entdecken, als der Hauptton überhaupt, der oft sehr erzwungen ist. Die bunten Tinten, womit Rubens sein Fleisch (gegen Van Dyk gerechnet) tünchte, haben ihm mehr Bewunderer zugezogen, als die Fouge seiner Einbildungskraft, womit er eine ganze Geschichte in einem Tage aus seinem Kopf hervorgehen ließ. Wenn von Farbengebung die Rede ist, so ist es immer unbegreiflich, Rubens und Van Dyk in Einem Athem zu nennen. Dem Theoretiker und Mäkler mit Kunstworten ist es aber einerley! Beyde Männer sind gleich groß, aber noch nie haben zwey Menschen verschiednere Wege zur Größe zu gelangen eingeschlagen. Van der Werf und Rembrand können beynahe nicht verschiedner seyn.

Der Schluß, den ich aus diesen Betrachtungen ziehe, ist ungefehr dieser: Manieren lassen sich eher kennen, als stille, große und sublime Schönheiten, — und das Studium eines Kenners und Liebhabers beginne mit solchen Meistern, deren Fähigkeiten seiner eignen Wissenschaft näher entsprechen. So lächerlich es ist, einem Lehrling in der Mahlerey gleich anfangs einen Correggio, Baroccio, Van Dyk u. d. gl. kopiren zu lassen, weil er gerade nicht das mindeste darinn sieht, eben so wenig wird das ungelehrte Auge des Liebhabers diese Schönheiten entdecken, vor deren Betrachtung Zeit, Kunst und Genie einen dreyfachen Schleyer bereitet haben. Ich bin rc. rc.

(Merkur 1779.)

Ein Gespräch zwischen Autor und Leser.

Leser. Ehe wir weitere Bekanntschaft miteinander machen, sagen Sie mir, wer sind Sie eigentlich, und was haben Sie für Absichten bey diesem Buche?

Autor. Ich dächte, das wäre sehr unnöthig zu wissen, so wenig als bey einem Kaufmann, ob er katholisch oder lutherisch ist? Ich bin Autor, so wie der Kaufmann Kaufmann ist, und das wäre wol genug, um mir die Ehre Ihrer Bekanntschaft zu erlauben.

Leser. Bey einem Autor ist es aber höchst wichtig zu wissen, was er noch neben diesem seinen Handwerke treibt, wie und warum er Autor geworden ist, ob aus Noth oder aus Lust, ob er ledig oder verheyrathet, Canonicus oder Kreißsteuereinnehmer ist?

Autor. Dies ist eine neue Art Kunstwerke zu beurtheilen. Also kommt viel darauf an, wenn man den Kanal zu Bromberg sieht, zu wissen, daß der Autor davon Ober-Consistorialrath in Berlin ist!

Leser. Allerdings kommt viel auf die äusseren Verhältnisse an, und wenn ich weiß, daß der Autor ein Student ist, so kann ich ihm wol zum voraus sagen: Herr ich verbitte mir von Ihnen alle Scenen aus der großen Welt, alle Gemählde der feinen Lebensart, alles was Sie mir von Falten des weiblichen Herzens, Spiel großer Leidenschaften u. dgl. auftischen wollen; denn Sie habens erfunden, und nicht gesehen, und ich führe hier, als ein Mann der gelebt hat eine Summe Erfahrung, zur täglichen Ausgabe, in meiner Tasche, womit ich Ihr ganzes Patrimonium auskaufen kann.

Autor. Ich sehe Sie werden warm, als ob eben höchst wichtige Angelegenheiten zwischen uns beyden vorfallen sollten. Lassen Sie uns in ganz weitläuftigen Verhältnissen

bleiben. Der Eine ist Käuffer und der andere Verkäuffer, und hier kömmt es auf keine Berechnung der Vermögensumstände beyder Theile an. Der kleinste Tabatierenhändler in Spaa kann an Lord Clive von seiner Waare verhandeln, was diesem Vergnügen oder Bequemlichkeiten verschafft, und was der Lord wirklich nicht besaß, ehe er die Bekanntschaft des kleinen Crämers machte. Der Lord kann beym Handel gewonnen haben, so klein er ist, und der Krämer auch, ohne daß dieser zu viel bezahlt, und der andere reich davon geworden ist.

Leser. Aber derjenige der zu viel für eine Waare bezahlt hat, passiert er nicht, wenns herauskommt in der Welt, für einen Sot?

Autor. Ich sehe nach und nach ein, mit welchen Augen Sie das Verkehr betrachten, das zwischen uns vorwalten könnte. Die Achtung die Sie mir als Autor geben, sehen Sie als ein Stück von Ihrer eignen an, worinn nach und nach ein Deficit entstünde, je mehr Sie davon gegen mich ausgeben. So wie ich von Ihrem Beyfall einstecke, denken Sie, Sie verlöhren, und jezo sammelte ich mir ein Capital bey Ihnen ein, das ich nach und nach wieder zu Markt brächte. Etwas ist wahr an der Sache — freylich bekomme ich überall Etwas, nur das Etwas besteht in so kleiner Current Münze, die es unsägliche Mühe kostet in Gold umzusezen, zudem sind die Sorten oft verrufen, aus so vielen Ländern, von so vielerley Gepräge das niemand nehmen will, daß biß sich Einer von uns etabliren kann, beym Umsezen so viel verlohren geht, als wenn ein Hanauischer Officier in der amerikanischen Gefangenschaft zwey würkene Hemden mit 8 Pfund Sterling Papiergeld bezahlen muß.

Leser. Aber Herr das Etwas, das Sie von mir verlangen, mag so klein seyn wie es will, so müssen Sie wissen, daß ich alzeit der Mann bin, der es Ihnen versagen kann.

Es ist außerdem keine Kleinigkeit, die Sie mir abfordern. Der Beyfall den ich Ihnen geben soll, ist eine Ehrensache, worüber mich jeder Sachkundige zur Rechenschaft zieht. Es ist eine Art Paß, den ich unterschrieben habe, ein Certificat für das ich haften muß, wenn Unwahrheiten darinn vorkommen; ein Wechselbrief mit dem Sie handeln können, und wobey meine Unterschrift und Petschaft bey mehrern oder wenigern respectirt wird.

Autor. Ich bitte, bitte, fahren Sie ein wenig sachte. Ihre Vergleichungen gehen endlich über Berg und Thal mit Ihnen durch. Sehen Sie nur das Ding an, das Sie für meine Waare geben können. Es ist weder ein respektabler Paß, der in fremden Ländern, noch ein Giro Wechsel der auf grossen Pläzen gilt, sondern ein klein Stückchen Scheidemünze, dems kein Mensch ansieht wer es ausgegeben hat, und das wenns nichts taugt, oder durch irgend ein Mandat für falsch erklärt worden ist, nur seinen jezigen Besitzer verdächtig macht.

Leser. Es muß aber doch seinen Werth haben, weil Sies von mir verlangen, seinen sehr großen Werth?

Autor. Ich dächte der Fall könnte da so wohl den Werth des Dings, als die Philosophie desjenigen beweisen, der sich mit so wenigem begnügen kann. Doch wir wollen nicht weiter streiten. Ihr Urtheil kann mir so wohl höchst wichtig, als höchst entbehrlich seyn, und ich kanns doch von Ihnen heischen. Vielleicht aus Phantasie, vielleicht aus Neugierde, vielleicht aus Liebe zum Menschen Studio. Sie können mir nichts neuers sagen, als die Würkung die mein Werk auf ein Individuum der Menschen Species macht, worunter Sie gehören. Der Besizer des Vermögens kann doch wol am sichersten sich die Bilanz ziehen. So lange die Autoren nicht gehalten sind, sich selbst zu recensiren, werden alle Bücher sehr gelinde mit dem Tadel wegkommen, weil

er selten auf die rechte Stelle trifft, deren schwache Seite der Eigner kennt als irgend ein Sterblicher.

Leser. Das ist höchst lustig zu hören. Ich glaube am Ende, um etwas recht absurdes behaupten zu lernen, muß ein Mensch ein Autor werden. Ihr tretet vor uns als Richter in die Schranken, verlangt Sentenzen über Leben und Tod, und sagt uns zugleich daß wir noch nicht mündig sind, und es auch wahrscheinlich nie seyn werden.

Autor. Wir sagen nichts weiter, als daß wir unser eignes faktum ungleich besser wissen als der Richter, und daß jener nur aus Akten, Zeugnissen und Wahrscheinlichkeiten urtheilen kann. Wir können uns die Imputation selbst formiren, aber wir wollen einmal Euer Urtheil.

Leser. Und wenn dieß Urtheil nicht nach Eurem Geschmack abfällt, wer ist Schuld daran? Wohl nicht die Natur der Sache, sondern die Blödsinnigkeit des Richters? Um also in Euren Augen selbst etwas zu bedeuten, haben wir nur Euren Weg zu achten, und der ist dieser, Euch in dem eignen Beyfall zu bestärken, den Ihr längst von Euren Werken hattet, und ohne den es nicht zu Stande gekommen wäre. Wir müssen Euch also als große Herrn behandeln, und unsre Schuldigkeit thun und loben.

Autor. Dieß Providere (?) wird bey uns eben so profitlich blühen, wie bey andern großen Herrn. Die Ehrlichkeit ist auch hier immer die beste Politik. Es kam darauf an, Euch kennen zu lernen, und daraus von Euren Fähigkeiten zu urtheilen, Ihr mögt nun tadeln oder loben. Die Urtheile über Bücher von Wiz, Geschmak und Lust sind nicht sowol ein Zeugniß über das Werk selbst, als eine Tabelle, woran sich alle diejenigen berechnen lassen, die davon gekostet haben. Leser und Recensent entkleiden sich hier zugleich mit dem Autor, und man sieht in diesem öffentlichen Spiele ihre Gebrechen und . . . eben so gut, als bey demjenigen der sie

zum ersten dazu aufrief (?). Was würde ohne diese öffentliche Gelegenheit der Menschen Studium erschwert werden, wo nur jeder glaubt der Autor stünde zur Schau aus, und Ihr Euch alle die Ihr von ihm urtheilt, eben so gut gewiß geht, und so gar über Dinge freywillig antwortet, wenn sie Euch kein Mensch gefragt hat.

Leser. Ich glaube bald Sie gehören zu den Spaßmachern von Profession, zu den sogenannten Belletristen. Sie haben wohl in Ihrem Leben viele Zeilen geschrieben weswegen Sie ein ehrlicher Mann einem großen Herrn in ein Collegium recommandiren könnte. Also wenn Sie mir Spaß gemacht hätten, und ich hätte Sie dafür überall als einen schönen Geist ausgegeben, und es käme nachher heraus der Spaß taugte nichts, ich wäre also s. v. betrogen, so wäre das bloß aus Liebe zum Menschen Studio geschehen, um zu sehen, was für Wirkung das auf ein Individuum wie meine Wenigkeit in der Welt hervorbringen möchte. Armuth und Bettelstolz ist, wie die Philosophen sagen, immer und zwar von Gott sehr weißlich gepaart.

Autor. Es giebt noch Dinge die Gott sehr weißlich gepaaret hat, und darunter gehört der Scharfsinn womit sich die Dumpfheit zu helfen weiß, wenn ihr irgend ein Eminentes Verdienst als zu groß auf ihrem Weg aufstößt. Also alles was geigt, ist bey Ihnen ein Fiedler, und der Virtuose, der Sie in Einer Stunde durch eine Welt von Empfindungen führt, ist Ihnen eins mit demjenigen, der Ihnen bey Tische im Wirthshause aufspielt?

Leser. Ich dächte Einen, der vor meine Hausthüre kommt, und was von mir haben will den kann ich behandeln, wie ich will. Hätten Sie etwas recht schönes gelernt, so hätten Sie das alles nicht nöthig. Amüsiert mich Einer von den Herrn, so ists gut, aber dafür kann Er doch nicht prätendiren, daß ich Ihn als Einen meinesgleichen traktiren soll.

Autor. Sie haben Recht so zu denken, denn Ihre Hausthür liegt in Deutschland, wo man nicht glaubt, daß etwas zur Fruchtbarkeit des Landes beytragen kann, das nicht sogleich in der Gestalt als Mist erscheint. Man glaubt bey uns so wenig an den Einfluß des Intellektuellen, als der Bauer an die Gegenwart der Luft denkt, wenn der Wind nicht geht. Verzeihen Sie, daß ich Sie nach Ihrem Landes Geschmak nur mit Wahrheit unterhalte, und zwar gar nicht mit einer schön gesagten. Ich muß fürchten, wenn ichs nicht deutsch gesagt hätte, daß ich nicht wäre verstanden worden. Die Ironie ist eine Pflanze die bey uns so wenig gedeihen will, als die Theestaude in Schweden.

Verzeihen Sie daß ich so gerade zu spreche.

(Merkur 1780.)

Einige Rettungen für das Andenken Albrecht Dürers gegen die Sage der Kunstlitteratur.

In keinem Theile der Wissenschaften ist die sogenannte Kritik oder Charakteristik ein schädlicher Ding als in Werken der Kunst. Sie schneidelt so lang an dem gesunden Wuchse des schönsten Baums, bis sie aus der herrlichen Krone eine Pyramide oder eine Kugel, einen sitzenden Hund, oder einen aufwartenden Affen herausgedrechselt hat; je nachdem das Urbild ihr vorstand, dem nun das Verdienst des Mannes, den sie meistern will, ähnlich seyn sollte. Damit ja die Vergleichung rund wird, so wird abgeschnitten, hinzugelogen, verstellt und verstekt, was man vor gut findet; und so entstehen die Loci Communes, die dem Fortgang des wahren Geschmaks und Gefühls bey dem großen Haufen so viele Hindernisse in den Weg legen. Weil die meisten großen Künstler instinktmäßig arbeiteten, ihr Tagewerk als eine Pflicht thaten, oder als einen Spaß trieben, ohne an den Popanz der Nachwelt zu denken: so haben sie weder von ihren Werken, noch von ihrem Leben selten selbst etwas niedergeschrieben; und also war es jedem erlaubt, aus Traditionen von Familienmährchen, oder was sich von Gesellen auf Gesellen fortpflanzte, etwas niederzuschreiben, wie es ihm beliebte. Keine schriftliche Urkunde war da, die widersprach, und also blieb die Fabel so lange Wahrheit, bis sich von ungefehr hier und da, durch ein Bruchstück von aufrichtiger Nachricht, ein Irrthum aufklärte.

Das vorgeschriebene Urtheil über das Verdienst eines Mannes ist für die Nachbeter auch so bequem, daß es sich Jahrhunderte erhält, oder man hält es auch nicht der Mühe werth, es zu widerlegen. Es muß denn in einem Winkel irgend Einer erwachen, der, durch einen langen vertrauten Umgang mit den Werken des großen Mannes, so voll seiner

Größe wird, daß er es unternimmt, seinen Manes ein Opfer zu bringen, und dem dunkeln Gesumse der großschwätzenden Menge eine andere Richtung zu geben.

Es ist kein Ort in der Welt wie Paris, wo von einzelnen Reichen und schwer zu befriedigenden Kennern dem Andenken der alten Meister so wahr und aufrichtig gehuldigt, und wo zugleich dieser Geschmack von dem großen Haufen der lebenden Künster, die izt sich an ihrem Zeitalter bereichern, so lächerlich gemacht, und ihm so geradezu entgegengehandelt wird. Eben derselbe Mr. Basan, der sich nicht entblödet, für Ein Blatt von Albrecht Dürer izt zwanzigmal mehr zu fordern, als der alte Meister zu seiner Zeit für seinen ganzen Kupferdruck empfieng, sieht es als eine nüzliche Tradition an, die ihm Geld bringt, lacht aber innerlich über das Gothische Steife und Harte, und schimpft im Allgemeinen öffentlich dagegen. Die Seltenheit der alten Blätter sieht er als den einzigen Reiz an, der die Eitelkeit der Menschen feßle, etwas zu besitzen, was andere entweder aus Mangel des Geldes oder der Gelegenheit sich nicht zu verschaffen vermöchten.

Unter allen den großen Männern, die dem Gerücht irgend einer schiefen Kritik, oder der Tradition über ein gewisses Zeitalter untergelegen haben, ist wohl keiner, der sich über diese Ungerechtigkeit mehr zu beklagen hat, als unser Albrecht Dürer. Man gesteht ihm wohl etwas Ausdruck und richtige Zeichnung zu, allein dagegen wirft man ihm eine gothische Manier, häßliche gemeine Natur darzustellen, eine trockene kleinlichte Art zu drappiren, einen Mangel der Haltung, und Gott weiß was für Härte im Ganzen, vor.

In allen diesen Urtheilen ist etwas Wahres, das so zu sagen der Keim der Sage bleibt; allein so wie sich die Sage izt in jedermanns Munde findet, ist sie ungereimt, und, näher betrachtet, höchst ungerecht und beleidigend für das Andenken eines so großen Mannes. So viel ist richtig, daß Albr. Dürer

dieses Gefühl von Haltung nicht hatte, das sich später in der Flamändischen und Lombardischen Schule entwickelte. Man wußte dazumal nicht, den Zuschauer durch den ganzen Ton der Tafel selbst von weiten schon zu einem dunkeln Vorgefühl dessen zu bereiten, was er bey näherer Betrachtung als Geschichte darauf ausgeführt finden würde. Allein so war einmal der Styl seines Zeitalters, und auf diese Art wird man auch keinen Totaleindruck von den Werken Raphaels selbst zu rühmen wissen. Es stund so zu sagen kein Medium zwischen dem Object und den Augen des Künstlers; alles ward einzeln mit dem ganzen Reichthum seiner Individualität vorgetragen; und da man von so vielem Studium und so manchen Nachtwachen Rechenschaft gab, so war man über den Schleyer, der dem Ganzen übergeworfen werden sollte, desto unbekümmerter. Heut zu Tage, da man nicht mehr viel lernen und arbeiten mag, begnügt man sich mit Aufstellung eines Quid pro quo, wo immer das Detail fehlt das man nicht weiß; und unter dem Mantel des Genies, und der Anmaaßung einer feurigen Einbildungskraft die keinen Aufenthalt auf Kleinigkeiten zulasse, liefert man einen Traum statt einer Geschichte, und Gespenster statt Gestalten. Man brandmarkt durch Fleiß und Aengstlichkeit alle Ausführung, ohne die doch nie der Zuschauer die wahre Gränze von dem Talent des Künstlers beurtheilen kann.

Man wirft Dürern in seiner Zeichnung eine plumpe, gemeine Natur vor. Es ist wahr, ihn inspirierte keine andere menschliche Gestalt, als diejenige die ihn umgab; er zeichnete sie aber nach aller Wahrheit der Temperamente, der Lebensart, des Standes und Alters, mit einer Treue und Bestimmtheit, die seine Figuren noch immer zu schätzbaren Zeugnissen seines großen Studiums macht. Sein Zeitalter und Klima brachte aber nicht die seelenvollen Gesichter, und den Abdruck einer hohen Denkart hervor, die unter einem mildern Himmel

Raphaeln in großer Menge begegnen mußten. Bey näherer Betrachtung der Raphaelschen Figuren wird man eben dieselbe Betrachtung zu machen gezwungen seyn, daß sie nicht so wohl Abdrücke von den aus dem Anblick der Antike entsprungenen Ideen, als vielmehr Abbildungen der ihn umgebenden Natur waren. Seine herrlichsten weiblichen Bilder, von der Antike drappiert, haben immer Porträtköpfe; und woher entspränge die große Manichfaltigkeit der so beschränkten Köpfe in seinen Soldaten, Mönchen, Matrosen, Trägern u. s. w. wenn er sie nicht auf der Stelle davongetragen hätte? In vielen seiner Figuren hätte Dürer allerdings die Gebrechen des Vorbildes verbessern, und z. B. seinen Weibern die Zeichen einer vielmaligen Schwangerschaft in den Hängebäuchen, und die magern Arme und Schenkel anders bilden können. Allein ich weiß nicht, ob ich dieß nicht lieber dulden will, als einen Jahrmarkt, oder ein Gericht von 500 Römern, die von unsern neuern Antiquastern alle wie Kugeln aus Einer Form gegossen werden, und die durch nichts unterschieden sind, als daß die einen vorwärts, die andern rückwärts, und wieder andere von der Seite zu sehen sind. Seine Drapperie ist nicht nach dem antiken Geschmack, sie läßt wenig von der reitzenden Gestalt des Nackenden sehen: allein sie ist nicht, wie die Kunsttradition lautet, nach nassem Papier gearbeitet, und seine Falten fallen nicht (wie irgend Einer sagt, der es den Franzosen nachschwazt) neben einander wie Stricke herunter. Der Stoff seiner Bekleidungen ist nicht schwer, allein doch sind die Brüche seiner Falten wahr; die Formen, die sie bilden, gewiß; nur muß man über gewisse Schnörkel, die sie in ihren äussersten Winkeln bilden, wegsehen. Paul Veronese empfand ihr Verdienst, und er hat sich nach dieser Großheit gebildet, ohne die Schnörkel, die man als den Styl und Charakter des damaligen Zeitalters der teutschen Schule ansehen muß, nachzuahmen. Seine 5 Apostel sind indessen so

groß und einfach drappiert, als irgend eine Raphaelsche Figur, und unter seinen Madonnen sind einige, besonders die vom Jahr 1514, die, neben der edelsten griechischen Bildung, in einem so großen Geschmack bekleidet ist, daß sie der römischen Schule Ehre machen würde.

Ueberhaupt gehören seine Marienbilder unter seine liebsten und schätzbarsten Werke; und sie sind so wenig, wie die Tradition der Kunstliteratur lügt, nach seiner garstigen Agnese gearbeitet, daß vielmehr unter seinen vielen Madonnen in Kupfer, Holzschnitt, Zeichnungen, Gemählden und Bildschnitzerey, nicht leicht eine der andern ähnlich ist: sondern sie enthalten jede einen eigenthümlichen Charakter sowohl in der Figur, als im Ausdruck des Affekts. Sie sind keine himmlische Erscheinungen Raphaels, oder Guido's, aber Alle — Darstellungen inniger, teutscher Mutterliebe; und meistens Weiber von gesetzterm Alter, sehr wenige von jungfräulicher Zärtlichkeit.

Der gemeine Vorwurf, den man Dürern im Ganzen macht, ist dieser: daß er die Absetzung der Farben, oder die Luftperspektiv nicht verstanden habe; daß seine Zeichnung in den Umrissen zu trocken und hart sey, und sich nicht sanft genug gegen den Grund verschmelze. Die allzugroße Bestimmtheit und sichtbare Angebung auch des kleinsten Details, war der allgemeine Charakter des damaligen Zeitalters; und dieser Vorwurf, wenn es einer seyn soll, trift nicht allein ihn, sondern alle seine Zeitgenossen, wie ich schon oben berührt habe. Ob er aber ein richtiges Gefühl von Haltung gehabt habe, dieß bedarf nun einmal weder Frage noch Beantwortung, wenn man nur die reinliche und charakteristische Art betrachtet, womit alles in seinen Werken ausgeführt ist. Seine berühmtesten Blätter sind alle, und zwar sehr oft, von den geschicktesten Meistern nachgeahmet worden, so daß für ein Auge, das kein Gefühl von Haltung hat, Original und

Copie schwer voneinander zu unterscheiden sind. Bey der so eingeschränkten Manier der damaligen Zeit, bloß auf Gold-schmieds-Art zu schraffiren, und weder breite, noch tiefe Striche zu wagen, geht alles bey ihm auseinander, jedes weicht auf seinen Grund zurück, keines klebt an dem andern, oder fällt über das andre vor. Welcher Unterschied aber in den herrlichsten Copien! wo zwar, dem äussern Ansehen nach, beynahe kein Strich anders ist als im Original, alles in den geringsten Kleinigkeiten ausgemessen und gezirkelt ist: aber der Geist des Meisters und sein Gefühl von Haltung mangelt, das durch die unsichtbare Leitung der Hand Wunder im Stillen thut. Der Troß von Liebhabern behauptet gemeiniglich, bey Abdrücken von Dürers Werken komme es nicht, wie bey Rembrands Blättern, auf die Güte der Abdrücke an. Ich behaupte hingegen, es kommt für denjenigen, der Augen zu sehen hat, so viel darauf an, daß von ihnen allein das Urtheil über das wahre Verdienst des Meisters abhängt. Die gut aufgestochenen Blätter, und die vortreflichen Copien seiner Werke haben eben gerade die Tradition von Härte erzeugt, die man in seinen Arbeiten will wahrgenommen haben. Man vergleiche nur die mancherley vortreflichen Copien und die so oft und zu so verschiedenen Zeiten auf-gestochnen Platten des Hieronymus im Gehäus und des Ritters Tod und Teufel mit den besten Original-Abdrücken, und man wird Wunder der Haltung und das tiefste Gefühl im Ausdruck der unbedeutendsten Kleinigkeiten wahrnehmen. Man trägt sich gemeiniglich mit der Sage, als ob Marc Antonio die Holzschnitte der kleinern Paßion so glücklich in Kupfer gebracht habe, daß sie vom Original nicht zu unter-scheiden gewesen wären. Aber fürs erste ist es beynah un-möglich, dasjenige, was mit wahrer Kunst in Holz geschnitten ist, mit derselbigen Wirkung ins Kupfer überzutragen; fürs andre sind diese Copien so ängstlich, steif und kalt gerathen,

daß nichts als der todte Buchstabe des Conturns stehen geblieben ist; keine einzige Schraffirung thut dieselbe Würkung, sondern was dort im Holz leicht und verblasen ist, ist hier schwer, ohne gehörigen Anfang und Ende.

Man sieht so verschiedne Hände in seinen Holzschnitten; und doch hat das unaufmerksame Auge des großen Haufens alles bisher für seine eigne Arbeit gehalten, was nur mit seinem Zeichen bemerkt ist. Es wird immer schwer bleiben, allezeit zu entscheiden, wo er selbst geschnitten hat. Allein man kann, wie mich dünkt, von der kleinen Paßion ausgehen, um den Charakter seiner Hand festzusetzen. Diese ist die einzige Sammlung, wo alle Blätter durchaus rein sind, und eins wie das andre gearbeitet ist, und wo man immer dieselbe Hand wahrnimmt. Hierzu kommen die guten Blätter aus der großen Paßion, und (bis auf einige wenige) das Leben der Maria, nebst andern einzeln herrlich ausgeführten Blättern. Ueberhaupt hat kein Meister je so tief empfunden, was man eigentlich in Holz ausdrücken könne, wie Er; und oft ist die feinste Abweichung der Tinten und der Charaktere der Localfarben mit wundernswürdiger Kunst angegeben, wie z. B. in dem treflichen Blatt der Höllenfarth des Erlösers in der großen Paßion. Die Anordnung der Schraffirungen macht eigentlich den Formschneider, und man kann 30 Jahre geschnitten haben, ohne eigentlich zu wissen, was man in dieser Materie darstellen könne. Wir haben noch neuerlich deutliche Beweise davon von neuern Künstlern erhalten. Diejenigen Blätter, die so ganz ohne alles Gefühl von Haltung gearbeitet sind, sind wahrscheinlich aus flüchtigen Handzeichnungen entstanden, wo die Künstler, die er in seinem Hause unterhielt, auf Gerathewohl die Breite der Striche des Conturns sowohl, als den Gang der Schraffirung nach ihrer eignen Einsicht gehandhabt haben. Denn oft sind sie ganz gegen allen Verstand geführt, und der Ansatz des Messers

fängt gegen die Lichtseite mit seiner Stärke an, und hört gegen den Schatten auf.

Es ist zum Erstaunen, daß wir so wenig eigentliches Wahres von der Geschichte dieses großen Mannes wissen; und wir werden noch lange in dieser Unwissenheit bleiben, wenn uns nicht Herr von Murr entweder in einer eignen Abhandlung, oder in einzelnen Aufsätzen diese Zweifel aufklärt. Aus dem eignen Reise-Journal Dürers, das dieser Gelehrte neulich in dem 7ten Theile seines Journals bekannt gemacht hat, sieht man den Ungrund des Mährchens, als ob Dürer die Reise nach den Niederlanden aus Widerwillen gegen sein böses Weib unternommen habe; denn sie ist seine Gesellschafterin gewesen. Auch fällt seine ehmalige und lange Freundschaft mit Lucas von Leiden weg, der ihn zu dieser Reise ermuntert haben soll; denn er beschreibt ihn als einen Mann, den er hier zuerst im Jahr 1520 von Gestalt habe kennen lernen.

Das Tröstlichste für alle große Leute, die ein gleiches Schiksal haben, ist der Schluß seines Journals, wo er sagt: Ich hab in allen meinem Machen, Zehrungen, Verkaufen und andrer Handlung Nachtheil gehabt in Niederland in all mein Sachen, gegen großen und niedern Ständen, und sonderlich hat mir Fraw Margareth *) für das ich ihr geschenkt und gemacht hab, nichts geben.

Er bot ihr das Porträt von ihrem Bruder dem Kayser an: sie fand es aber wahrscheinlich zu theuer. Und am Ende heißts: Ich vertauschte mein Kayser umb ein weiß Englisch Tuch.

„Ich bat Fraw Margareth umb Meister Jacobs **) Büchlein, sie sagte aber, sie hätte es ihrem Mahler zugesagt."

---

*) Des Kaysers Schwester, Stadthalterin der Niederlande, eine große Kunstkennerin.

**) Jacob Cornelißze.

Die Preise überhaupt, wofür er seine Kunstsachen an seine Zeitgenossen überließ, rühren zu Thränen, und man erinnert sich dabey des Schicksals des Correggio. Er kaufte ein Meerkäzlein um 4 Goldgulden. Er verkaufte hingegen 16 Exemplare von der kleinern Paßion um 4 fl. Mehr 32 große Bücher pro 8 fl. Mehr 6 gestochene Exempl. der Paßion pro 3 fl. Mehr 20 halbe Bogen aller Gattung gleich durch einander pro 1 fl. — „Item, meinem Wirth hab „ich zu kaufen geben auf ein Tüchlein ein gemahlt Marienbild umb 2 fl. Rheinisch," u. s. w.

Das dem Reise-Journal angefügte Gebet um Dr. Luthers Erhaltung ist mit wahrer Salbung aufgesezt, und die aufgegebnen Verse Dürers in dem Wettstreit mit Birkheimer sind voller Geist und Leben, dahingegen die Arbeit des Gelehrten nichts als ein Geklingel von leeren Tönen ausmacht.

MANIBVS DÜRERI SACRUM.

(Merkur 1780.)

Antrag auf Errichtung eines Poetenstifts.

Ich wende mich an Sie, um eine Antwort auf eine Frage zu bekommen, die vielleicht niemand besser beantworten kann, als Sie selbst. Es ist eine Familienfrage, und betrifft nichts geringers als Ihre Herren Mitbrüder in der Poesie, oder vielmehr diejenigen, die alle zu dieser Familie gehören möchten, ob ihnen gleich die Ahnenprobe schwer zu erweisen fallen dürfte. Sie werden mir verzeihen, daß ich Sie an das traurige Heer aller dieser Prätendenten erinnere, von denen Sie als Bruder gegrüßt werden. Ich ziehe den Vorhang über das Universum von Autoren, zu dem Sie doch auch gehören, und wovon Sie alle Minuten in Gefahr stehen ein Individuum zu Gesicht zu bekommen, das Ihnen mit ähnlicher Vertraulichkeit begegnet, bloß weil sie beyde zu einer Klasse von Menschen gehören, die Papier beschrieben haben, das nachher gedrukt worden ist.

Meine Frage betrifft das Warum von einer leider höchst betrübten Erfahrung. Ich habe noch neulich die Beobachtung gemacht, daß die meisten Poeten traurig, träge, und mißvergnügt, und hingegen so viele andre Gelehrte (nämlich solche, die den Namen verdienen) munter, behend, und stets gegenwärtig sind. Die Herren dieser Art sind fast alle mißvergnügt mit dem Lande wo sie wohnen, noch mißvergnügter mit dem Herrn ders regiert, und am mißvergnügtesten mit dem was ihnen am liebsten seyn sollte, mit der Haut die sie umgiebt, oder wie mans nennt, mit ihrer eignen Situation. Sie gehen herum abgespannt und kraftloß, dumpf und niedergeschlagen, wie Menschen die entweder durch Leiden oder Freuden sich erschöpft haben. Und wenn man sie genauer nach ihren Umständen fragt, so ist ihre poetische Debausche längst vorüber, und sie hätten sich oft schon Jahre lang davon erhohlt haben sollen.

Einen geheimen Gram merket man ihnen auch oft an, daß sie die Sünde nicht so gut fortsetzen können wie sie wünschten. Denn sie weisen oft einzelne Arme und Beine vor, von dem Körper den sie noch zusammensezen wollen, und wovon seit Jahren das Ideal in ihren Köpfen steht, ohne sich zu rühren.

Ich habe ehedem andre Begriffe von der poetischen Stimmung gehabt. Ich dachte es wäre ein Ding wie das Schwimmen, das man nie wieder verlernt wenn mans einmal kann; oder wie das Schrittschuhlaufen, das heut zu Tage auch zur Poesie gehört; oder wie die Ehrlichkeit, die einen auch nicht leicht verläßt, wenn man sie einmal gehabt hat. So sehe ich aber es geht mit der Poesie wie mit der Liebe. Es ist ein Zustand der nicht dauern kann, und dessen traurige Folgen auf das ganze Leben des Menschen ernsthafter sind, als man oft im Anfange überlegt, wenn man sich hineinbegiebt. Man verliehrt mit dieser Dulcinee seine besten Jahre, sezt Nervensaft, Geld, Zeit und Glük mit ihr zu; und wenn am Ende die Obrigkeit sich einmischt, und sie einem zur beständigen Gesellschafterin des Lebens aufdringt; so sieht man, daß sie dazu nicht taugt, und daß ganz andre Eigenschaften dazu gehören, die man selbst erst zu spät zu schätzen anfängt. Indessen solltens die Herren Poeten machen, wie so viele andre Leute, wenn sie betrogen sind. Sie sollten aus dem Ding schnizen, was das Zeug halten will. Denn das Wimmern hilft nicht viel, wenn man vorwärts zu marschiren hat.

Ich muß gestehen, daß ich vordem einige gekannt habe, von denen ich wol behaupten wolte, daß es rechte Poeten waren. Dem äusserlichen nach kann ich sie so nicht recht beschreiben. Sie waren in allerley Ständen zu Hause. Es gab recht reiche und wohlhabende unter ihnen, und wieder so blutarme! aber bey denen es einem nicht einfiel, daß sie

arm waren. Denn die Dürftigkeit war ihnen ein so bequemer alter Rok, der ihnen wie angegossen schien, und weil sie so lustig wie reisende Handwerkspursche auf dem Pfad des Lebens einhertraten, so fiel es keinem Menschen ein, zu fragen, warum sie nicht besser angezogen wären. Mit den Reichen merkte mans auch nicht zur Ungebühr, daß sie reich waren. Denn sie genossen von dem Leben gerade nicht mehr als was ein anderer Mensch auch genießen kann, Sonnenschein, und heitres Wetter, frohen Muth, und Freundschaft und Treue. Das übrige was ihnen der Reichthum gewährte, ließen sie so nebenher geschehen; ob sie gleich vom Gelde einen höchst richtigen Begriff hatten, wenn sie's andern Leuten schuldig waren, oder mitzutheilen für nöthig fanden. Alles hatte sie lieb, wo sie hinkamen, Kinder und Mägde, Philister und Minister, Alt und Jung, Officier und Schwarzröcke, Matronen und Jungfrauen. Wer sie sah war vergnügt; einer wischte sich über sie den Mund, der andre nahm eine Priese Tobak, der zog sich die Hosen in die Höhe, jener schlug sich Feuer zu seiner Pfeife, der drükte den Hut in die Augen, oder dem Nachbar die Hand unterm Tisch; die Weiber sahen nach ihrer Prätension, oder vergnügter in den Spiegel; dort stuzte einer mit dem andern, oder behielt den Mund offen, und die Karten in der Hand, die er mischen wollte. Kurz sie machtens wie die ächten großen Herren, und sezten alle arme Teufel à leur aise, wie mans nennt.

Und doch sahe man nicht, daß sie sich rühmten. Die Würkung war wie ohne Absicht. Sie producirten sich ohne zu wollen, und sie theilten ihre Stimmung mit an alle die in ihren Cirkel traten. So wie ein Sonnenstral auf eine Gegend fällt, so war ihre Ankunft; und wenn sie schieden, so wars wieder als wenn die Sonne weg ist. Und unter diesen Menschen waren viele, die Poesie trieben, ohne Poesie zu schreiben.

Auch bey denen die geschrieben haben, waren die Momente ihres Lebens oft die kostbarsten, wo sie nicht schrieben; und ich kenne Einen der oft in 12 Stunden des gemeinen Umgangs mehr gute Dramata machte, als die Welt auf dem Papiere von ihm bewundert.

Aber wie siehts mit den Pauvres Honteux aus, die so ungern incognito reisen, und die glauben, man habe ihnen etwas aus der Tasche gestohlen, wenn man sie nicht sogleich gerade oben ansetzt? Die auf alle herabschielen die besser angezogen sind, alle Leute vor Schurken halten, die in Kutschen fahren, oder ihr gutes Auskommen haben? Ich dächte man müßte sie beschäfftigen, wie man in Potsdam thut, wo man die Glieder von der Oppositions-Parthey zum Flinten-Riemen putzen und zum Westenanstreichen anhält. Ich höre aber, dieser Vorschlag soll großen Schwierigkeiten unterworfen seyn, und man soll es schon in manchen Ländern bereut haben, wenn man ihnen bürgerliche Bedienungen anvertrauet hat. Man sagte, sie hätten auf Universitäten, so wie die grossen Herren auch, versäumet, sich im Jus Naturae fest zu setzen; und, ohne eben geradezu gefährliche Principia zu verbreiten, lebten sie doch so, als wenn die Obliegenheiten des Vertrags nur einseitig wären, nehmlich derjenige sey der Edlere Theil der empfängt, und jener der giebt der Unedlere. Als Poeten geht ihr Haß gegen die Prosa oft so weit, daß sie keine Quittung schreiben, wenn man ihnen Geld schikt. Manche führen in ihren Handlungsgeschäften gar kein Buch, oder führens so, daß das Haben für ihre Freunde ganz in bianco steht. Dieses muß nun freylich am Ende etwas auf das Gemüth würken; und einer der auf dem Sprung steht, umzuwerfen, oder um einen Salvum Conductum zu bitten, kann freylich die Gesellschaft nicht aufmuntern.

Diese Abgespanntheit, Uneasineß, und Mißvergnügen an allem was uns umgiebt, trift aber nicht allein die Poeten

selbst, sondern auch sehr viele von denjenigen, die in ihrer Jugend nur Poesie studirt haben. Und dieses Studium ist allgemeiner als man glaubt. So wie sich die Eltern zu Hause nicht träumen lassen, daß auf einer berühmten Universität, wo man tausend Studenten zählt, immer zweyhundert zu Pferde sind, die nur dadurch zum Gemeinen besten beytragen, daß sie das Wege- und Chaussee-Geld, und die Consumtions-Accise erhalten helfen: eben so bereiten sich viele junge Leute zu Erfüllung aller Pflichten dadurch, daß sie Verse lesen. Da nun bekanntlich die Rescripte, Verordnungen und Protocolls nicht in Versen abgefaßt sind, so ist es kein Wunder, daß sie nachher an allen Dingen den Rhythmus vermissen, und den Minister des Departements wozu sie gehören, und der lauter Prosa schreibt, so gut taxiren, wie jener Tanzmeister, der dem Gesandten an der Nase ansahe, daß er nichts gelernt hatte, weil er den Menuet schlecht tanzte.

Da es nun einmal festgesetzt ist, daß diese Herren samt und sonders nicht, wie wir andern ehrlichen Leute, in dem Eisen gehen, und an der politischen Karre drücken wollen, auch es beynahe von Jedermänniglich anerkannt ist, daß sie dazu nicht taugen: so dächte ich Sie schlügen sich ins Mittel, und thäten einen Vorschlag zur Güte. Freund und Feind behaupten einmal, der teutsche Merkur hätte die Leser zu Tausenden (von den Käuffern hat man freylich eine andere Bilanz), und also wäre ihre Monatsschrift wol der sicherste Weg ein Wohlthätigkeits-Projekt der Welt ans Herz zu legen. Ob es viele Millionen erfordert, wie Jenes das vorigen Jahres zum Vorschein kam, wird die Zeit lehren: indessen wäre immer der gute Wille zu loben. Die großen Herren machen überall milde Stiftungen für Personen, die nicht arbeiten können, wie Fündlinge und Fräulein, warum sollte man nicht ein Poeten-Stift errichten können? Der Gelübden dürften nicht mancherley seyn, weil die Candidaten nicht viel

von Obliegenheiten halten; und wenn man für Rasenplätze, freye Luft, Schatten und gutes Essen und Trinken gesorgt hätte, so glaubte ich, auch sie würden dem Umgang mit der Welt, besonders mit geschäftgen Leuten, die sie ohnedieß von Herzen verachten, gern entsagen. Dem ohngeachtet müßte den Fremden Durchreisenden vergönnt seyn, sie zu besehen; besonders in der ersten Zeit des Eintritts, weil sie daran gewöhnt sind. Allein freylich müßte der Superior ein Mann seyn von großer Klugheit und Wachsamkeit, so wie überhaupt, in der ganzen Einrichtung der Wohnungen schon zum Voraus für Frieden und Einträchtigkeit, müßte gesorgt werden. Da besonders die berühmtesten unter ihnen keinen Obern erkennen: so wäre wol der Vorgesetzte aus dem Prosaisten-Stande zu wählen; in dem die Politiker längst als ausgemacht angenommen haben, daß der blindeste Gehorsam bey der herzlichsten Verachtung desjenigen, der zu befehlen hat, gar wohl bestehen kann.

Diejenigen Personen, die durch fleißiges Lesen der Poetischen Schriften ganz untüchtig zu andern Geschäften geworden sind, wären ohnmaßgeblich als Frères Servans anzustellen; doch nur bey Geschäften wo der Schaden der Ungeschiklichkeit und Nachläßigkeit nicht so hart auffällt; und wären daher die Becker, Köche und Kellner immer noch aus derjenigen Klasse von Menschen zu wählen, die sich hierin nichts haben zu Schulden kommen lassen; und gewiß würden die Mitglieder des Stifts in diesem Fall selbst gegen jene protestiren.

Ich hoffe, daß Sie diesen meinen wohlmeynenden Vorschlag Ihren Blättern einverleiben, und glauben werden daß ich sey, u. s. w.

(Merkur 1782.)

Beschreibung der Gärten um Darmstadt.

I.

Wenn man von Mannheim kommt, zeigt sich eine halbe Stunde von Darmstadt, rechter Hand der Straße, der neuangelegte Garten des Herrn Präsidenten, Freyherrn von Moser. Er gränzt auf der einen Seite an das nahe gelegene Dorf, und ist mit einem niedrigen Zaun versehen; ein Theil von seiner Anlage ergötzt schon von Ferne das Auge des auf der Landstraße ankommenden Beobachters. Der Eintritt ist durch das große Thor linker Hand, wo die Hauptfahrt durch eine Allee italienischer Pappeln zum Hause führt. Von da wandelt man durch schlängelnde Gänge von ausländischen Hölzern, deren eine große Verschiedenheit ist, und stößt bald auf einen mit kleinen Bächen durchschlungenen und mit Kleearten und Sommergewächsen bewachsenen Rasenplatz, in dessen Mitte die Statue des Apollo von geschlagener Arbeit steht. Nicht weit von da erhebt sich eine kleine Anhöhe, wo eine Quelle rinnt, über welcher eine Laube mit darüber gezogenen Obstbäumen angelegt ist. Auf beyden Seiten ist ein kleiner Weinberg von niedrig gehaltenen Reben, wo die einzelnen höher gehaltenen Pfähle eine freye Aussicht nach den obern Parthien erlauben. Steigt man höher, so entdeckt man eine schöne Masse Wasser, in deren Mitte sich eine kleine Insel erhebt, worauf ein bedeckter chinesischer Pavillon angelegt ist, in welchem man allezeit eine freye und angenehme Luft einzuathmen rechnen kann. Auf beyden Seiten ist der Boden mit Obstbäumen der besten Gattung besetzt.

Noch höher liegt das schöne Landhaus, das an Niedlichkeit, Simplicität und Geschmack, sowohl in der Architektur als der Auszierung, seines Besitzers und Erfinders vollkommen würdig ist. Es hat ein und achtzig Fuß in der

Länge, und acht und dreyßig Fuß in der Breite. Das erste Geschoß besteht aus einem sehr wohl proportionirten Saale, zwey Zimmern und drey Kabinetern. Das zweyte hat nur ein großes Zimmer und zwey Kabinete, dagegen zwey Platteformen mit einer Balustrade, wo man das Vergnügen des Spaziergangs und der freyen Aussicht genießen kann. Auf dem Dach erhebt sich ein Fußgestell, auf welchem die deutsche Freyheit mit ausgestrecktem Speer und dem darauf ruhenden Schweizerhut steht. Kurz hinter dem Hause sieht man ein niedliches Kapellchen, so wie man es auf Kirchhöfen erwarten könnte, worin aber, statt der Todtenopfer, dem Komus gedient wird. Rechter Hand des Hauses trifft man einen kleinen offenen griechischen Tempel an, der niedlich auf nassem Kalk ausgemalt ist; weiter abwärts rechter Hand einen Teich von unregelmäßiger Form, woran eine gerade Allee angelegt ist, die zu einer auf die Wand gemalten Perspective hinführt. Hier findet man den Neptun im Schilfe versteckt, ebenfalls von geschlagener Arbeit. Wendet man sich nun mehr abwärts, so stößt man auf die Ruinen einer gothischen Kirche, wovon das Portal eine artige Nische zur Ruhe und Aussicht darbietet; und wenn man sie rund umgeht, zeigt sich von hinten ein Fußsteig, der zu dem schönsten Belvedere führt, das als ein Schreibkabinet in dem mittelsten gothischen Fenster der Kirche angebracht ist. Hier herrscht die freyeste Aussicht sowohl über den Garten, als über die ganze Landschaft auf viele Stunden Wegs. Von hier aus kann man den Lauf des Rheins auf seinem Silberwege an verschiedenen Orten entdecken. Hinter den Ruinen ist eine Pflanzung von allerley Arten feiner Nadelhölzer angelegt. Niedriger liegt ein kleines Eremitenhäuschen, das auf russische Art aus ganzen Stämmen erbauet, und mit Stroh gedeckt ist. Inwendig herrscht die niedlichste Sauberkeit und Einfalt. Von da geht ein Gang zu einem durch

Kunst hervorgebrachten Berge, der sich mit einem von hohen Pappeln beschatteten runden Platz schließt. An der entgegengesetzten Seite ist der Küchengarten nebst der Wohnung des Gärtners angelegt.

Das Ganze der Anlage bildet den pikantesten Anblick und zeugt von der blühenden Imagination seines Erfinders. Bey einer glücklichen Beleuchtung entdeckt man die schönsten Massen und der Zeichner wird überall versucht, sein Portefeuille aufs Knie zu nehmen. Die glücklichsten Einfälle sind überall mit einer solchen Klugheit ausgeführt, und die Wirkung ist so fein berechnet, daß man nicht weiß, ob man mehr der Beurtheilung oder dem Gefühl das Lob sprechen soll. Man hat weder versucht, eine Wildniß zu erschaffen, noch das Große der Natur auf einen Tisch zu zaubern, wie so viele mit Aengstlichkeit suchen: sondern es ist ein angenehmer Morgentraum realisirt, und ein heitrer Ruheort für die Seele des empfindungsvollen Beobachters bereitet worden.

II.

Näher nach der Stadt zu liegt auf derselben Anhöhe der Garten des Herrn Oberjägermeisters, Baron von Riedesel. Es ist eigentlich eine große Meyerey, die viele Morgen Landes mit den anmuthigsten Abhängen enthält. Der Eingang ist durch den Hof des Hauses. Hier sieht man die schönste Art Schweizervieh in den reinlichsten Ställen. Auf der einen Seite werden die feinsten Sorten von Obst und Wein gezogen. Wenn man zu dem Bosquet hinabgeht, zeigt sich rechts ein Vogelhaus, und gegenüber eine kleine Fasanerie, woran ein Teich stößt, der mit den schönsten babylonischen Weiden umgeben ist, und gegenüber einen Salon von Linden hat. Die Hauptallee endigt sich mit einem Springbrunnen. Rechter Hand ist am Ende des Gartens ein chinesisches Haus, das ein mit vielem Geschmack angelegtes Bad enthält, und

die Aussicht auf die Landstraße genießen läßt. Geht man auf der andern Seite hinauf, so sieht man rechter Hand ein wohlgebautes weites Feld, woran oben links ein Weinberg stößt, rechts aber sich ein kleines Gebüsch zeigt, worin ein Eremitenhäuschen neben einer mineralischen Quelle gebauet ist. Von Ferne sieht man ein Belvedere im chinesischen Geschmack.

III.

In der Stadt Darmstadt selbst ist hinter dem Schloß der herrschaftliche Küchengarten in einen Garten im neuen Geschmack umgeschaffen. Ein kleines Gehölz von Rüstern gab den ersten Einfall dazu. Es liegt rechter Hand, und man wird durch eine gerade Allee neben einem großen Rasenplatz dahingeführt.

Von da gelangt man in verschiedene krumm laufende Gänge, bis man zum Grabe der Landgräfinn kommt, das aus einem einfachen mit Epheu bewachsenen Grabhügel besteht, der auf den Seiten mit Taxusbäumen besetzt, rundum aber durch die schönsten babylonischen Weiden und andre dunkle Nadelhölzer zu einem heiligen Hain eingezäunt wird. Sie hat dieses Grab selbst zu ihrem Ruheplatz ausersehen, und auf einer Bank gegenüber viele Jahre vorher ihre Betrachtungen genährt. Nicht weit davon ist ein Eremitenhaus, worin sie den Sommer über ihre meisten Briefe schrieb, und die Einsamkeit suchte.

Das Ganze ist ohne Grundriß schwer zu beschreiben, indem man bald auf geschmückte Rasenstücke, bald auf freyere Wiesen, auf Plätze mit allerley Rosen besetzt, auf Gruppen von Linden, und wieder auf Alleen stößt. Ueberall aber herrscht Geschmack und Gefühl. Auch der Botaniker findet hier seine Rechnung, indem weit über dreyhundert Arten der seltensten nordamerikanischen Sträucher und Gewächse gezogen, und durch den Handel vertrieben werden. (1780.)

Ueber die bei Kunstwerken objektiv gleichgiltige Absicht ihrer Urheber.

An den Herausgeber des T. Merkurs.

Werthester Herr und Freund,

Ich gehöre, wie Sie wissen, unter den Literatoren, nach der beliebten Schlettweinischen Eintheilung, nicht zu der Produktiven, sondern leider nur zu der Sterilen Classe. Ich sollte also, da ich als ein bloßer Leser nur zum Aufzehren bestimmt bin, die berühmte Fahne des Großen Bon-Sens ausstecken, Großes und Kleines in der Welt in Einen Topf werfen, und mit einer verächtlichen wenigstens gleichgültigen Mine auf alles das herabsehen, was ich nicht zu leisten vermag. Allein ohngeachtet meines bösen, oder wenn Sie wollen, guten Gewissens, das mich ewig versichert, daß ich nichts in der Welt vorstelle, habe ich eine aufrichtige gute Meynung von großen Männern, und bin allen denen, die besser sind als ich, von ganzem Herzem zugethan. Ich glaube auch an den Wind, ob ich gleich nicht weiß woher er kommt und wohin er fährt, und an die Luft die mich umgiebt, ob ich sie gleich nicht mit Händen greiffen kann wie das Wasser in meiner Badewanne. Eben so glaube ich an euch alle, Ihr großen und eminenten Menschen, die Ihr in der intellektuellen Welt, zuweilen als Engel an den Teich Bethesda kommt und das Wasser bewegt, damit wir andern lebenssieche Leser, die wir an seinen Ufern schmachten, hinabsteigen, und alsdann gestärkt davon lauffen können. Ich glaube auch an die Nachwelt, und an ihren billigen Richterstul, und ich denke, daß dem Werthe manches Mannes, dem jetzo Unrecht geschieht, durch ihr unpartheyisches Urtheil eine ehrenvolle Revision zugetheilt werden wird. So gut wie Homer und Shakespeare müssen gewisse Genien dieser Zeit,

noch lange Jahrhunderte fortwirken, so fern die Gemälde, die ihre Schriften ausstellten, eben die richtige Zeichnung und das wahrhafte Colorit enthalten, so man an jenen bewundert.

Dem ohngeachtet zweifle ich, ob die Produkte des Witzes und der Kunst, die diese Wirkung hervorbringen, und hervorbringen werden, mit der deutlichen und bewußten Absicht entstanden sind, auf das Zeitalter zu wirken, oder der Nachwelt diesen Schaz nachzulassen.

Ich finde die beyden Musen Klopstocks in einem göttlichen Wettstreit

> „Ich lieb' nichts heisser als die Unsterblichkeit,
> Und jene Palmen! rühre dein Genius
> Gebeut ers, sie vor mir, doch fass' ich
> Wenn du sie fassest, dann gleich die Kron' auch.
> Und o wie leb' ich! o ihr Unsterblichen,
> Vielleicht erreich' ich früher das hohe Ziel!
> Dann mag, o dann, an meine leichte
> Fliegende Locke, dein Athem hauchen."

Dieß sind sehr schöne ätherische Gestalten, die im Purpurlichte wandeln. Und doch wünschte ich sie verkörpert zu sehen. Nicht um ihnen den Werth eines Pfennigs an ihrem Ruhm und Glanze zu beschneiden, sondern nur die eigentliche Lage des Verfassers in dieser körperlichen Welt zu wissen, als sein Geist dieses Wunderding hervorbrachte. Es würde instruktiver seyn, als zehn dergleichen Pindarische Vorstellungen, und die gaffende Welt würde noch zu innigerer Bewunderung dieser großen Talente gezwungen werden: wenn sie sehen müßte, wie das unerbittliche Schikſal auch die größten Menschen behandelt, die es sich zu Werkzeugen auserſehen hat, seinen Willen zu vollführen. So wie es dem großen Manne nichts benehmen kann, wenn man weiß, daß er in einem Stall geboren ist, und zwischen Ochs und Esel in Windeln lag: so würde auch das Genie

dadurch nicht kleiner, wenn der geringfügige Endzweck entdekt würde, zu dessen Erhaltung Er etwas großes begann. Man kann die edelste Absicht haben ein ganzes Volk zu beglücken, seinem Zeitalter selbst eine andere Stimmung zu geben, und — doch nur einen Marmontelschen Belisaire, oder eine Ramsaysche Cyropädie zur Welt bringen.

Aber, wenn große Kräfte in Bewegung gesezt werden, so mag der Entzwek profan, oder heilig seyn, so werden allzeit große Resultate davon entspringen. So gar um Geld zu machen, das doch so vielen Leuten das ekelhafteste ist das man denken kann, glaube ich kann einer, der Epische Kräfte hat, ein Episches Gedicht hervorbringen. Homers Absicht wars wahrscheinlich nicht; allein er hatte auch viele andre Absichten nicht, die doch einen Erfolg gehabt hätten, wenn sie in seinem Plane begriffen gewesen wären, z. B. diese, in Cimmerien nach einigen tausend Jahren verstanden, commentirt, und bewundert zu werden.

Ob Voltaire sich hätte träumen lassen, daß er von einer Rotte unbärtiger Knaben in Teutschland, die sich für Kinder der Propheten ausgeben, Kahlkopf gescholten würde, weiß ich nicht: aber das weiß ich, daß manches fürtreffliches Produkt seines Kopfes, das noch lange bey der Nachwelt bleiben wird, wenn diese Knaben vergessen sind, in der unlautern Absicht zur Welt kam, Geld hervorzubringen, und, was noch unlauterer ist, dieß Geld sogleich sicher anzulegen.

Ich begreiffe wohl, wie die Welt, die einmal sieht was ein Mann von Genie in dem Intellektuellen Cirkel für Kräfte bewegt, ihn gerne aus dem Physischen ausschliessen möchte, aus Furcht er mögte zu übermächtig werden. Die Apostel sollen, wenn sie auch das Teppichmachen gelernt haben, das Handwerk des Teppichmachers doch nicht treiben, sondern sich schlechterdings vom Evangelio nähren! Allein es sollte doch einem Mann nicht übel ausgelegt werden,

zehntausend Verse abzusingen um eine Pension zu erhalten, so wenig es einem andern verübelt wird, der Urkunden gesammlet hat um Reichshofrath zu werden. Zumal da bey uns die Leute von Genie kein hohes Alter erreichen, und ihre Reputation nicht über 10 Jahre lang genießbare Früchte trägt. Es bedarf nur einiger Knaben, die sich für Prophetenkinder ausgeben, so glaubt das liebe Publikum, der Mann sey wirklich schon so alt als ihn die Kinder ausgeschrien haben.

Einem Menschen, der gar nichts weiß, stehen tausend Freuden bevor, die weder er noch irgend jemand berechnen kann. So gieng mirs neulich, als ich laß wie die Londoner Societät der Wissenschaften entstanden ist. In der treuherzigen Meynung, daß Sies auch nicht wissen sollten, will ich ihnen meinen Fund kürzlich entdecken.

Joh. Wilkins der Verf. des Essay towards a Real Character and a Philosophical Language*), ein Presbyterianischer Geistlicher, der Gelehrteste Mann seiner Zeit, und Schwager des alten Cromwells, war der Regierung des Richard müde, und sann auf Mittel, die Königl. Familie wieder ins Land zu bringen. Er gab daher den ersten Gedanken zur Errichtung eines Clubs auf einem Caffeehause, und man bediente sich dieser Maske, als ob man wegen der Wissenschaften zusammen komme, um alle Königlich-Gesinnte ohne Verdacht zu versammlen, so oft man wollte. Der

*) Dieses Buch ist vielleicht die gescheuteste Encyclopädie, die je, und zwar von einem einzigen Manne entworfen worden ist. Sie ist der Innbegriff aller menschlichen Kenntnisse damaliger Zeit, und es ist noch unbegreiflich wie ein Einziger Mensch so viele Tausend Kenntnisse in seiner eignen Ordnung fassen konnte. So gelehrt er war, fehlte es ihm an der behörigen Weltklugheit nicht. Als es Zeit war, verließ er unter der Regierung Carls des II. die Presbyterianische Parthey, und ward von diesem Könige zum Bischoff ernennt.

General Monk, und viele Militärpersonen, die wenig mehr als ihren Namen schreiben konnten, waren Mitglieder der Gesellschaft. Anfangs laß man zum Schein etwas von Wissenschaften in der Versammlung vor, nachher besprach man sich von Staatssachen, und vom Intresse der Königlichen Parthey.

So weltlich und unkosmopolitisch also auch die Absicht dieser Gesellschaft anfangs war, so besteht sie doch noch auf den heutigen Tag, und noch besser, als eine teutsche Gesellschaft der Wissenschaften bestehen würde, die von dem reichsten Churfürsten mit hunderttausend Fl. jährlicher Unkosten, in den menschenfreundlichsten Absichten, gestiftet und unterhalten wäre.

Ich freue mich sehr, wenn ich höre, daß Wouwerman seine fürtreflichen Bilder bloß aus Gefühl des Schönen und Liebe solches nachzuahmen hervorgebracht habe; daß sie aus seinem Pinsel geflossen, ohne daß er überlegt, was für Ehre und Vermögen dabey zu erringen seyn möchte. So unwissend, wie Correggio über seinen eignen Werth, und doch so reich an Schöpfung, und fleißig im hervorbringen — diese Züge verherrlichen seinen Charakter doppelt!

Aber wird darum Rembrand zum Handwerksmann, weil man weiß, daß ihn die Liebe zum Geld besaß, und daß wir dieser Schwachheit sowohl seine meisten radierten Blätter als seine viele Staffeley-Gemälde zu danken haben? Wie viele Bücher, wie viel Werke der Kunst würden wir entbehren müssen, wenn ihre Verfasser weniger würkliche oder eingebildete Bedürfnisse hätten! Haller gieng von Göttingen weg, weil er seine Einrichtungen so gemacht hatte, daß er dort nicht leben konnte. Er gieng in sein Vaterland, um eine von den ersten Landvogteyen zu erhalten. Hier fiel er aus, und da die Rathhaus-Ammannsstelle ledig ward, stellte er sich zum Spaß mit zum Candidaten aus, in Hoffnung

daß ihn auch hier die Kugel nicht treffen würde, wie das erstemal. Allein dießmal suchte sie ihn, und er nahm diese geringe, jedoch einträgliche, Stelle an. Wäre er sogleich Landvogt von Lausanne oder Aarau geworden, er würde wahrscheinlich seinen ersten Aphoristischen Styl beybehalten und wir würden so viele voluminose aber treffliche Werke von ihm nicht aufzuzeigen haben.

Wie viele Compositionen von Rubens würden wir entbehren müssen, wenn nicht dieser Mann so vieles Geld zu seinem Marstall und zu seiner Tafel nöthig gehabt hätte? Er lebte als ein Fürst, und also war es ihm erlaubt, hierzu die Welt ein wenig contribuabel zu machen, und die Fabriken von Gemählden anzulegen, die man heut zu Tage, in allen Gallerien von Europa, die Rubensische Schule nennt.

(1781.)

Ueber die lezte Gemälde-Ausstellung in **

Ich bin Ihnen, mein Herr, und Freund, die Nachricht von der lezten Gemälde-Ausstellung zu ** noch schuldig. Es war, die lezten vierzehn Tage über, ein angenehmes Schauspiel, zu den bestimmten Stunden alle Stände dieser zahlreichen Stadt nach und nach, und unter einander erscheinen zu sehen. Bey dieser angenehmen Mischung bemerkte man, mitunter, die verschiedne Art zu leben, und sich zu kleiden; und ich muß gestehen, mein Begriff von der großen Einförmigkeit unsrer Sitten hat sich um vieles dadurch berichtigt. Man hielt so gar gewisse Stunden; und, gewisse Stände begegneten einander beynahe gar nicht. Alle Leute von Ansehen widmen zu dergleichen Zerstreuungen gemeiniglich die Vormittagsstunden, und zwar ehe sie an ihre Toilette gehen; und die meisten Personen bürgerlichen Standes wählen daher den Nachmittag dazu. Da nun der Mittag beym Adel beynahe noch nicht eingetreten ist, wenn diese lange abgespeist haben, so sitzen jene kaum bey Tische, wenn diese längst zum Ausgehen geschikt sind. Es traf sich aber doch zuweilen, gegen Abend, daß die brillanten Herren vom Hofe, wenn sie von der Aufwartung entlassen waren, doch noch an der Gallerie nachsehen konnten, was sich für hübsche Bürgermädchen indessen eingefunden hatten.

Mir gefiel insbesondre die Wohlhabigkeit des Mittelstandes, und die Sobrietät sich zu kleiden, ohngeachtet der großen Ebbe und Fluth unsrer Moden. Ich bemerkte noch unter den reichen Kaufleuten dicke Peruquen, rothe Nasen und rothe Ohren, lange Westen, schwarze Strümpfe bey farbichten Beinkleidern, und was dergleichen gute Kennzeichen mehr sind, welche wahrnehmen lassen, daß man noch nicht ganz mit dem Strome schwimmt. Unsre Officiers, Pagen und Kammer-Junker waren auch nicht so ganz bunt. Sie

sahen zwar mehr nach den Bürgermädchen, als nach den Skizzen die an der Wand hiengen, und, zischelten sich einander französisch ins Ohr, wie diese so gar freundlich wäre, jene so übel marschirte, und die andre ihre Hände so gar weit vorwärts trüge. Indessen thaten sie doch alle, als wenn sie in der Jugend zeichnen gelernt hätten, unterhielten sich mit dem Hrn. Gallerie-Inspector über dies und jenes Gemälde, fragten bescheiden nach dem Meister, und lokten dadurch einem alten Professor, der lang in Italien gewesen war und gern erklärte, manche lange Tirade von Kunstwörtern ab. Sie blieben zwar alle um den Professor stehen: der eine sah aber auf seine Schuhschnallen, ein Andrer an den Plafond, und der Dritte gukte ins Camin, wie das Feuer so schön brennte.

Ich konnte anfangs nicht begreiffen, warum die geistlichen Gegenstände alle so kalt aufgenommen wurden: und ich war so gutmüthig zu glauben, die Schuld liege daran, daß die meisten Einwohner der Stadt Protestanten wären. Ich sahe aber bald recht gute Katholiken eben so gleichgültig vorüber gehen. Der französische Gesandte mit seinem Neveu, einem jungen Herrn von sechzehn Jahren, fand eine gute Copie nach einer Raffaelischen Madonna höchst ridicül, und ihre Stellung äußerst agnés. Und da der Neveu bemerkte, daß er die Fille aux oeufs cassés von Mr. Creuze weit artiger fände, so war die Antwort: Vous avés raison, mon ami, cela parle, au moins aux sens.

Die Studenten von L. blieben alle vor zwey Porträten von Mendelsohn und Rammlern stehen, die nach Graf copirt waren.

Der alte Oberstallmeister von G. fand eine Reitschule von einem jungen Menschen, der nie etwas zu Stande bringen wird, vortrefflich, weil das Pferd gehörig mit der Croupe an der Wand gieng, und die Hand des Reiters mit

der Wade in dem wahren Verhältniß stand. Hingegen war einer der schönsten Wouwermans in der Gallerie von dem jungen Müller da, wo die Copie beynahe die Gegenwart des Originals vortragen konnte. Das flaue der Landschaft, die große Harmonie des Colorits, die sanften Uebergänge, alles ward übersehen; und man blieb dabey, daß die Pferde für Jagdpferde unbeholfne schwere Geschöpfe wären.

Eine Scene wünschte ich Ihnen wieder zu geben, so wie ich sie erlebt habe: Allein ich zweifle ob es mir glücken wird. Den lezten Tag der Ausstellung kam die alte Gräfin v. R. an, und hatte einen Abbé, einen Castraten, und zwey junge Fähndrichs in ihrem Gefolge, die eben aus dem Cadets entlassen waren. Sie war so munter gekleidet, als ob sie Annette mit Lubin vorstellen sollte, und von hinten war sie für jedermann eine angenehme Illusion. Der Abbé führte sie sogleich vor eine Danae, die allgemein bewundert wurde, und sezte ihr den Stuhl. Sie nahm Plaz, und die Conversation über das Stück begann. Da die Dame ganz nakt war, so gab der Abbé zu bemerken, daß wenigstens nicht gegen das Costume gefehlt wäre. Die Gräfin that anfangs, als ob sie den indecenten Anblik nicht ertragen könnte; sie nahm aber eine tüchtige Prise Tabak, und ihre Augen fanden sich nunmehr gestärkt. Der Castrate, ein dicker hübscher Mann, behauptete: daß er nie bemerkt hätte, daß eine Dame den goldnen Regen in einer so kalten Stellung erwartet hätte; und der rechte Fuß stehe, als ob sie sich die Nägel wollte schneiden lassen. Der Abbé fand sie überhaupt zu weiß, und sagte den Fähndrichs ins Ohr, daß sie hier ihre Imagination verdürben. Er wisse wohl, was man dem Ideal eines Künstlers zugeben müsse, mais qu'il n'étoit pas permis d'être si blanche même en peinture.

Die Gesellschaft ward durch den alten dicken Podagrischen Leibmedicus vermehrt, der wie ein Luchs überall her-

umschlich, um, wo er ein Flekchen naktes Fleisch erbliken konnte, seine Augen zu weiden. Er stand mit der ganzen Gruppe in der genausten Bekanntschaft, und sie sahen ihn in zeitlichen Dingen als ihren Mentor an. Man appellirte an ihn, als an den exclusiven Richter über die Lehre von den Muskeln. Er nahm sein Glas, und deklarirte heilig, daß hier die größte Ignoranz herrsche, und daß nicht die Hälfte der Muskeln angegeben wären, wie sie sich in der Natur zeigten. Der Gallerie-Inspector ward aufmerksam, trat herbey, und machte einige Entwürfe. Er sprach von der Schönheit und Größe der Formen, wie dies oder jenes unter diesem Augenpunkte nicht erscheinen könne, von der nöthigen Verkürzung, u. s. w. Der Leibmedicus legte aber seinen Stock an, und wieß ihm alle Muskeln des Unterleibes auf lateinisch. Die Scene endigte sich auf Kosten beyder; die Gräfin stand auf, gab dem jüngsten Fähndrich den Arm, und der Abbé und der Castrate waren eins: que pour jouir, il ne failloit ni de la Mythologie ni de l'Optique.

Die Gesellschaft verlohr sich diesen Tag zeitiger als gewöhnlich, weil die lebensgroßen aus lauter kleinen Muscheln verfertigten Puppen sollten eingepakt werden, die der Bambergische Künstler auf die Messe gebracht hatte, und deren Ankunft nicht zeitig genug war bekannt worden. Es stürzte also alles aus der Gallerie, um diesen lezten Augenblik noch zu nutzen, besonders weil der König von Preussen zu Pferde darunter war.

Ich fand in einem Nebenzimmer meinen Vetter, den jungen Schle . . l, noch zurücke, der mit dem Obristlieutenant unter der Garde, dem jungen Grafen von W. in einem eifrigen Gespräche begriffen war. Dieser junge Mann verspricht einen der eminentesten Künstler seines Vaterlands. Der Hof hat ihn einige Jahre in Italien unterhalten; allein da seine Zeit vorbey ist, so mußte er so gut wie ein andrer

Convictorist, nach Hause kommen. Die Zeit ist nur auf zwey Jahre bestimmt; und wenn diese um sind, so tritt ein andrer ein, gerade so wie die Schildwachen an den Thoren wechseln. Es ist alsdann nicht die Frage ob derjenige, der abgerufen wird, nicht verdient hätte zehn Jahre auf Kosten des Hofes zu studiren, und derjenige, der ihm folgt, nicht besser gethan hätte, ein Rath, oder ein Holzhacker zu werden. Genug die Zeit ist da, und die Verordnung lautet so.

Alle junge Leute seines Alters beneiden ihn, ob er gleich das elendeste Leben führt. Jedermann will von ihm portraitirt seyn, und das Geld fliegt ihm von allen Seiten zu. Er verlangt aber kein Geld, sondern nur Muße zum studieren. Dies ist freylich für viele ein unbegreifliches Ding. Er wäre mit einer Capuzinerkleidung und auch mit Capuzinerkost zufrieden, wenn er nur in Italien, mitten unter den größten Werken der Kunst, leben könnte.

Diese Stimmung giebt ihm einen Mißmuth, der sich über sein ganzes äusserliches verbreitet, und seine Urtheile werden daher caustisch, scharf, und oft einseitig.

Ich trat eben herzu, als mein Vetter an dem Ende einer langen Tirade war. Er bewieß dem Grafen, der ein guter, kalter, aufgeklärter, mathematischer Kopf ist, daß man die Schönheit nur in Italien und Griechenland — kurz, unter einem viel mildern Himmel als dießeits der Alpen suchen müsse. Dem Grafen stand diese Behauptung nicht im mindesten an, und Er war der Meynung, die Natur sey überall dieselbe in ihren Kräften. Das gebe ich Ihnen zu, versezte ihm mein Vetter heftig, daß es möglich ist, daß eine Niobe auf der Insel Rügen erzeugt werde. Aber die Frage ist, ob man sie so leicht da, wie auf der Insel Sicilien, finden wird, wo sie mir vielleicht alle Abende bey einer Quelle am Fusse des Aetna begegnen kann? — Ein Sezling von der Traube von Schiras wird bey Naumburg und

Meissen, Wurzeln, Blätter und Knospen gewinnen, aber nichts als — Meißner und Naumburger Wein geben. Gerade so ists mit dem Menschen.

Die Erfahrung bestreitete ihren Saz, versezte der Graf: der Weinstock gehört nicht unter jeden Himmelsstrich, aber der Mensch unter alle, weil er unter allen fortkommt.

Gerade das lezte läugne ich, fiel ihm Schle . . l ein. So wenig als der Wein ist, was die Naumburger Wein nennen, so wenig sind das Menschen, was man an so vielen Orten Menschen zu nennen beliebt. Sie treiben Wurzeln, Blätter und Knospen, aber sie werden nicht reif zum Genusse und zur Freude des Lebens. Wer wird ihrer begehren? Wer wird sich mit ihnen berauschen?

Diese Gestalten waren es, die Winkelmannen wie Furien nach Italien zurükpeitschten, und seine Angst sie zu sehen, läßt sich nur von demjenigen begreiffen, der an das Bessere gewöhnt ist. — Kurz, Ihnen ein höchst begreifliches Beyspiel zu geben, gehen Sie nur alle unsere Madonnen hier auf der Gallerie durch, wie sie sie in den verschiednen Schulen finden. Die von Albrecht Dürer und seinen Zeiten sind wie gute Mezger- und Beckerweiber, wie sie Sonntags zur Kirche gehen; die von den Franzosen, wie ihre Weiber wenn sie an der Toilette sitzen, oder wie schlaue Baurenmädchen, die die Niaise in ihren Operetten vorstellen sollen. — Nur die Italiäner stellen Gestalten voll Unschuld, voll Seele und tiefen Gefühls dar.

Ich muß Ihnen gestehen, fiel der Graf ein, sie citiren hier Beyspiele, die ich so geradezu nicht paßiren lassen kann. Ich verstehe nichts von der Kunst, aber ich rede nach meinem Gefühl. Und von Menschen-Gestalten zu urtheilen, dünkt mich, darf man nur ein Mensch seyn. Alle ihre Italiänischen Gemälde widerstehen mir. Es ist so was schwarzes, unklares, guindirtes, gemachtes darinn. Ich muß Ihnen

sagen, eine Madonna von Grundmann ist mir lieber, als die von Leonardo da Vinci, die wir hier vor uns haben.

Ich freue mich, versezte ihm mein Vetter, über ihre Aufrichtigkeit. Dieser Ihr frey eingestandner Stumpfsinn, Hr. Graf (erlauben Sie, daß ich's so nennen darf), ist mir lieber, als wenn sie mir in einem Schwall übel zusammengereihter Kunstwörter ein lügenhaftes Gefühl hätten weiß machen wollen. Gott erhalte sie in Ihrer Ehrlichkeit, aber nicht in Ihrem Glauben über das Schöne, der würklich noch einige Aufklärung, und zwar zu Ihrem eignen Besten, bedarf.

Da Sie so gutmüthig an meiner Aufklärung arbeiten wollen, so muß ich Ihnen allerdings, versezte der Graf, eben so viel Intoleranz zu Gute halten, wie andern Bekehrern. Und damit ich Ihrem Eifer Ehre mache, so muß ich Ihnen bekennen, daß ich äußerst verderbt bin. Sollten die Augen des Künstlers die Einzigen seyn, die nur sehen könnten, was der Schöpfer zur Liebe und Anerkennung für Alle ausgesezt hat? Ich gebe Ihnen zu, daß Sie an einem Kunstwerke mehr geniessen als unser Einer. Sie gehen dem Meister in allen seinen Wegen nach. Sie geniessen das, was man Plaisir réflechi nennt. Sie sehens entstehen, kommen; sie setzen sich an des Meisters Stelle, vergleichen, wie Sies gemacht hätten, wie es Andre gemacht haben würden, und wie es schon längst gemacht oder nie gemacht worden. Aber das Vergnügen des Eindrucks, des Anbliks haben Sie nicht mehr als wir; oft gar minder, als wir; weil sich in Ihre Urtheile so viel Conventionelles mischt, wovon wir glüklicherweise nichts wissen. Wir als freye Natur-Menschen geniessen, ohne alle Vergleichung, ohne allem Verdruß, und sind zufrieden mit dem was wir vor uns haben.

Verzeihen Sie, Herr Graf, fiel ihm Schle . . l ein, daß ich Sie hier unterbreche. Ihre Zufriedenheit mit dem Objekte

der Kunst das Sie vor sich haben, beweißt nicht mehr die Güte des Werks selbst, als die Zufriedenheit des Naumburger Bürgers die Güte seines Weins beweißt. Und wollten Sie Den für nichts anders als intolerant halten, der am Cap, oder in Sicilien, bessern Wein gekostet hätte?

Sollten wir, die wir unser ganzes Leben auf die Erforschung des Schönen in allen seinen Theilen verwendet haben, mit allem unsern guten Willen, bey gleichen Talenten, nicht auch schärfere Sinnen erhalten? Man glaubt immer unser Ideal sey ein Hirngespenst, weil wir dessen Anerkennung andern nicht sogleich mittheilen können; und es ist ein Resultat von so vielen Jahren langen Erfahrungen und Beobachtungen — die andre nicht gemacht haben —, die man uns aber nicht abläugnen kann, daß Wir sie gemacht haben. Die hohe Schöne ist leider ein Abstraktum, das der Schöpfer nicht über den ganzen Erdboden mit gleich freygebiger Hand ausgestreut hat, aber sie wäre auch das Göttliche nicht, das wir in ihr verehren, wenn sie, wie Wasser zu jedem Gebrauch bereit stünde, und so verschwendet werden könnte.

Ich muß glauben, versezte der Graf, daß die Künstler eine Art von Inspirierten sind, deren Sprache niemand begreift der nicht in ihre Geheimnisse eingeweiht ist. Ich erinnere mich gar wohl, daß ich mich vor einigen Jahren in dem Antikensaal in Mannheim befand, wo mich der Mahler Müller herumführte. Ich sah wohl einen Unterschied unter dem Herkules Farnese, und unter dem Apollo. Allein, da er mir das Charakteristische von dem Körper des Antinous und des Apollo erklärte, sah ich nichts mehr als die Verschiedenheit ihrer Stellungen. Eben so ward mirs, als ich das Schöne in dem Borghesischen Fechter von dem im Sterbenden unterscheiden sollte. Ich half mir am Ende damit, daß ich das auf seiner Seite für Phöbus hielt, was es nur mit war, weil ichs nicht verstund.

Dies ist so oft unser Fall, fiel Schle..l ein, wenn wir mit den Layen von der Kunst reden. Der Botaniker paßirt doch für keinen Inspirirten, wenn Er Geschlechter und Arten, und Zueig=nungstheile sieht, wo andre nur Gras und Unkraut erblicken; und Uns will man nicht erlauben, daß wir durch lebenlanges Studium etwas erworben hätten, was andre nicht besitzen. —

Schle..l war eben im Begrif eine lange Declamation zu beginnen, als ich näher trat, und ihn erinnerte, es sey Zeit, daß die Thüren geschlossen würden. Der Aufwärter, der nichts davon hatte und im Saal fror, hatte mich schon verschiednemal angegangen, daß ich der Unterredung ein Ende machen sollte. Der Hofmarschall (zischelte er) ist ein accurater Mann, und wenn sie sich bey Hofe zum Spiel setzen, und Er hier vorbey nach Hause fährt und sieht, daß die Laden offen stehen, so habe ichs nachher auszubaden. Er weiß aus dem Thorzettel, daß jetzo kein Fremder in der Stadt ist, der die Gallerie sehen will.

Die beyden Unterredner ließen sichs gefallen, aus dem Saal zu treten: allein auf der Treppe sezten sie ihre Materie fort, und merkten im mindesten nicht, daß überall die Lichter brannten, und es hohe Zeit zum Gehen war.

Als mein Vetter und der Graf die Treppe hinunter auf den großen Gang gekommen waren, wolte ich mich von ihnen scheiden. Bleiben Sie, fieng der Graf an, noch einen Augenblik, und seyn Sie Zeuge, ob mich Ihr Vetter bekehrt oder unbekehrt nach Hause schikt.

Auf dem Gange hiengen ein paar große Stücke von Chevalier Liberi, und Rosa da Tivoli, wovon das leztere besonders sehr nachgeschwärzt hatte. Die Lampe die den Gang erleuchtete, that dem Bild noch mehr Schaden indem sie gerade ihr Haupt=Licht auf die schattichten Parthien warf. Der Horizont war sehr hoch gewählt, und wir stunden sehr tief, folglich war die Wirkung doppelt widrig.

Sie müssen mir doch eingestehen, fieng der Graf von neuen an, daß dieß keine Natur ist, was uns so viele Herrn Italiäner dafür verkaufen wollen. So colorirt die liebe Sonne die Gegenstände nicht. Das ist ja alles, als wenns in Kühnruß ersoffen wäre. Wahrheit, Wahrheit meine Herren, auch in der Kunst, auch bey der Nachahmung des Schönen, und wenn Sie mir diese zeigen, so bin ich der Erste, der sein Knie davor beugt.

Auch ich bin Ihrer Meynung, fieng mein Vetter an. Ich lechze so sehr nach Wahrheit, als der strengste Philosoph. Aber woher wird sie kommen? Aus den Händen Ihres grossen Urhebers selbst, oder wird sie uns durch Menschen zugebracht? Und so lange dieß ist, wird sie von der Farbe des Mediums annehmen, wodurch sie gegangen ist. Was haben Sie in Ihrer Philosophie selbst mehr als Systeme? Wo haben Sie Eine Wahrheit, die nicht hiesse Leibnizens, oder Newtons Wahrheit? Dieser Fall paßt nicht, versezte der Graf. In der Philosophie beschäftigt man sich mit Intellektuellen, unsichtbaren Gegenständen, und ihre Beziehung muß allerdings mangelhaft ausfallen. Aber bey der Kunst hat man mit lauter Dingen zu schaffen die in die Sinne fallen. Man macht nichs, als was man sieht.

Und glauben Sie, Herr Graf, fing mein Vetter an, daß das Sehen so bald gethan ist? Das Sehen ist bey uns Künstlern was die Kunst zu leben bey den Menschen überhaupt ist. Mancher geht aus der Welt ohne je gesehen zu haben, mancher sieht halb, mancher wird blind, und stirbt darüber.

Der Graf. Das will ich Ihnen wohl gerne glauben, daß mancher nur halb sieht: denn woher käme sonst die wunderliche, abentheuerliche Art zu colorieren und zu zeichnen aller dieser Schulen? Wenn ich in eine Galerie trete, so ists mir wie eine Sprachewirrung bey dem Thurmbau. Immer die Abbildung desselben menschlichen Geschöpfs, und das in

so viel mancherley Begriffen von Schönheit, so vielen Manieren, daß man tappt und tappt, um am Ende zu wissen, welche die beste ist.

Schl. Bey grossen Meistern ist keine die beste, sondern sie sind alle gut.

Der Graf. Die Wahrheit ist immer dieselbe, und zu ihr muß nur ein Weg führen, und das ist der kürzeste.

Schl. Und so bald Einer ein grosser Meister zu heissen verdient, so hat er diesen kürzesten Weg gefunden, aber zu seiner Zeit, und auf seine eigne Weise.

Der Graf. Und so wäre denn das Colorit von Rubens, von Titian, vom Rembrand, von Spagnolett, von Guercino alle Eins, und gleich gut, gleich natürlich? Ich wäre sehr neugierig zu sehn, wie Sie mir dieses erklären wollen.

Schl. Einem Künstler würde ichs sehr leicht begreiflich machen, aber nicht sowol einem Layen. Verzeihen Sie mir, mit Ihnen muß man immer von dem A b c wieder anfangen, wenn man sich verständlich machen will, und ich habe mein A b c so lange her schon gelernt.

Der Graf. Und vielleicht daher schon wieder vergessen.

Schl. Das nicht: aber ob ich gleich noch lesen kann, so fehlt mir vielleicht die Gabe, es andern zu lehren.

Der Graf. Diese Gabe mag vielen Ihrer Mitbrüder fehlen.

Schl. Vielleicht, und es hat auch nicht viel zu bedeuten. Es ist eine Schulmeister-Gabe. Man kann auf die Nachwelt kommen ohne sie zu besitzen, und man will überhaupt die Anmerkung gemacht haben, daß diejenigen, die am besten schwatzen, am schlechtesten arbeiten. Ist es in der Wissenschaft nicht auch so, Herr Graf?

Der Graf. Es ist möglich. Aber wieder auf Ihre Behauptung zu kommen, wie getrauen Sie mir das darzuthun — alle Manieren seyen gut? Manier ist keine Natur.

Schl. Ja wohl, so wenig Leinwand und Farbe Fleisch ist, und Züge von Linien Körper sind. Sie ist das Suppositum, sie ist das Phantom der Natur. Und mehr versprach wohl der Künstler nicht zu geben als Phantom.

Der Graf. Das ist eine traurige Wahrheit, die Sie mich zu lehren suchen.

Schl. Und suchten Sie mehr in der Kunst, liebster Herr Graf, so wars eine falsche Prätension, und dafür müssen Sie büssen.

Die Natur ist unerschöpflich in ihren Werken, aber nicht der Mensch. Seine Kräfte sind eingeschränkt, mangelhaft und gebrechlich, warum sollten es die Produkte nicht seyn, die durch diese Werkzeuge hervorgebracht werden? Die Kunst im Ganzen ist so gut ein Ocean als der Inbegriff der Wissenschaften auch. Man hält schon den für einen grossen Gelehrten, der in Einem Fache etwas geleistet hatte, warum nicht in der Kunst? Und man behauptet, daß gewisse Intellektuelle Talente nur auf Kosten und Vernachläßigung von andern erworben werden: warum will man dieses traurige Vorrecht bey dem Künstler nicht gelten lassen?

Der Graf. Also soll ich das für ein gutes Werk erkennen, das z. E. herrlich gezeichnet, aber elend colorirt ist?

Schl. Das nicht. Aber Sie sollen dasjenige bewundern, wo Ein Theil der Kunst im höchsten Grade erreicht ist, und wo andre Theile diesem untergeordnet sind.

Der Graf. Es wäre doch aber besser wenn alle Theile gleich gut erreicht wären.

Schl. Freylich wär' es besser wenn der Mensch ein Gott wäre. Aber da dieses eine Lästerung ist, so wollen wir uns mit dem begnügen was Er seyn kann. Wer nach Allen Entzwecken jagt, erreicht keinen. Nun muß man fragen, ob der Künstler den Endzweck erreicht hat, den er sich vorsezte: und alsdenn ist er, wenn dieser Einzige End-

zweck der Kunst entspricht, und würdig ist, ein grosser Meister. Wenn Rubens eine Göttermahlzeit darstellt, so fordern Sie doch von ihm nicht die Wahrheit des Fleisches von Vandyk? Aber Sie werden diese Wahrheit mit Vergnügen wieder in einem Gemählde finden, wo Niemand als Er, seine Frau und Kinder und sein Hund stehen sollten.

Der Graf. Ich merke den Gang den Sie mit mir nehmen. Ich soll alle ihre verschiednen Sekten in der Kunst respektiren wie die Sekten in der Philosophie.

Schl. Warum sollten Sie das nicht mit gutem Gewissen thun können, in sofern jede Sekte eine einzelne Spaltung des ganzen Lichtstrahls der Wahrheit faßt? Jede Schule bey uns hat ihren eignen Endzweck, so wie jedes Jahrhundert den Seinigen hat, und jeder Meister hat nach seinen Kräften Fähigkeiten, Organen seinen besondern. Und haben Sie diesen ausfündig gemacht, und beurtheilen ihn darnach, so ist Ihre Kritik gerecht.

Der Graf. Ich weiß gar wohl was Vergleichung für ein schädliches Ding ist, und wie man auch dem größten Verdienste dadurch eine tödtliche Wunde schlagen kann. Aber davon wimmelts in allen Kunstbüchern, in allen Beschreibungen von Italien, in Kritiken von Gemählde-Ausstellungen, raisonnirenden Catalogen von Gallerien u. s. w.

Schl. Man würde von diesem Uebel nichts wissen, wenn diese Bücher von Künstlern geschrieben wären: aber so schreiben sie sich von dem Amphibischem Geschlechte der Kenner her, die weder auf dem Wasser noch auf dem Lande leben können. Alle Künstler sind tolerant in ihren Urtheilen, gerade, weil Sie wissen was man leisten kann.

Der Graf. Wir wissens freylich nicht. Aber könnte mans Uns nicht lehren, wenn Ihre Künstler schreiben wollten?

Schl. Verzeihen Sie mir, Herr Graf, ich kann mir

nicht helfen, Sie kommen mir hier vor, wie der lezte König von Preussen.

Der Graf. Erklären Sie sich deutlicher, worinn besteht das, was ich mit diesem sonst grossen Mann gemein haben soll?

Schl. Wenn Sie Gedult genug haben, will ichs Ihnen erzählen. Sie wissen doch, daß er Wolfen aus dem Lande trieb, weil ihm bößmüthige Leute glauben gemacht hatten, Wolf lehre die Harmonia praestabilita und das sey die Ursache, warum die Pursche desertirten. Als er nachher aber seinen Irrthum einsahe, und ihm einer seiner Minister bewiesen hatte, Wolf lehre die Kunst zu denken; so rief er aus: er soll wieder kommen, und er soll Brod bey mir haben. Meine Pagen und Cadets machen so dumme Streiche genug, er soll Ihnen die Kunst zu denken lehren. Sogleich werden sechs Maitres de Logique angesezt, um die Pagen denken zu lernen, und aus diesen Maitres entstanden die Professoren im Cadetten-Hause, wovon Rammler würklich noch Einer ist.

Der Graf. Ich begreiffe das Medium Comparationis. Sie fürchten wir würden so gut sehen lernen, als die Pagen vernünftig wurden.

Schl. Warum das nicht, wenn Sie es anders anfingen als die Pagen? Wenn Sie Einen Theil Ihres Lebens so gut dem Mechanischen Unterricht und der Mechanischen Praxis widmen wolten, als wir es thun müssen; wenn Sie unsre Schulen besuchten, sich auf unsern Bänken niederliessen, und Kinder mit unsern Kindern würden. Einige von Ihnen haben es gethan, und sie sind uns dadurch doppelt ehrwürdig geworden. So wie Cochin und Falconet schreiben gelernt haben, haben jene zeichnen gelernt, und wenn Caylus, und Hagedorn diesem ihrem Maaß von Kenntnissen gemäß über Werke der Kunst urtheilen, bleiben sie uns würdige

Lehrer. Aber sie müssen aus diesem Cirkel nicht herausgehen. Haben Sie z. E. nicht Lebenslang in der Kunst des Colorits, so gut wie wir, vergebne Versuche gemacht: so wird ihr Rath hierüber zu kurz fallen; sie werden statt in die Materie, um dieselbe herumgehen, und was so viele Richardsons und ihres gleichen gethan haben, einseitige Urtheile für Orakelsprüche verkaufen.

Der Graf. Erklären Sie mir aber doch die Wuth so vieler Kunstkenner, so vieler Gemäldesamler, die keinen Strich zeichnen können.

Schl. Es ist eine blinde Wuth, Herr Graf. Es ist ein Fieber, das kommt und vergeht, ohne daß diejenigen, die es nähren, wissen wies zugegangen ist. Es ist ausserdem ein Epidemisches Fieber. Es muß in der Luft liegen, denn es könnte sonst nicht so viel ganz heterogene Menschen ergreiffen. Wir können seinen Gang mit Gelassenheit ansehen, denn es befördert in Etwas den Umlauf der Kunstwerke; und so wie die blindeste und thörichteste Religion die Verehrung des höchsten Wesens darstellt, so ist auch dieser Köhler-Glaube immer eine Apotheose des Verdienstes. Zum Glück daß es meist reiche Leute trift, die durch Erbe, Betrug oder Gewalt das Theil ihrer Nebenmenschen mit Unrecht verprassen. Und so hat ein höheres Wesen dafür gesorgt, daß sie durch die Liebe zur Kunst einen grossen Theil davon wieder geben müssen, und das dünkt mich gut.

Der Graf. Aber was halten Sie von den Mäklern, von den sogenannten Prokurateurs, in allen Ständen?

Schl. Erinnern Sie mich nicht an diese elende Geschöpfe. Ich sahe neulich die berühmte Stapelia in ihrer treflichen Blüthe. Ihre Zeit dauert wie sie wissen, nur wenige Stunden, aber kaum hatte sie sich entfaltet, so war die häßliche Fleisch-Fliege da, und verunreinigte sie mit ihren Liebkosungen. (Merkur 1781.)

Ueber den verachteten Zustand der deutschen Wissenschaft.

Wir sind alle über gewisse Sätze Eins: z. E.: In Deutschland giebt es einzelne große Köpfe, aber im Ganzen ist das Land gegen viele andre zurück in der Aufklärung. Wir haben keine Hauptstadt und daher keine Unterstützung, keinen Brennpunkt der Nacheiferung zu erwarten. Unser politisches Interesse ist getheilt, folglich auch das Gelehrte u. s. w. Die Wissenschaft wird nur von Leuten getrieben, die nicht Geld und Muße genug dazu haben, nicht von den reichen und den vornehmen Classen der Nation. Es ist nur die Frage wie ist allen diesen Uebeln abzuhelfen. Auf Einmal wird unser Adel in seinen verschiedenen Classen nicht gelehrt, oder vielmehr belehrt, und unser Gelehrten-Stand nicht reich werden. Aber vielleicht giebt es Mittel, daß sich beyde Stände nähern und wenn jeder den andern auf die ihm eigne Art unterstüzt, so müssen Resultate daraus erwachsen.

Die Ausländer werfen uns beständig vor: unsre Fürsten seyen arm, weil sie nie Geld zu Ausgaben übrig haben, die der Ausländer bemerken, und mit Ehren in sein Tagebuch aufzeichnen könnte. Der große Schaden, der ihren Einkünften an heimlichen Orten, durch Soldaten, Diener aller Art, vielleicht Pferden und Hunden erwächst, wird ihm nicht genug bekannt, und er bemerkt nur das Deficit an bleibenden Monumenten der Kunst und der Wissenschaft. Es ist wahr, allgemein haben sie die Bedürfnisse des Monarchen, und die Erwerbswissenschaft eines Savoyischen Land-Edelmanns. Nirgends sieht man Muth zu großen Unternehmungen, und der Maßstab drückt sich in unsrer Geister Gesicht ab. So viele deren reichen nicht über einige Ellen, und werden doch an jedem Ende von f. Rent-Cammer so

sorgfältig gestempelt, als wenn es Muster zu versenden wären.

Der Gelehrte wird überall, wo er sich aufhält, bloß als ein Diener des f. Hauses angesehen. Ich bin gewiß versichert, daß man mit dem Erfinderischen Kopfe großer Erfinder einer Wissenschaft, an den meisten Orten nicht wüßte, was man mit ihm machen sollte, wenn man ihn nicht zum Hof-Rath oder zum Geheimen Rath stempeln dürfte. Ich kenne einen Fürsten, der es als das non plus ultra des menschlichen Verdienstes ansah, wenn man die Ehre hatte, ihm in specie zu dienen.

Diese Art, die Menschen zu behandeln, muß sich ändern, wenn man hoffen darf, daß die Fürsten Etwas für die Wissenschaft thun werden. Sobald sie selbst nur die Ersten Principia von demjenigen sich bekannt machen wollen, das zu ihrem Amte gehört, so werden sie auch bald einsehen, daß das magere böse Thier, die f. Rent-Cammer genannt, so gut Nuzen von der Wissenschaft ziehen kann wie von einem Misthaufen. Hätte man im Badischen nur gewußt, was das Flößgebirge und Urgebirge ist, d. heißt so viel als man einem Kinde in einer Viertelstunde beybringen kann, so würde der Ignorant Ehrhard, der die Direction ihres Bergbaues hat, nicht im Angesicht aller Collegen aus dem reichen Flöz, wo er einmal war, zurück ins Urgebirge haben gehen und den Herrn und die Gewerkschaft auf die muthwilligste Art in den größten Schaden stürzen dürfen. Gemeinigl. glaubt man derjenige, der nicht mit gebrochnem Rande Canzley-Papier beschreibt, sey ein Müßiggänger. Allein doch oft sind die so verschrieenen Theoretiker gerade diejenigen Köpfe, die der Welt eine andre Gestalt geben. So lag die Theorie unserer jezigen Erzbereitung in einigen elenden Zeilen des lateinischen Compendiums von Scopoli, woran Born 20 Jahre wiederkäuete, biß ein Hauy die

ganze Lehre der Schulzunft umwarf, und vielleicht dadurch den Preis des Geldes, das heißt der allgemeinen Schwungfeder der Dinge, auf eine unglaubliche Art umwandelte.

Ich glaube man müßte damit anfangen, daß man ein gewisses Zutrauen bey den Gelehrten gegen die Fürsten erweckte, damit die Klugen unter ihnen gern etwas mit ihnen zu schaffen haben mögen. Dieses Vertrauen kann nicht für sie alle Statt haben, sowie kein Mensch irgend in der Welt war, der ein ganzes Collegium geliebt oder geehrt hätte. Sondern es muß Einer aus ihrem Mittel seyn, so wie ehedem Friedrich der Große oder Ludwig der 14te. Die Sache muß aus ihrer simbolischen Gestalt hervorgezogen werden, sonst gedenkt man sich bey allen Vorschlägen eine Reichsarmee oder eine Reichs-Operations-Casse. Dieser Einzige braucht nunmehr nicht damit anzufangen, eine Akademie der Wissenschaften, wie ein Hospital zu stiften, sondern ein einziges Bureau reicht hin, Fragen vorzulegen, Antworten anzunehmen, Preise auszusetzen usw.

Wenn man nur so weit käme, daß Deutschland mit sich selber bekannt würde, so würden tausend nützliche Folgen daraus entstehen. Eine einzige Reise von einigen sachkundigen Männern, nach einem großen Zwecke veranstaltet, würde uns Dinge lehren, von denen die jezo vielleicht als ein Embryo erscheinen werden.

Fragment über J. R. Forster.

Forster studierte in Halle Theologie, und kam nach Haus, als sein Vater ihn bald versorgt wissen wollte, weil ihn der Schlag gerührt hatte, und ihm so lange zusezte, biß er eine Elende Pfarre von 800 Polnischen Gulden annahm, auf ein Dorf eines Edelmanns bey Danzig. Hier verheurathete er sich sogleich, studierte Coptisch, Chronologie und Historie, und so vergingen 12 Jahre. Indessen ging das Kolonien-Wesen in Rußland an, und Herr v. Rehbinder der Russische Gesandte zu Danzig gab ihm zu erkennen, daß die Kayserinn sehr betrogen würde, und man dem Uebel wegen der großen Entfernung nicht Schranken sezen könne. Es wäre ein Mann von Kenntnissen nöthig, der dahin geschickt würde, um der Sache auf den Grund zu sehn. Sie wurden mit ein ander einig, daß Rehbinder 500 Rubel vorschoß, womit Forster die Reise nach Petersburg und zurück bestreiten könnte. Er bekam Briefe an den Grafen Orlow als Vorsizer der Tutel-Canzley mit, die Briefe würkten so gut, daß man sogleich beschloß, er solte am besten nach Saratow geschikt werden, um die Sache zu untersuchen. Sein Sohn war, obgleich als ein Knabe auf der ganzen Reise mit, und so gings nach Moskow, Saratow u. s. w. Die Haupt-Klage ging gegen den Woiwoden, der ein brutaler Mann war und die Neu angekommenen als lästige Gäste behandelte. Man brachte 3 . . . . . der Colonie mit, die er beschuldigte, es ward ein Klagstück aufgesezt, und Forster mit seiner Untersuchung von dem Grafen Orlow sehr geneigt angehört. Allein bald wandte sich das Blatt, weil ein Vetter des Woiwoden Secretär in der Tutel-Canzley war, und dieser Orlow in allem regierte. Man ließ die Sache schlafen. Vorher hatte man schon F. versprochen, daß er zur Belohnung bey der Tutel-Canzley angestellt, und 2000 Rbl.

Gehalt haben solte. Allein weil er dadurch diesem Secretär vorgesprungen wäre, ward wieder nichts aus der Sache. Ohngeachtet er sehr darauf drang, flossen doch 7 Monate hin, ohne er eine decisive Antwort erhielt. Unterdessen war er bey dem reformierten Pfarrer Dilthey im Hause, und hier war das Einzige Mal in seinem Leben, wo der Junge Forster zur Schule ging. Endlich drang er wenigstens auf Entschädigung. Er verlangte 2000 Rbl., man wolte ihm nur 1000 Rbl. geben, diese schlug er aber auch aus, und so bekam Er nichts. Seine Pfarre war indessen, weil er längst über den Urlaub ausgeblieben war, einem andern gegeben worden. Er hatte noch etwas weniges Geld, entschloß sich nach England zu gehen, und nachdem er für sich und seinen Sohn die Fahrt bezahlt hatte, blieben ihm 4 Pfund übrig. Er bekam aber bald ein Amt. Die Dissenters die von beiden Kirchen abgehen, und Socinianer sind, hatten zu Warrington eine Schule angelegt, und man stellte ihn da an, daß er Französisch, Deutsch, Naturgeschichte und dergleichen lehren solte. Seinen Sohn that er indeß in London zu einem Kauffmann. Hier mußte dieser Copieren, Päke tragen und in der Stadt auf eine solche Art herumlauffen, so daß seine Gesundheit merklich abnahm. Forster beschrieb nun seine Familie von Danzig. Diese kam in London an; der Sohn mußte ihr auf dem Weg von London nach Warrington als Dolmetscher dienen, und da ihn sein Vater als einen Auszehrenden fand, so beschloß er ihn bey sich zu behalten, und nicht wieder nach London zu schiken. Hier assistierte er seinem Vater, übersezte indeß eine Menge Bücher, als Osbek, Kulm, und eine große Menge anderer Reisebeschreiber ins Englische. Da die Socinianer in Warrington unbekannt waren, und darauf drangen, daß sich Forster zu ihnen bekennen solte, so verfiel er mit ihnen. Er nahm eine andere Schule einige Meilen von W. an. Und hier assistierte ihm

wieder sein Sohn im Unterricht, und lehrte Französisch, und andere Dinge als ein Kind von 14 J. Menschen von 17 und 18. Unterdessen schrieb Dalrymple an Forster, daß die Ostindische C. zu Balambangan an dem Einen Ende von Borneo eine neue Colonie anlegen wolte, daß Er zum Gouverneur ernannt sey, und die Britannia commandire, daß er einen Gelehrten zu dieser Reise nöthig hätte, und daß er ihm seine Condition melden solte. Forster verlangte unter anderm, daß sein Sohn als Midshipman mitginge. Die Ostindischen Theilnehmer als Gewürzkrämer machten aus dieser Gelehrten-Entreprise nicht viel Werks, und unterdeß entzweyte sich auch Dalrymple mit ihnen und blieb zu Hause. Also war wieder nichts aus dieser Sache. Nun zog F. nach London, machte Contracte mit Buchhändlern und lebte so gut als sichs thun wolte. Banks veruneinigte sich mit der Admiralität einige Tage vor der Abreise des Capit. Cooks, und also kam Forster in Vorschlag. Die Adm. versprach ihm 4000 Pf. und ließ ihm sogleich 2000 Pf. auszahlen. Dies war aber alles vorgegessen Brod, und die Unterhaltung bey dem Cap. Cook auf dem Schiffe kostbarer. — Bey seiner Rückkunft war er zu hizig, und also erhielt er auch die übrigen 2000 Pf. nicht.

Hier fehlen die Umstände.

Seine Schulden, die sich auf 1000 Pf. beliefen, zu bezahlen, schlug sich der Herzog Ferdinand großmüthiger Weise ins Mittel. Er schikte ihm sogleich auf die edelste Weise 100 Pf., daß er abreisen konnte, und vermittelte nachher, daß die Freymaurer-Loge die Schuld zu bezahlen nach und nach übernahm. Er ist nicht Schulden halber im Gefängnis gewesen, denn Er war ein Protege des Preussischen Gesandten und also konnte man ihn nicht ins Gefängnis werfen. Allein weggehen könnte er doch nicht, biß er bezahlt hatte.

Recensionen.

Oden. Bey Johann Joachim Christoph Bode. 1771.

(Frankfurter Gel. Anz. Nr. VIII. Den 28. Jänner 1772.)

Endlich hat Klopstock eingewilligt, daß die zerstreuten Waysen Deutschlands gesammlet würden. Er, der Schöpfer unsrer Dichtkunst, des deutschen Numerus, der Seelensprache des Vaterländischen Genius hat lange mit Geduld seine besten Werke in Monat- und Wochenschriften, in fliegenden Blättern eingerückt, geschrieben und gedruckt mißhandelt gesehen. Und noch lange vielleicht — — wenn sie der Patriotische Ungestümm des Herrn Bode dem Dichter nicht entrissen hätte. Bey einem Werke der Ewigkeit, wie dieses, gilt weder Lob noch Tadel, und alles, was der Liebhaber und Verehrer am Altar sagen kann, ist dieses: Hier steht es. Weg also mit dem geschwätzigen Cicerone, der uns Gefühl an den Fingern darzählt, und den Blitzstrahl des Genies mit der Hand greifen lehrt! — Aber wenn mit einer Sammlung solcher Werke wichtige Veränderungen von dem Verfasser selbst vorgenommen werden, wenn sie den letzten Grad der Vollendung von seiner Hand empfangen, so ist es dem Cicerone wenigstens erlaubt, die Geschichte der Ergänzungen, den Anblick eben desselben Ideals unter Veränderungen des Styls, den Zuwachs der neuen Stücke zu berühren. In dem ersten Buche sind die Empfindungen gesammlet, die der Dichter dem Höchsten sein ganzes Leben durch geweihet hat, und wir überlassen es dem Herzen des Kunstrichters der hier

> . . . . mit Klüglingsblicken
> Höret, und kalt von der Glosse triefet,

ob hier eine Vertraulichkeit herrsche, die dem höchsten Wesen nicht anständig sey? Die Ode an Gott, wo der Dichter um eine Geliebte bat, sucht man hier vergebens. Dem

Recensenten sind nur wenige neue Stücke in diesem Buche vorgekommen, die aber an Psalterflug, Höhe und Tiefe der Seele den älteren vollkommen gleich sind. Diejenigen, die er kennt, haben an Rhythmus und poetischer Sprache unendlich gewonnen. Der Gedanke, die Deklamationen durch das bemerkte Sylbenmaaß zu unterstützen, macht in der Ausbreitung des wahren Geschmacks Epoche, und man versuche mit der Ode auf die Genesung des Königs gegen das gefühlloseste Gehör, ob nicht durch alle Strophen mit jeder Veränderung des musikalischen Abschnitts, die ihm eigne Abänderung der Empfindung gleichschreite?

Mit dem zweyten Buche verlassen wir ihn,

Wie der Adler zu der Wolk itzt steigt,

und sehen ihm nach wie er,

Dann herunter zu der Eiche Wipfel sich senkt,

in den Hayn der Freundschaft, wo er seine Cidli die geheimere Tugend, die Liebe lehrt.

Die Ode an seine Freunde erscheint hier unter dem Namen Wingolf auf die vortreflichste Art verändert. Die griechische Mythologie ist als Beywerk behandelt, und gegen sie die alte deutsche verpflanzt, und mit solcher Kunst und Geschmeidigkeit des Genies, daß nicht allein kein einziger Zug gelitten, sondern alles zum Ganzen gleichgestimmt, und der Charakter des Werks einzig geworden. Wer wird die Empfindungen an Cidli zergliedern, und diese zarte Blume berühren wollen? Sie sind dem Recensenten fast alle neu. Man trete herzu und empfinde! Es ist Grandisons Liebe zu Clarissa! Alle Stücke dieses Buchs gehören nach der Jahrzahl ohngefähr in einen Zeitpunkt, und wahrscheinlich war es der glücklichste in dem nie unglücklichen Leben des Dichters, wo die von Freundschaft und Liebe trunkne Seele aufgerichtet in der Schöpfung umhersieht.

Im dritten Buche, wo nichts als Vaterländische Empfin-

dung spricht, haben wir die lauten Accente des warmen Herzens, die Schätze der Sprache und die Geheimnisse des Musikalischen Ohrs insbesondere bewundert. Welche Pfeile in der Hand des Starken sind hier nicht die Bilder der Nordischen Götterlehre. Dem Barden der Hermannsschlacht ist es erlaubt, mit diesen Zeugnissen der thätigen Seele der Vorfahren, die träge Sinnen ihrer Enkel zu erschüttern, ihnen Freundschaft, Freyheit und Vaterlandliebe, die Grazien ihres Landes vorzuführen. — — Nur werde der Name Braga, Tialf, Hlyna und Wingolf kein Schellenklang vor den Nachahmerhaufen und ein Nahl und Oeser helfe des Dichters neuerweckte Bilder durch ihre Kunstwerke ausbreiten! Welche Schöpfung der übernatürlichen Wesen, in der Erscheinung des Braga und Thuiskon, die weit über Milton und Shakespear ist, und in dem letztern insonderheit eine Musik, die die ganze Natur in stille Feyer kleidet!

Die Kunst Tialfs finden wir gegen ein Manuscript, das wir vor uns haben, im Plan, in Anordnung, der Empfindung meisterhaft verändert, und diejenigen Züge, welche schon ehedem unserm Gefühl gegen die Würde des Dichters und seines Gegenstandes schienen, weggestrichen. Welcher Text zu Vorlesungen unsrer Dichtkunst und Sprache, wenn durch Varianten Klopstock mit sich selbst verglichen, und dadurch der angehende Dichter gebildet würde! In der Ode, Unsre Sprache, welche Sammlung von Tönen, die alle dem deutschen Genius nur eigen sind, und wie angemessen dem ganzen Flug dieser kühnen Gedanken! In Sponda, wie feine Bezeichnungen der Gränzen und Kräfte eben dieser Sprache, in die feinste dichterische Diktion gekleidet! Wie schwer wird es uns, daß wir hier nur anzeigen, nur Winke geben dürfen, besonders was das Sylbenmaaß, und die esoterische Geheimnisse der Dichtersprache angeht. Nur noch einige historische Anzeigen erlaube man uns, um die Auf-

merksamkeit einiger Leser unsrer Gegenden rege zu machen. Außer den von dem Dichter selbst erfundnen, und unsrer Sprache mehr angemessenen, findet sich das horazische Sylbenmaaß häufig. Im Alcäischen sind geschrieben, die Oden: dem Erlöser, Wingolf, an Fanny, die Fragen, die beyden Musen, an Cidli, S. 157. Der Rheinwein, Kayser Heinrich. Friedrich der fünfte in dem Asklepiadeischen Sylbenmaaß, das aus abwechselnden Asklepiadeischen Versen und Glykonischen besteht. In den Oden, Bardale, Cidli, an Young, der Zürchersee, Friedensburg ändert es sich nur in so fern ab, daß der dritte ein Pherekrazischer Vers wird; und in der Ode an Gleim, sind die zwey ersten Verse Asklepiadeisch und die beyden letzteren Pherekrazisch. In Herrmann und Thusnelda ist der erste und zweyte Vers ein umgekehrter Alcäischer, so daß der zweyte Abschnitt, statt des ersten zu stehen kömmt, der dritte Pherekrazisch und der vierte Archilochisch. An Cidli S. 156 und in der Ode für den König, desgleichen in der Ode am Cidli, S. 162 Clarissa, Selmar und Selma ist ein etwas abgeändertes Sapphisches Sylbenmaaß, wieder aus zwey umgekehrten Alcäischen.

Wir beschließen diesen Artikel mit der einzigen Anmerkung, daß eine Zeit war, wo Waller an St. Evremond schrieb: „Der Lyrische Dichter Milton hat auch ein Episches Gedicht, das verlohrne Paradies geschrieben," und wir überlassen es unsern Lesern zur Ueberlegung, ob nicht eine Zeit bey der Nachwelt möglich ist, daß das Rad der Dinge da stehen bleibt, wo es heist: Klopstock, der gröste lyrische Dichter der Neuern, schrieb auch den Messias.

Ueber Herders älteste Urkunde des Menschengeschlechts.

Wenn ein Autor sein Buch der Welt übergiebt, so ist dies obgleich ein stillschweigender, doch heiliger Vertrag, wodurch er dem Leser nach geleisteter Aufmerksamkeit und Lesebegierde Unterricht, Zeitvertreib u. dgl. verspricht. Wenn nun der Leser seine Schuldigkeit gethan, das Buch gekauft und gelesen und ohngeachtet dessen doch Nichts von allen den versprochenen Vortheilen findet, nicht klüger, nicht vergnügter von dem Buche aufsteht, als er dazu gegangen ist, so hat er allerdings gegründete Ursache zur Klage. Hierzu berechtigt ihn ferner das besondere Verhältniß, worin er mit dem Autor steht. Ist der Leser ein Zunft-, Kunst- oder Bluts-Verwandter, so steigt natürlich die Imputation nach allen diesen Graden, und der Schwachheitsfehler kann sich nach und nach in Todsünde verwandeln. Eben dieselbe Beleidigung, die einem Reichsgeschichtschreiber von einem Poeten widerfährt und hier nicht einmal als Unterlassungssünde betrachtet wird, kann doch zwischen Poeten und Poeten ein höchst sträfliches Vergehen heißen. So ist ein Buch wie dieses, das von Erklärung des 1sten Buch Mosis handelt, einem Bibelübersetzer und Bibelcommentator, dem es keinen brauchbaren Unterricht ertheilt, ein höchst anstößiges Phänomen, da es ein Mitarbeiter der Bibl. d. schönen Wiss. in Leipzig ganz gelassen vorbeygehen und mit Langmuth betrachten kann. Ferner kommen alle individuelle Erwartungen des Lesers mit in Anschlag, besonders wenn sie durch Titel, Marginalien, Capitelaufschriften, Register ꝛc. genährt und nachher ohnversehens wie ein Kind von der Mutter-Brust abgestoßen werden. Besonders aber empfindlich wird es dem Leser, wenn er aus allen Anstalten sieht, daß der böse Autor sein, des Lesers, Bedürfniß durch und durch gesehen und ihm aus der Fülle seines unrecht erworbenen Mammons

nicht einmal das Nothdürftige hat reichen wollen. Geschieht es endlich gar auf eine ungebärdige Art und wird der böse Wille nicht einmal mit dem Mantel und Kreuz des Wohlanstandes bedeckt, so hat der arme Leser nicht weiter Ursach, seine Schmach in sich zu fressen, sondern die Welt kann es ihm nicht verdenken, wenn er sie in den bittersten Wehklagen auszuhauchen sucht. Wird er gar von dem lauten Reigen der Freunde, Schmarozer und bunten Diener des reichen Mannes gekränkt, die, weil sie nicht die Kiste und das Manual selbst inspicirt, das Vermögen ihres Patrons immer größer machen, als es ist, so geschieht es oft, daß er sich zu dem nächsten, besten Mitleser flüchtet, seine Noth in dessen Schoos ausschüttet und so lang wartet, bis ein anderer lauter Mitleser in dem nächsten Zeitungsblatte aufsteht und das Vergehen des Autors der gelehrten Welt in seiner ganzen Blöße vor Augen legt.

Zwar dürfte der Beklagte Manches zu seiner Nothdurft vorzubringen haben. Ist er ein stolzer Mann, so spricht seine Seele zu sich selber: hier steht Herkules, das Werk meiner Hände, den Blöden und Schwachen ein Aergerniß, aber seines Gleichen Augenweide und Wonne. Seufze Höfling, daß er nicht recht gekämmt ist, und du Siechling miß seine Lenden und Schultern nach deiner Ohnmacht. Seine Nacktheit ist Euch ein ewiger Vorwurf. Gebt seinen Schenkeln, Eure Blöße zu bedecken, Beinkleider und statt der Keule eine Excuse untern Arm, damit Ihr Euch trösten und sagen könnt: „Er ist worden wie Unser Einer!"

Ist er ein Narr, so sagt er: „Es waren Copien für meine Freunde und deßwegen musten, des leichten Transportes halber und um Schreibfehler zu vermeiden, 2/m. an der Zahl bey Hartknoch in Riga gedruckt werden. — Ist er ein Weltmann, so sagt er zu dem Publiko: Ich bin der Hirte, und Ihr seyd meine Schafe. — Ist er ein Priester, so sagt er: Vater vergieb ihnen denn sie wissen nicht was sie thun.

Ist er ein Philosoph, so sagt er: Ich habe gefehlt und so läßt er sich alle Folgen gerne gefallen, die eine öffentlich begangene Schwachheit nach sich ziehen kann.

Ich Endesunterzogner bin eigentlich einer von den simplen Lesern dieses Autors, der in gar keinem Verhältnis mit ihm steht, nichts von ihm erwartet hat, also ohnmöglich sich an ihm betrogen haben kann. Mein Buchführer ist ohne das ein so billiger Mann, daß er mir alle 5 Jahre die Bücher die ich nicht brauchen kann, als baares Geld annimmt und nicht so genau sieht, ob der Rauch- und Schnupftobak den er aus meiner Fabrique dagegen empfängt um ein merkliches in der Qualität gestiegen oder gefallen ist. Da meines Freundes Familie stark ist, und also viel Tobak bey ihm aufgeht, so hab' ich vollkommene Freyheit zu lesen was ich will. Da ich auch meine Bücher nicht eher in die Hand nehme biß meine Geschäfte vollkommen geendigt sind, und sich Seele und Leib in der Lage befinden, die Albertus M. und P. Venette zu ganz anderen Zwecken nöthig finden, so lese ich auch manches in dem Autor, das nicht drinn steht. Ich lasse mir daher mit eben der Zufriedenheit wie Kayserl. apostol. Majestät die 12 B. der corpulenten Reichsgeschichte des Hr. Prof. Häberlin vorlegen, und weide mich wiederum an Jakob Boehmes 3 Principien und sieben Eigenschaften der Natur.

Da ich selber keine Bücher fabricire, und mich nicht vom Evangelio, sondern einer anderen ehrlichen Handthierung nähre, so ist das Urtheil von mir als keinem Handwerks-Verwandten auch desto unverdächtiger. Ich habe selber keinen Styl, also kann ich ohnmöglich den Styl des Autors nach dem meinigen abmessen. Ich verstehe nicht alles, allein das was ich verstehe ist wirklich gut; und so denke ich wirds mit dem anderen auch seyn, das ich nicht verstehe. Der Mann weiß vieles über wenig zu sagen, und das dünkt mich immer besser, als wenn er nichts über vieles vorzubringen

hätte. Er läßt sich auch merken, daß ers besser wüßte, als seine Vorgänger, und das ist die beste natürlichste Entschuldigung, warum er nach ihnen geschrieben hat. Die öftere Formel: der Kürze halben gefällt mir auch in seinen Citatis. Wenn er was vorzeigt, so erzählt er nicht immer, wo ers her hat, und das ist im Handel und Wandel auch nicht nöthig. Der Mann ist frank, und wenn er was gegen Einen hat, so sagt ers ihm ins Gesicht, und wenns ein Fürst ist. Er muß schon lang in seiner Materie sitzen wie jener Engländer Thomas Selkirk, der 17 Jahre auf der Insel Juan Fernandés saß und wie ihn die Leute fingen nur die Endigungen aussprach, und weder Artikel noch Hülfswörter in seiner Gewalt hatte. Er sagt auch nicht wie er hineingekommen ist, und deßwegen hat man im Anfang Mühe zu wissen, worums ihm eigentlich gilt. Endlich bin ich doch dahinter gekommen, und hab es einem meiner Freunde der ein Gelehrter von Profession ist, mitgetheilt. Dieser schrieb mir zurück, daß er vollkommen meiner Meynung sey, und daß ich mich nur in Nebendingen geirrt habe. Da er die Feder besser in seiner Gewalt als ich, so will ich seinen Brief dem geehrten Leser vorlegen, der ihn als meine eigne Meynung durch andre Gründe und bessere Schreibart aufgestüzt, ansehen mag.

Mein Freund,

Mir noch mehr wie Ihnen kommt es unbegreiflich vor, wie ein Mann der seine Ruhe liebt, und sein Zeitalter kennt ein solches Buch wie dieses und in einer solchen Form hat schreiben — und dann endlich in Druck geben können. Dem Dogmatiker zerhackt er seinen locus communis der Dreyeinigkeit, dem Exegeten sein Dictionnaire, dem Deisten bringt er Sinn in die Bibel, den Bibelcommentator stellt er an Pranger, dem Bibelübersezer verdirbt er die Kundschaft, dem Literator stürmt er seine Bilder, den Wächter über Geschmack

und Schreibart überstürzt er mit Metaphern, dem Buchhändler giebt er Maculatur und uns Allen die wir ein hübsches Ganze aus der Leipziger Ostermesse verlangten, statt Erklärung der Hieroglyphen wie er's nennt eine Neue Hieroglyphe in die Hand. Ich begreif' es gar wohl wie ein guter Mensch auf den Gedanken kommen konnte diese alte herrliche Hermes Säule von allem Unrathe zu säubern, womit sie das Gespinst so vieler Jahrtausende beklebt hatte, und wie der redliche Heyne seinen alten Pindar in seinen Varianten zu vergleichen und neu zu interpunktiren. Es ist süße Wollust der Menschheit, die ersten Träume der jungen Welt nachzubildern, und vorzuzählen, alle Reste ihrer Lieblingsbegriffe, die in alten Religionen so dumpf nachhallen, zu sammlen und zu empfinden, wie das was wir Irrthum, Vorurtheil, Trug und Unsinn nennen so ganz Menschlicher Genuß Einer Zeit gewesen seyn mag. Aber wenn unsre Brüder die älteste Herme ohne Kopf Hände und Füße zu einem Orakel erhoben, das von Gottes Schöpfung und Absicht Nachricht und Rechenschaft geben müsse, und so und so gegeben habe, wenn sie alle unsere neuere Weisheit diesem Orakel in den Mund gelegt, und seine Sprüche zu erklären, jene verschnitten und verstümmelt haben, wenn die Priester bey diesem Dienste alt und fett geworden, wenn alle Nationen und Stimmen den Kloz als Gott angerufen und verehrt haben, — und es tritt ein neuerer Prophet auf und verkündigt, daß diese Herme zwar ihrer Figur und Bestimmung nach nie von Menschen sondern von Gott selbst erfunden — daß sie alt aber nicht Gott — auch nicht Bildsäule nach den Idealen unsrer Welt sey, sondern nach den Bedürfnissen jener Zeit, wo die Bilder weder Hände noch Füße noch Bewegung nöthig hatten: so entsteht natürlicherweise unter so viel Zungen und Sprachen Tumult, Zwist und Verwirrung.

Die Leiden des jungen Werthers. Leipzig, bei Weygand. 1774. 8.

Die Freuden des jungen Werthers. Leiden und Freuden Werthers des Mannes. Berlin, bey Nicolai. 1775. 8.

(Aus der Allgem. Deutschen Bibliothek Band XXVI. I.)

Da das Publikum über den Werth dieses Werks des Herrn Dr. Goethe so einstimmig seine Parthey genommen hat, so würde unsere Anzeige und Critik hier viel zu spät kommen. Das innige Gefühl, das über alle seine Compositionen ausgebreitet ist, die lebendige Gegenwart, womit die Kunst seiner Darstellung begleitet ist, das bis in allen Theilen gefühlte Detail mit der seltensten Auswahl und Anordnung verbunden, zeigt einen seiner Materie allzeit mächtigen Schriftsteller. In wie ferne er die Wahrheit der Geschichte des jungen Werthers beybehalten, oder was er aus seinem Horn des Ueberflusses hinzu gethan habe, überlassen wir den jetzigen und künftigen Berichtigern, Verfälschern und Nachstopplern dieser Geschichte auszumachen. Wer da weiß, was Composition ist, der wird leicht begreiffen, daß keine Begebenheit in der Welt mit allen ihren Umständen wie sie geschehen ist, je ein dramatischer Vorwurf seyn kann, sondern daß die Hand des Künstlers wenigstens eine andere Haltung darüber verbreiten muß. Viel Lokales und Individuelles scheint indessen durch das ganze Werk durch, allein das innige Gefühl des Verfassers, womit er die ganze, auch die gemeinste ihn umgebende Natur zu umfassen scheint, hat über alles eine unnachahmliche Poesie gehaucht. Er sey und bleibe allen unsern angehenden Dichtern ein Beyspiel der Nachfolge und Warnung, daß man nicht den geringsten Gegenstand zu dichten und darzustellen wage, von dessen wahrer Gegenwart man nicht irgend wo in der Natur einen

festen Punct erblikt habe, es sey nun außer uns, oder in uns. Wer nicht den Epischen und Dramatischen Geist in den gemeinsten Scenen des häußlichen Lebens erblickt, und das darzustellende davon nicht auf sein Blatt zu fassen weiß, der wage sich nicht in die ferne Dämmerung einer idealischen Welt, wo ihm die Schatten von nie gekannten Helden, Rittern, Feen und Königen nur von weitem vorzittern. Ist er ein Mann, und hat sich seine eigene Denkart gebildet, so mag er uns bey gewissen Gelegenheiten in seiner Seele angefachte Funken von Gefühl und Urtheilskraft, durch seine Werke durch, wie helle Inschrift vorleuchten lassen, hat er aber nichts dergleichen aus dem Schatze seiner eigenen Erfahrungen aufzutischen, so verschone er uns mit den Schaubrodten seiner Maximen und Gemeinplätze.

Der V. hat seinen Helden wahrscheinlicherweise zum Theil mit seinen eigenen Geistesgaben dotirt. Aus dieser Fülle des Gefühls, vereinbart mit dem natürlichen Trübsinn, der Werthern von Jugend auf bezeichnete, entsteht das interessanteste Geschöpf, dessen Fall alle Herzen zerreißt. Die Jugend gefällt sich in diesem Sympathetischen Schmerz, vergißt über dem Leben der Fiktion, daß es nur eine Poetische Wahrheit ist, und verschlingt alle im Gefühl ausgestoßene Säze als Dogma. Der Selbstmord ist seit Rousseaus Heloise vielleicht nie so sehr auf der guten Seite gezeigt worden, daher kann allerdings eine solche Lektüre für ein Herz bedenklich werden, das den Samen und den Drang zu einer ähnlichen That schon lange mit sich herumträgt.

Der V. der Freuden des jungen Werthers hat die Absicht gehabt, bey jungen unerfahrenen Leuten dieser Denkart durch eine entgegengesezte Lekture Einhalt zu thun. Diese kleine Schrifft soll keineswegs eine Parodie der Leiden des jungen Werthers seyn, sondern eine Satyre auf die Hirngespinste unsrer jungen Herrn, Don Quixoten aus den

Zeiten des Faust-Rechts, die da immer mit Genie, Kraft und That um sich werfen, sich der bürgerlichen Ordnung nicht fügen, und mit ihren winzigen Seelen in und außer dieser Ordnung doch nichts kluges beginnen würden. Für sie, heißt es (in dem den Freuden vorangesetzten Gespräche), mit Recht, hat der V. die Leiden des jungen Werthers nicht geschrieben.

Wer den Verfasser der Freuden des jungen Werthers näher kennt und weiß, daß er alle Geistesgaben, in welcher Form sie erscheinen, zu verehren pflegt, der wird ihm nie Schuld geben, daß er einen Luftstreich gegen die allgemein anerkannte poetische Verdienste des Verfassers der Leiden des jungen Werthers habe wagen wollen, er selbst giebt auch gleich im Anfange des Gespräches genugsam zu erkennen, wie hoch er den Werth dieses Werkes schätze. — Da so viele Leute nichts an einem Autor sehen als seine Manier, so hat er die Nachahmungssucht in dem Gebrauch des besondern Dialekts, die insbesondere in den Frankfurter gelehrten Zeitungen auf die ungereimteste Art sichtbar wird, durch den Vortrag seiner Erzählung, hervorzuziehen und lächerlich zu machen gesucht. Wiz und Laune, die diesen Verf. allzeit bezeichnen, werden alle Kenner, besonders in dem Gespräche mit Vergnügen bemerkt haben.

Situation aus Fausts Leben von Mahler Müller.

(Merkur 1776. III.)

Herr Mahler Müller, in Mannheim, ist dem Publiko seit einigen Jahren durch verschiedene Arbeiten als Dichter bekannt geworden. Wenn man das Gelingen mit unter die sicherste Merkmale des Genies rechnen wollte, so dürfte man ihm aus den meisten Idyllen seinen Beruf als Dichter streitig machen, wenn nicht das Stück in der Schaafschur: der Thron der Liebe, das den kühnsten poetischen Traum darstellt, ihn auf immer als Mann von Genie rechtfertigte. Sind seine Arbeiten nun von so gar ungleichem Werthe, so muß man es dem Feuer der Jugend zuschreiben, wenn er die goldne Schäferstunde, deren es so wenige im menschlichen Leben giebt, nicht abwarten, sondern zuweilen erzwingen will. Auch der Beruf als Mahler, und die gewöhnliche Art der Künstler zu componiren, kan ihn in seiner poetischen Laufbahn irre machen. Sehr wenige Künstler fühlen das Detail, und den Charakter in jedem Werk der Natur mit genugsamem Respekt, daß sie das was schlechterdings mit dem Crayon überhaupt, oder mit dem ihrigen insbesondere nicht zu fassen ist, von dem Blatte wegließen, sondern ihre Manier wagt alles zu bekleiden, was im Himmel, auf Erden und unter der Erden ist. Allein davor ist auch alles in Eine leidige Form gegossen, ist Werk ihrer Hände, und nicht mehr das große Werk der Natur, wo Wahrheit Mannichfaltigkeit gebiert. — Aus seiner Genoveva, und aus dieser Situation von Fausts Leben erhellt deutlich, daß der V. seinen Gegenstand nicht lange in seinem Busen nährte: sonst würde aus so reichem Stoffe, wie diese Fabeln sind, eine neue Welt entstehen, deren buntes Gewimmel für jedes Auge so lange in unsichtbarem Chaos lag, bis es sein Zauberstab zum Leben erweckte. Hätte er

Fausts Schicksale mit sich herumgetragen, so würde der Mensch eher entstanden seyn, als die Situation, worin er gesetzt werden sollte. Shakespears Geist, an den das Stück gerichtet ist, hätte ihn erinnern sollen, wie eben Sh. seinen Helden bey jedem Menschen Interesse zu verschaffen weiß; wie sie alle, unter dem tollsten Gewühl von Laster und Schwachheit, entweder einen edlen Hauptzug in ihrem Charakter, oder doch glückliche Organisition, Anlage, edel und gut zu werden, verrathen. Die Flüche Timons gegen die Menschen, wer würde sie anhören können, wenn sie nicht die große Seele athmeten! — Aber was ist dieser Faust, wenn ihn der Teufel verläßt? Ein elender Prahler, der sich bald in Königinnen verliebt, und bald mit einer Sentenz im Munde weinend abgeht. Die Teufel sind halb metaphysische Bösewichter, halb gewöhnliche Taugenichtse, und, trotz ihrer Monologen, sind sie dem V. auch nur von weitem erschienen. Sein Junker Fritzel ist vollends nichts — kurz an dem Ganzen sind weiter keine Fehler anzumerken, und die Critik geht deswegen daran verloren, weil es wirklich noch nicht entstanden ist, und vielleicht noch lange Zeit verlangt, ehe die Figuren mit Haut und Haar aus dem Gehirn des V. hervorgehen. Bedächten doch einmal die jungen dramatischen Schriftsteller, daß Drama nichts anders ist, als Fragment menschlicher Geschichte, dem Leser zur Lehre und Warnung dargestellt, aus der Reminiscenz eigner Erfahrung mit Treue und Kunst nachgebildet, — so daß jeder glaubt, es zu sehen, oder gesehen zu haben. Nehmen sie aber ihren Stoff aus dunklen Träumen poetischer Begierde, und nicht aus dem Markt des Lebens, wer soll ihre Figuren wieder erkennen, und sagen: das ist Fleisch von meinem Fleisch, und Bein von meinem Bein!

Verzeichnis der Schriften und Aufsätze J. H. Mercks.

· Da ich selber keine Bücher fabricire, und mich nicht von Fremdlin[illegible] sondern
meine andern schriftlichen Grundsätze [illegible], so ist ~~[illegible]~~ das Urtheil als kein Handwerk.
Ich suche nicht desto mehr dürftige. Ich habe selber kein Ziel, also kann ich ohne-
möglich das Ziel des Autors nach dem meinigen abmessen. Ich verstehe nicht alles,
allein das was ich verstehe, ist wirklich gut; u. so denke ich vielleicht von andern
auch so, das ich nicht verstehe. Der Mann weiß viel über wenig zu sagen,
u. das dünkt mich immer besser, als wenn er nichts über vieles vorzubringen
hätte. Er leugnet sich auch nicht, daß er es besser wüßte, als seine Vorgänger
u. das ist die ~~[illegible]~~ beste Entschuldigung, warum er nach ihnen geschrieben hat.
Sein erster Freund: die Dinge selbst erhält man auch an ihre Citation. Wenn er sich
verirrt, so sagt er gleich er nicht immer wo er steht, u. das ist ein Glauben und
erhält auch nicht richtig. ~~[illegible]~~. Der Mann ist frank, u. wenn
er was gegen Einen hat so sagt er's ihm ins Gesicht; u. womit ein Freund ist.
Er muß schon lang in seiner Materie sitzen ~~[illegible]~~ wie jener Engländer
Thomas del Kirk der 17 Jahre auf der Insel Juan Fernandez saß, u. wie ihn die Leute fingen ~~[illegible]~~
~~er~~ nur die Fähigkeiten aussprach ~~[illegible]~~, u. ~~[illegible]~~ viele Artikel noch Fürwörter in
seiner Gewalt hatte. Er sagt auch nicht wie er seinesgleichen ist, u. des-
wegen hat man in Zukunft Mühe zu wissen, warum ihm eigentl. gilt ~~[illegible]~~
ist. Endl. bin ich doch dahinter gekommen, u. hab es mit meinem Freunde der
ein ~~Mann~~ Syndikus von [illegible] ist, mitgetheilt. Dieser schrieb mir zurück, daß
~~[illegible]~~ er vollkommen meiner Meinung sei, u. daß ich mich nur zu erkundigen
gewusst habe. Da er die Feder besser in seiner Gewalt als ich, so will ich
Sie bitten den gesagten Lesern vorlegen, die ihn als neuen eigenen Magazin durch
andere Gründe u. bessere Schreibarten ergänzt, ersehen mag.

I. Übersetzungen und Ausgaben fremdsprachlicher Werke.

1. Franz Hutchesons Untersuchung unsrer Begriffe von Schönheit und Tugend in zwo Abhandlungen. I. Von Schönheit, Ordnung, Uebereinstimmung und Absicht. II. Von dem moralischen Guten und Uebel. Aus dem Englischen übersetzt. Frankfurt und Leipzig 1762 in der Fleischerischen Buchhandlung. gr. 8°.

2. Cato, ein Trauerspiel von Addison. Aus dem Englischen. Frankfurt und Leipzig 1763 in der Fleischerischen Buchhandlung. 80 S. 8°.

3. Th. Shaws Reisen oder Anmerkungen, verschiedne Theile der Barbarei und Levante betreffend, nach der zweiten engl. Ausgabe übersetzt und mit vielen Landcharten und andern Kupfern erläutert. Leipzig 1765 verlegt durch Bernh. Christoph Breitkopf & Sohn (mit 32 Kupfertafeln) 16 S. Vorrede, 424 S. und 22 S. Reg. 4°. (Vgl. Gött. gel. Anz. 1765, S. 641.)

4. Ma philosophie, par Dorat, Frankfurt am Mayn, 1772, 32 S. 8°. (Vgl. Frankf. gel. Anzeigen vom Jahre 1772, No. 90.)

5. The deserted village, a poem by Dr. Goldsmith. Darmstadt und Frankfort 1772, Fleischer. 8°. (Vgl. Frankf. gel. Anz. vom Jahre 1772, No. 90.)

6. Works of Ossian vol. I. & II. o. O. u. J. (1773) vol. III. & IV. Francfort and Leipzig printed for Fleischer 1777. (Vgl. Zeitschrift für Bücherfreunde 1907/08, S. 283—286.)

7. Geschichte der See-Reisen nach dem Südmeere. Von Dr. Hawkesworth beschrieben und nun in einen Auszug gebracht. Mit Kupfern. Erster und zweyther Theil. Frankfurt und Leipzig bey Johann Georg Fleischer 1775, XII und 192 S., 194 S. und 1. Bl. Errata. gr. 8°.

8. P. S. Pallas Reise durch verschiedene Provinzen des Russ. Reichs; in einem ausführlichen Auszuge. 3 Theile mit vielen Kupfern. Frankfurt und Leipzig 1776—78 bey Johann Georg Fleischer. 8°. (Vgl. Erfurter Gel. Anz. 1777, S. 248; 1778, S. 187.)

9. Sammlung russischer Geschichten des Staatsraths G. F. Müller in Moskau, in einer mehr natürlichen Ordnung. 5 Theile. Offenbach 1777—79. 8°. (Vgl. Erfurter Gel. Anz. 1778, S. 597.)

II. Dichtungen, vermischte Schriften und Aufsätze.

1. a) Merkur und Amor. Fabel. Im Göttinger Musen-Almanach 1770, S. 76. Neudruck „Deutsche Literatur-Denkmale des 18.—19. Jahrhunderts", Heft 49/50. Stuttgart 1894. Wiederholt durch F. L. Mittler im Weimarer Jahrbuch, Band 3, S. 192—195.

b) Die Fichte und die Eiche. Fabel. ib., S. 94.

c) Der Storch und der Fuchs. Fabel. ib., S. 110.

d) Die Tanne und die Eiche. Fabel. ib., S. 126.

e) Der Advocat auf dem Todtenbette. ib., S. 147.

2. Rhapsodie von Joh. Heinr. Reimhart dem Jüngern (Frankfurt 1773), 16 S. 8°. (Vgl. Der deutsche sonst Wandsbecker Bothe, 1773. Nr. 15, Sp. 8; Almanach der deutschen Musen 1774, S. 87; Rheinischer Most, 1775 [Neudruck Leipzig 1904]). Wiederabgedruckt im Taschenbuch für Dichter und Dichterfreunde 5, 140—152 und in der Urania 1817.

3. a) Ein Gemälde. Im Göttinger Musen-Almanach 1774, S. 25.

b) An den Mond. Im Junius 1771. ib., S. 83—87.

4. a) Pätus und Arria eine Künstler-Romanze. Paete non dolet. Freistadt am Bodensee 1775, 15 S. kl. 8°. Abgedruckt im Rheinischen Most 1775. (Neudruck Leipzig 1904.)

b) Pätus und Arria; eine Künstler-Romanze. Und Lotte bey Werthers Grab; eine Elegie. Beyde mit Musik. Leipzig und Wahlheim 1775, 16 S. 8°. (Vgl. Allgem. D. Bibl., Bd. 25, S. 207.) Verfasser der Elegie ist von Reitzenstein.

5. Ueber die Schönheit. Ein Gespräch zwischen Burke und Hogarth (in Wielands Teutschem Merkur 1776, I, S. 131—141.)

6. Raisonnierendes Verzeichnis einiger der besten Schmidtischen radierten Blätter. (Merkur 1776, III, S. 248—250.)

7. Eines Ungenannten Fragment einer Beantwortung über die Frage im Merkur: welches sind die sichersten Kenn-

zeichen des geraden Menschenverstandes. (Merkur 1776, IV, S. 68—78.)

8. Einige historische Nachricht von dem Ritterwesen der mittlern Zeiten (Merkur 1777, II, S. 29—39; III, S. 169—175.)

9. Ueber die Landschaftsmalerei an den Herausgeber des T. M. (Merkur 1777, III, S. 273—280.)

10. Aus der Handschrift eines Darmstädter Gelehrten. In Lavater, Physiognomische Fragmente, Leipzig und Winterthur 1775—78. Band IV, S. 283—289.

11. Geschichte des Herrn Oheims (Merkur 1778, I, S. 30—IV, S. 248.) Wiederabgedruckt in „Auswahl der besten zerstreuten prosaischen Aufsäze der Deutschen" 2. Band. Leipzig 1780, S. 3—98.

12. Ueber den Mangel des epischen Geistes in unserm lieben Vaterlande. (Merkur 1778, I, S. 48—57.)

13. Auszug aus den Sammlungen historischer Nachrichten über die Mongolischen Völkerschaften durch Pallas (Merkur 1778, I, S. 249—287.)

14. Raisonnierendes Verzeichnis aller Kupfer- und Eisenstiche, so durch die geschickte Hand A. Dürers selbsten verfertigt worden. (Merkur 1778, II, S. 86—88.)

15. Aus einem Schreiben an den Herausgeber über die Frage: wie eine Kupferstichsammlung anzulegen sey? (Merkur 1778, II, S. 170—175.)

16. Bögnersche Gemählde-Ausstellung zu Frankfurt am Mayn. (Merkur 1778, II, S. 266—272.)

17. Eine mahlerische Reise nach Köln, Bensberg und Düsseldorf. Auszüge aus Briefen an den Herausgeber. (Merkur 1778, III, S. 113—128.)

18. Schreiben eines Landedelmanns über eine Stelle aus dem dritten Theil der Könige von Scheschian an R. R. L. M. in A. (Merkur 1778, IV, S. 47—54.)

19. An den Herausgeber des T. Merkurs (Ueber den engherzigen Geist der Deutschen im letzten Jahrzehend, oder: über gewisse Erscheinungen in der jetzigen intellektuellen Welt). (Merkur 1779, II, S. 25—36.)

20. Briefe über Mahler und Mahlerei an eine Dame. (Merkur 1779, IV, S. 31—40, S. 104—112.)

21. Eine Landhochzeit. (Merkur 1779, IV, S. 193—207.) Wieder abgedruckt in „Auswahl der besten zerstreuten Aufsäze der Deutschen". 3. Band. Leipzig 1781, S. 264—280.

22. Ein Gespräch zwischen Autor und Leser. (Merkur 1780, II, S. 51—57.)

23. Einige Rettungen für das Andenken Albrecht Dürers gegen die Sage der Kunst-Literatur. (Merkur 1780, III, S. 3—14.)

24. Schreiben eines Landedelmanns aus dem pais de Vaud. (Merkur 1780, III, S. 177—183.)

25. Antwortschreiben auf den Brief des Landedelmanns aus dem pais de Vaud. (Merkur 1780, IV, S. 17—25.)

26. Ueber einige Merkwürdigkeiten von Cassel. Aus einem Schreiben an den Herausgeber des T. M. (Merkur 1780, IV, S. 216—229.)

27. Beschreibung der Gärten um Darmstadt. In „Theorie der Gartenkunst" von C. C. L. Hirschfeld. Leipzig, M. G. Weidmanns Erben und Reich 1780. Band II, S. 157—160. Wiederabgedruckt im Hess.-Darmstädtischen Staats- und Adreßkalender 1781, S. 9—19.

28. Kunstsachen. [Nachricht von den Antikenbildern des Generals Walmoden.] (Merkur 1780, IV, S. 270—275.)

29. Auszüge aus Briefen [aus Rom von W. Tischbein]. (Merkur 1781, II, S. 48—55.)

30. Von der Dauer der Welt, und ihrem verschiednen Alter, nach der Lehre der Brahminen, ausgezogen aus Hrn. Le Gentil's Reisen in Indien. (Merkur 1781, II, S. 114—125.)

31. An den Herausgeber des T. M. Ein motivierter Antrag auf Errichtung eines Poeten-Stifts. (Merkur 1781, II, S. 139—146.)

32. Ueber die Monsum (Mousson) Winde und die besondern Jahrszeiten zu Pondichery. Ausgezogen aus Herrn Le Gentil Voyages aux Indes. (Merkur 1781, II, S. 203—216.)

33. Mineralogische Spaziergänge. (Merkur 1781, III, S. 72—80.)

34. Etwas von Hrn. Prof. Büttners Vergleichungs-Tabellen der Schriftarten verschiedner Völker. (Merkur 1781, III, S. 170—175.)

35. An den Herausgeber des T. Merkurs. [Schreiben aus dem Frankenlande.] (Merkur 1781, IV, S. 236—253.)

36. Lindor. Eine bürgerlich-teutsche Geschichte. (Merkur 1781, III, S. 107—123.)

37. An den Herausgeber des T. Merkurs. Ueber die bei Kunstwerken objektiv gleichgiltige Absicht ihrer Urheber. (Merkur 1781, III, S. 179—185.)

38. Geschichte der Transfelder Bürger. (Merkur 1781, III, S. 269—274.)

39. Herr Oheim der Jüngere. Eine wahre Geschichte. (Merkur 1781, IV, S. 144, 193; 1782, I, S. 123.)

40. Ueber die letzte Gemäldeausstellung in . . . . . . (Merkur 1781, IV, S. 167—178 und S. 261—270.)

41. Ueber die Mahlerey der Alten. (Merkur 1782, I, S. 138—144.)

42. Akademischer Briefwechsel. (Merkur 1782, II, S. 101 ff.)

43. Einige nähere wahre Umstände den Guß der Statue Peters des Großen betreffend. (Merkur 1782, III, S. 63—73.)

44. Schreiben eines Freundes der Kunst an den Herrn Gallerie-Direktor Krahe in Düsseldorf, die Beleuchtung eines Gemähldes vorzüglich betreffend. (Merkur 1782, III, S. 223—234.)

45. Lettre à Mr. de Cruse sur les os fossiles d'éléphans et de rhinocéros, qui se trouvent dans le pays de Hesse-Darmstadt. (Mit zwei Kupfertafeln.) Darmstadt 1782. De l'Imprimerie de la Cour et de la Chancellerie des S. A. S. Par le Facteur I. I. Will, 24 p. 4°. (Vgl. Merkur 1782, IV, S. 48—57.)

46. Seconde Lettre à Mr. de Cruse etc. ib. (Mit 4 Kupfertafeln.) Darmstadt 1784, 28 p. 4°. (Vgl. Leipz. Litt.-Ztg. 1784, St. 38, S. 333; Hall. Gel.-Ztg. 1785, St. 14, S. 106.)

47. Ueber den Ursprung der Fossilien in Teutschland. (Merkur 1784, I, S. 50—63.)

48. Auszug aus Hrn. J. R. Forsters Bemerkungen über Gegenstände der Physischen Erdbeschreibung etc. (Merkur 1784, II, S. 16—32, 148—171.)

49. Auszug aus einer wenig bekannten Camperischen Schrift. (Merkur 1785, I, S. 24—41, 193—210.)

50. Schreiben an den Herrn Baron S. in B. Ueber einige höchst seltne antike Münzen. (In den Hess. Beiträgen zur Gelehrsamkeit und Kunst 1785, I, 1, S. 31—35.)

51. Nachricht von einigen zu Alsfeld im Hessen-Darmstädtischen gefundenen außerordentlichen Menschenknochen. In den Hess. Beiträgen zur Gelehrsamkeit und Kunst. Frankfurt am Main 1785 bei Varrentrapp Sohn und Wenner. Band I, 1, S. 35—39.

52. Troisième Lettre .... adressée à Mr. Forster. (Mit 3 Kupfertafeln.) Darmstadt 1786. 30 p. 4°. (Vgl. Gött. Gel. Anz. 1786, St. 121, S. 1209. Baldingers med. Journal 1787 St. 12.)

53. Von dem Krokodil mit dem langen Schnabel. Crocodilus maxillis elongatis teretibus subcylindricis. Gronov. ib. 1787, II, 1, S. 73—87.

54. Von den Cetaceen. ib. 1787. II. 2. S. 297—312.

55. Sur les Cétacées. In den Mémoires de la Société des sciences physiques de Lausanne. 1787, 3, S. 339—344.

56. Anmerkungen über einige der betrüglichsten Kopien von den Kupferstichen Albrecht Dürers. (Merkur 1787, II, S. 158—166.)

57. Ueber die Schwierigkeit antiken weiblichen Statuen sogleich ihren Charakter anzuweisen. (Merkur 1787, II, S. 266—277.)

58. Deutsches Lesebuch für die ersten Anfänger. Mit ausgemahlten Kupfern. Frankfurt. 1790. Bei Varrentrapp. Vermehrte Auflage 1808, S. 96. 8°.

59. Nach Mercks Tod erschien das von ihm vorbereitete Werk: Illustratio systematis sexualis Linnaei per Johannem Miller denuo edita ac revisa per M. B. Borckhausen adjectis tabulis 108 ad originale millerianum aere incicis per Conradum Felsing, Darmstadtinum. Darmstadtii Sumptibus viduae Merck, natae Charbonier. 1792.

60. 17 Fabeln von J. H. Merck. Zum ersten Mal veröffentlicht von Wagner (Briefe an Merck) 1835, S. XL—LX.

61. An Lila. Vier Gedichte vom Jahre 1771, mitgeteilt von K. Wagner. Im Morgenblatt 1843, S. 122 und 132.

62. Geschichte der Malerei bis auf Rubens und van Dyk. In der Darmstädter Zeitschrift „Gutenberg“ 1843, Nr. 132 f. zum ersten Mal veröffentlicht. Wiederabgedruckt und eingeleitet von R. Hering: J. H. Mercks Ueberblick über die Geschichte der Malerei von den frühesten Anfängen bis auf Rubens und van Dyk. Jahrb. des Freien Deutschen Hochstifts. Frankfurt am Main 1906, S. 260—276.

63. Sieben Aufsätze J. H. Mercks, in „Briefe aus dem Freundeskreise“ etc. hg. von Wagner, Leipzig 1847.

64. B. Seuffert: „Die bardische Lyrik im 18. Jahrhundert“. In den Gött. Gel. Anz. 1895, enthält einen

ungedruckten für den Merkur bestimmten Aufsatz Johann Heinrich Mercks über Klopstocks Odensammlung.

65. J. H. Mercks ausgewählte Schriften zur schönen Literatur und Kunst. Ein Denkmal hg. von Dr. Adolf Stahr. Oldenburg 1840. Druck und Verlag der Schulzeschen Buchhandlung. XVI und 350 S. 8°. (Das beigegebene Bildnis stellt nicht Merck, sondern Meyer von Knonau dar, vgl. Allgem. [Leipziger] Modenzeitung 1857 Nr. 27 und Lit. Centralblatt 1872, Sp. 145.)

66. Recensionen und Beiträge Mercks ferner: Frankfurter Gel. Anzeigen 1772/73; Nicolais Allgemeine Deutsche Bibliothek (1773—1778 unterz. Um. Za. Kl. Au., 1779 u. f. Mt.); Teutscher Merkur 1774 ff.; ferner im Deutschen Museum, in Lichtenbergs Magazin, Kösters Allgemeiner deutscher Encyklopädie.

Inhalt des ersten Bandes

Einleitung VI
J. H. Merck in Zeugnissen Goethes 1
Fabeln und Gedichte
*Die beyden Baumeister 15
*Der Fuchs und der Esel 16
*Der Missjonär 17
*Ballad 19
*An Psyche 21
*Auf eine Ohnmacht 21
Rhapsodie von Johann Heinrich Reimhart dem Jüngern 23
*Pätus und Arria 35
Episches
Geschichte des Herrn Oheims 45
Eine Landhochzeit 111
Lindor 123
Herr Oheim der Jüngere 136
Vermischte Aufsätze
Ueber die Landschaft-Mahlerey 181
Ueber den Mangel des Epischen Geistes in unserm lieben Vaterland 188
Wie eine Kupferstichsammlung anzulegen sey 195
Ueber den engherzigen Geist der Deutschen im letzten Jahrzehend 200
Briefe über Mahler und Mahlerey an eine Dame . . 209
*Ein Gespräch zwischen Autor und Leser 222
Einige Rettungen für das Andenken Albrecht Dürers 228
Antrag auf Errichtung eines Poetenstifts 237
Beschreibung der Gärten um Darmstadt 243
Ueber die bei Kunstwerken objectiv gleichgiltige Absicht ihrer Urheber 247

Ueber die lezte Gemälde-Ausstellung in *** 253
Ueber den verachteten Zustand der deutschen Wissenschaft 268
*Fragment über J. R. Forster 271
Rezensionen
Klopstocks Oden 277
*Herders älteste Urkunde 281
Die Leiden des jungen Werthers 286
Die Freuden des jungen Werthers 286
Situation aus Fausts Leben von Mahler Müller . . 289
Verzeichnis der Schriften und Aufsätze Mercks . 291

Die mit * bezeichneten Stücke gelangen nach den Originalhandschriften Mercks zum Abdruck, davon die Fabeln und Gedichte sowie das Fragment über J. R. Forster überhaupt zum erstenmal, das „Gespräch zwischen Autor und Leser" zum erstenmal vollständig.

Dieses Buch wurde in 600 Exemplaren gedruckt in der Offizin W. Drugulin zu Leipzig.